MORITZ HARTMANN'S GESAMMELTE WERKE: BD. BRUCHSTÜCKE...

Moritz Hartmann, Ludwig Bamberger, Wilhelm Vollmer

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1874.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Mit dem zehnten Band ist die Ausgabe von Moritz Hartmanns gesammelten Werken beendet, und es erübrigt nur noch, einige erläuternde Worte über die Anordnung derselben nachzutragen.

Der Plan zur Einrichtung dieser Gesammtausgabe ist gewissermaßen vom Dichter selbst vorgezeichnet. Nach einem im Jahr 1866 zwischen der E. Ebner'schen Buchhandlung in Stuttgart einer- und Moritz Hartmann, Otto Müller und Wilhelm Raabe anderseits abgeschlossenen Vertrag sollte die genannte Verlagsbuchhandlung sowohl die ältern als die neuern und neuesten Werke dieser drei Novellisten und Schriftsteller in einem großen, serienweise auszugebenden Sammelwerk, „Hausschatz deutscher Erzählung" veröffentlichen. Von Hartmanns älteren Werken sollten erscheinen: „Der Krieg um den Wald; Tagebuch aus Provence und Languedoc; Erzählungen eines Unstäten; Von Frühling zu Früh-

ling; Erzählungen meiner Freunde; Novellen; Bilder und Büsten; Nach der Natur; Märchen und Geschichten; Der Gefangene von Chillon; Die letzten Tage eines Königs.“ Als neu wurden angekündigt: „Das Denkmal der Mutter, Roman in drei Bänden; Reisen in Ost und West; Politische Erinnerungen; Kalendergeschichten; Skizzenbuch; Religiöse Erzählungen; Der Krieg in den Cevennen.“ Das Unternehmen scheiterte in Folge der Ungunst der Zeitverhältnisse nach kurzer Zeit; der von Hartmann vorgezeichnete Prospekt blieb aber im Wesentlichen für die nach seinem Tod zu Stande gekommene Gesammtausgabe maßgebend.

Vorangestellt wurden in derselben, nach einem ziemlich allgemein geltenden Gebrauch, die lyrischen und epischen Dichtungen. Sie sind in den ersten zwei Bänden enthalten, und wir verweisen auf das dieselben einleitende Vorwort.

Den Hauptbestandtheil des dritten Bandes bildet das „Tagebuch aus Provence und Languedoc.“ Dasselbe, in einzelnen Partieen schon in verschiedenen deutschen Zeitschriften veröffentlicht, erschien gesammelt in zwei Bänden 1853 bei C. W. Leske in Darmstadt. Die zweite, für den „Hausschatz“ bestimmte Auflage sollte mit folgender, aus Stuttgart, Herbst 1866, datirten Vorrede des Verfassers eingeführt werden:

„Eine neue Auflage des Tagebuches aus Languedoc und Provence hätte schon vor Jahren erscheinen sollen;

allerlei äußerliche Umstände, u. a. die Abwesenheit des Verfassers vom Vaterlande, verhinderten die Herausgabe. Dieses vor fünfzehn Jahren geschriebene Tagebuch heute in der Sammlung des ‚Hausschatzes' wieder erscheinen zu lassen, nehme ich um so weniger Anstand, als es bei seinem ersten Erscheinen von Kritik und Publikum mit Beifall, ja mit großem Beifall empfangen worden und ich hoffen darf, daß dieß heute wie damals der Fall sein werde. Geschichte, Kunstgegenstände, Menschen und Natur jener Gegenden, mit denen sich das Buch vorzugsweise beschäftigt, haben sich seit damals wenig oder gar nicht verändert, und die wenigen Schilderungen der sozialen und Partei-Zustände unter der Republik können in soferne nicht veralten, als sie vielleicht einigen historischen Werth haben. Ich gestehe, daß ich diese sogar mit Vergnügen in ihrer ursprünglichen Form wieder abdrucke, da sich manche an sie geknüpfte Betrachtung und Prophezeiung seitdem bewahrheitete. Die interessanteste auf dem Boden Languedocs spielende Geschichte, den Aufruhr in den Cevennen, habe ich seitdem fürs Volk in ‚Engelhorns Volksbücher' unter dem Titel: ‚Die Kinder Gottes und die Prophetenkinder' erzählt. Das Büchelchen wird später, etwas erweitert, als Vervollständigung des Tagebuchs aus Languedoc und Provence dem Hausschatz einverleibt werden.

Mögen Kritik und Publikum diese neue Auflage ebenso freundlich empfangen, wie sie die erste vor vierzehn Jahren aufgenommen."

Das in dieser Vorrede erwähnte „Büchelchen“ konnte leider in der Gesammtausgabe keinen Raum finden. Die Hauptzüge desselben sind schon im Tagebuch gegeben. Einzelne Verbesserungen, die der Verfasser jener zweiten Ausgabe des Tagebuchs zugedacht hatte, sind unserem Abdruck zu Gute gekommen. Angeschlossen wurden letzterem noch einzelne weitere Reiseskizzen: die „Briefe aus Dublin,“ dem Prutz'schen deutschen Museum, die „Wanderungen durch celtisches Land,“ dem Stuttgarter Morgenblatt, und die „Bilder aus Dänemark,“ die zuerst ebenfalls in einer Zeitschrift veröffentlicht waren, dem Sammelwerk „Bilder und Büsten“ (Zweite Ausgabe, Berlin, O. Janke 1862) entnommen. Zu bedauern ist, daß es an Raum gebrach, auch die Briefe aus dem Orient, die Hartmann in den Jahren 1854 bis 1855 während des orientalischen Krieges in der Kölnischen Zeitung veröffentlichte, zum Abdruck zu bringen und so der Rubrik in dem Prospekt des Hausschatzes: „Reisen in Ost und West“ vollständig zu genügen.

Der vierte Band enthält den „Krieg um den Wald“ (Frankfurt, Literarische Anstalt, 1850) und die „Erzählungen eines Unstäten,“ welche letzteren, sowie die im fünften, sechsten und siebenten Band mitgetheilten und gesammelt erschienenen Novellen, Märchen und Erzählungen zuerst in den verschiedensten Journalen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Wir nennen von diesen beispielsweise nur: Kölnische Zeitung, Ham=

burger Nachrichten, Hartung'sche Zeitung, Wanderer, Neue Frankfurter Zeitung, Neue Freie Presse, New-Yorker Staats-Zeitung, Morgenblatt, Wehls Jahreszeiten, Walesrode's Fortschritt, Ruppius' Sonntagsblätter, Prutz' Deutsches Museum, Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte, Gartenlaube, Ueber Land und Meer, Freya und viele andere. Die „Erzählungen eines Unstäten" erschienen gesammelt 1858 in zwei Bänden im Verlag von Franz Duncker in Berlin, die „Erzählungen meiner Freunde" bei O. Janke, Berlin 1862. Von den „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen" (Braunschweig, G. Westermann 1858) sind zwei: „Die Geschichte des Königs Lavra" und die „des Elfenkönigs O'Donoghue," im dritten Band in die „Briefe aus Dublin," wo sie ursprünglich standen, eingereiht, und ein drittes Stück, „das Gewissen, Märchen aus der Auvergne," ist nach dem Willen des Verfassers nicht mehr mit abgedruckt. Anderseits wurde diese Sammlung durch vier neue, dem Jahrgang 1865 der Freya entnommene Märchen: „der Schuster," „die erste Himmelfahrt," „die Erscheinung der Aebte" und „der Kuchen" vermehrt. Der früher den Schluß der „Erzählungen eines Unstäten" bildende Anhang: „Westöstliche Geschichten aus der neuesten Zeit," der im vierten Band keinen Platz mehr fand, wurde im folgenden fünften an geeignet scheinender Stelle untergebracht. Die Novellen des sechsten Bandes erschienen zuerst gesammelt in zwei Bänden

1863 bei Hoffmann und Campe in Hamburg, die des siebenten unter dem Titel: „Nach der Natur" in drei Bänden 1866 bei E. Ebner in Stuttgart. Beigefügt wurde den letzteren noch „Der alte Richter" aus dem Jahrgang 1866 der Freya.

Der achte Band enthält wieder drei größere Erzählungen Hartmanns: „Der Gefangene von Chillon" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1863; auch als dritter Band der daselbst erschienenen Novellen); „Die letzten Tage eines Königs," im Winter 1864 auf 1865 entstanden und zuerst im Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer," dann 1867 in einer Separatausgabe bei E. Hallberger wieder abgedruckt; und „Von Frühling zu Frühling," zuerst 1861 im Verlag von Franz Duncker in Berlin erschienen.

In Betreff des neunten Bandes verweisen wir auf das denselben einleitende Vorwort. Das „Andenken der Mutter" ist der im Prospekt des „Hausschatzes" versprochene dreibändige Roman, und die beiden andern, dem Auerbach'schen Volkskalender entnommenen Erzählungen sollten der in jenem Prospekt angekündigten Abtheilung „Kalendergeschichten" gerecht werden.

Die übrigen dort verzeichneten Rubriken sollten nach bestem Vermögen im zehnten Band vertreten sein und so zugleich eine Auswahl aus jenen zahlreichen feuilletonistischen Erzeugnissen bieten, in denen die leichte Produktionskraft des Dichters fast unerschöpflich war.

Als politische Erinnerungen eröffnen diesen Schlußband die „Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen" aus den von Ludwig Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien," 1861. Dann folgen aus dem Jahrgang 1863 der „Gartenlaube": „Die letzten Schicksale des deutschen Parlaments" und aus dem Wiener Concordia-Kalender für 1869: „Kleine Erlebnisse während des Staatsstreichs." Der „Brief aus Italien," der den Standpunkt des Verfassers in einer politisch mächtig erregten Zeit bezeichnet und zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der italienischen Einheitsbestrebungen liefert, ist an Karl Vogt gerichtet und dem Jahrgang 1860 der eben erwähnten „Demokratischen Studien" entnommen. Die hierauf mitgetheilten biographischen Skizzen und Charakterbilder von Mazzini (aus der Neuen Freien Presse), Prim (aus der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung), und dem königlichen Künstler Dom Fernando (aus der Neuen Freien Presse) leiten von der Politik auf das heitere Gebiet der Kunst über. Die lebensgeschichtlichen Umrisse von François Rude, Beranger, Barye und Stephen Heller, sowie die „Wanderungen durch Pariser Ateliers," in welchen Hartmann auch den vaterländischen Künstlern volle Ehre angedeihen läßt, sind dem Sammelwerk „Bilder und Büsten" entnommen, während die „Erinnerungen an Rossini," ein Muster reizender Detailmalerei voll des anmuthreichsten Humors,

der Neuen Freien Presse entlehnt sind. Aus dem disparaten Gebiet feuilletonistischer Plaudereien sind endlich unter der Abtheilung „Vermischtes“ drei Stücke mitgetheilt, die jedes für sich gewissermaßen ein eigenes Genre vertreten: „Die Wunder des Magnetismus,“ aus dem „Fortschritt,“ wiederholt und erweitert in der Freya; „Die schwarzen Bankozettel“ aus der „Neuen Freien Presse“ und „Eine Vermuthung“ aus der Freya.

Um endlich auch außer dem im zweiten Band abgedruckten Operntext „Roswitha“ eine weitere Probe von Hartmanns Befähigung zur dramatischen Poesie zu geben, haben wir aus den drei vollendet im Nachlaß vorgefundenen originalen dramatischen Erzeugnissen: „Sie sind arm,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Buridans Esel,“ Lustspiel in einem, und „Gleich und Gleich,“ dramatisches Sprichwort in zwei Akten, das letztgenannte, das, im Februar 1861 vollendet, fast auf allen größeren deutschen Theatern mit Erfolg aufgeführt wurde und bei einzelnen in das ständige Repertoire aufgenommen ist, ausgewählt und beschließen damit den zehnten Band.

Zwei dreiaktige Komödien des spanischen Lustspieldichters Moratin: „Die Scheinheilige“ und „Das Ja der Mädchen“ fanden sich, ebenfalls vollendet, in deutscher Uebersetzung vor. Sie müssen, wie die andern oben erwähnten, ausgeschlossen bleiben, weil mit dem zehnten Band das dieser Ausgabe bestimmte Maß des

Umfangs erfüllt ist. Dasselbe Schicksal betrifft auch den zuerst im Jahrgang 1867 der Freya unter dem Titel „Adelig und Bürgerlich" veröffentlichten und dann 1869 in einer Separatausgabe bei R. Lesser in Berlin erschienenen Roman: „Die Diamanten der Baronin." Auch die aus dem Französischen des Perrault übersetzten, von E. Hallberger in Stuttgart in einer Prachtausgabe mit G. Doré'schen Illustrationen herausgegebenen Märchen sind nicht in diese Ausgabe aufgenommen.

Von größeren Arbeiten Hartmanns ist noch zu erwähnen ein anonym unter dem Titel: „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte" 1845 bei F. W. Grunow in Leipzig erschienenes Schriftchen. Dasselbe enthält eine, K. S. unterzeichnete historische Einleitung und dann den Bericht über die letzten Tage und die am 21. Juni 1620 erfolgte Hinrichtung der nach der Schlacht am weißen Berge prozessirten böhmischen Notabeln. Die Erzählung rührt angeblich von einem zeitgenössischen Augenzeugen, einem Begleiter des den Verurtheilten beigegebenen Beichtvaters, Pater Rosacius, her. Das 103 Seiten Duodez zählende Schriftchen hat nur literaturgeschichtliche Bedeutung; Hartmann erwähnte desselben später niemals gegen seine Freunde, und es wäre wohl vergessen, wenn er nicht davon an Karl Goedeke, dem wir diese Notiz verdanken, für dessen literarhistorische Arbeiten Mittheilung gemacht hätte.

Möge diese Gesammtausgabe im deutschen Volk das Andenken an einen edlen Dichter und Schriftsteller lebendig erhalten, der sein Leben dem Kampfe um die höchsten Güter des Daseins: Freiheit und schöne Menschlichkeit, gewidmet hat.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen 1
I. Prager März- und Apriltage 5
II. Frankfurter Septembertage 28
III. Wiener Oktobertage 39
Die letzten Tage des deutschen Parlaments 73
Kleine Erlebnisse während des Staatsstreichs 95
Ein Brief aus Italien. An den Verfasser des „Juchhe nach Italia!" 117
Biographische Bilder und Skizzen.
Mazzini 167
Prim 177
Künstler und Prätendent 182
François Rude 190
Beranger 215
Barye 243
Stephen Heller 254
Erinnerungen an Rossini 283
Wanderungen durch Pariser Ateliers.
I. Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer . . 295
II. Gustav Ricard 312
III. Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus 325

Seite

Vermischtes.

Die Wunder des Magnetismus 353
Die schwarzen Bankozettel 391
Eine Vermuthung 415
Gleich und Gleich. Dramatisches Sprichwort in zwei Akten . . 427
Gesammtregister 479

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen.

(1861.)

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal dekretirte, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht existirt habe, also in der Reihe der Jahre nicht zu zählen sei; und in der That sollen die Kabulistaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück sein, so ungefähr wie die Russen um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürst von Hessen, der in sein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzosen daraus verjagt hatten, dekretirte sogar eine ganze weltgeschichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachsen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu streichen, was ebenfalls als ein Fortschritt gegen Kabul zu betrachten ist. Ein noch größerer Fortschritt signalisirt sich heute in ganz Deutschland und seinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigstens *sprechen* von jenem unheilvollen Jahre, das durch ein Dezennium nicht einmal in unserer Erinnerung bestehen durfte. Man spricht wieder von „Grundrechten des deutschen Volkes," Schmerling taucht auf wie ein Gespenst, als Befreier, und *er* soll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit so viel Fleiß begraben half; derselbe Fürst, der gewisse Prinzipien und Menschen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menschen noch immer dort hängen, nimmt aber die Prinzipien herab und trägt sie dem Volke vor wie heilige Gesetzestafeln, und überall thut man, als gebe man Amnestien, um sich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu versöhnen.

Kaiser proklamiren Konstitutionen und Nationalitäten, deren Proklamatoren sie haben hängen und würgen lassen — denn Alles hat seine Zeit, und wer darüber spotten wollte, dem könnten wir antworten, daß Das alles nur billig und vernünftig sei. Vor elf Jahren waren die Völker zu Dergleichen noch nicht reif: Das haben wir eingesehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehenkt, füsillirt, eingekerkert, konkordatet, Anleihen gemacht, geknebelt und die Länder den Jesuiten und barmherzigen Schwestern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die ersehnte Reife hervorzubringen, und jetzt — sind wir aufrichtig.

Benützen wir den günstigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferstandenen Jahre 1848, so weit es erlaubt, zu beschäftigen, bevor es wieder eingesargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die schon unendlich klein aussehen, da sie durch eine Weltgeschichte von Reaktionen, Verträgen, Oktroyirungen, Konkordaten, Kriegen, Anlehen, Konzessionen, Versuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentschaften, historischer Logik und momentanem Wahnsinne in unendliche Ferne gerückt sind. Aber wie uralt auch jene Zeit sei, die Menschen leben noch, und Menschen mit ihrem reizbaren Nervensystem dürfen erst viele Jahrzehnte nach ihrer Bestattung gemalt werden, erst um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt ist, sie zu Trauerspielhelden zu benutzen. Schmerling beweist, daß er lebt, also, mit seinen Zeitgenossen, noch unbrauchbar ist; so wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme Massen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erstreben, belehrend zu sein, belehrender, als wenn wir selbst von maßgebenden Persönlichkeiten, Palacky, Rieger, Windischgrätz u. s. w. sprechen; vielleicht, daß wir dann an gewisse Mächte erinnern, die nicht zu verachten sind, und an manche Kräfte, die sich noch geltend machen werden. Während wir so zu unserm Vergnügen uns

erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienst und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutschösterreich, vielleicht in ganz Deutschland eine einzige wohlorganisirte und kompakte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handschrift apokryph sei oder nicht, die slavische Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieser Handschrift, welche beweisen sollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnsal still und bescheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache, und theils aus Mangel an Produktivität, theils aus Takt begann man mit Uebersetzungen aus allen Zungen; jedes selbst mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und, selbst wenn es nur der Wiederschein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotischer Selbsttäuschung für original gehalten. Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verstorbenen lyrischen Dichter Macha, von dem man wenigstens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Historiker Palacky, der mit seinem heldenmüthigen Fleiße, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Blick und Kombinationsgeiste, bei der bisherigen Vernachlässigung, Verfälschung und Verwirrung der

vaterländischen Geschichte, allerdings wie von der historischen Vorsehung geschickt war, um seine Landsleute mit dem Stolze und, was mehr ist, mit dem Bewußtsein einer historischen Existenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verschiedensten Perioden ist bis ins 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß sie nicht nur die Jugend begeistern, sondern auch dem Geschichtsphilosophen als eine unverlorene und unverlierbare Basis einer Zukunft und Weiterentwickelung erscheinen kann. In der That sah man sich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufstrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen sein; die Koryphäen der jungen Partei standen mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieser persönlichen Erklärungen nicht, um den Panslavismus zu motiviren. Der Panslavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter sich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Bestrebungen Theil nahm, umgeben von Deutschen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, sich an ausländische Anverwandte anzulehnen, und zwar vorzugsweise an „den Vetter, der den großen Brummbaß spielt" (wie Hawliczek sagt), an Rußland; abgesehen davon, daß eine junge und begeisterte Partei sich nothwendig nach einer größeren Idee sehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechische Sprache herzustellen, oder in unserer Zeit der großen Staaten selbst ein Königreich Böhmen aus alter Asche auferstehen zu machen. Rußland, das zu Hause den Panslavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wissend, daß Oesterreich bald in den Zustand der Türkei herabsinken müsse, besonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem ächt russischen Wunsche beseelt, auch in diesem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewissen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oesterreich konnte ihm nicht zu viel sein, da seine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere

war, und er Behufs des Divide et impera die fortgesetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne sah. Erfand er doch noch in den Vierziger Jahren in Galizien selbst eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieser Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er diese Ruthenen, indem er sie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach den Russen nur näher brachte.

So befand sich die junge czechische Partei eigentlich in einer sehr günstigen Lage, die um so günstiger war, als sie sich über Unterdrückung durch die Deutschen beklagen konnte, was scheinbar sehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint sein konnte, nur aus Czechen bestand und obwohl der Druck in Oesterreich für alle Nationalitäten gleich war. Hätten die Deutschen in Oesterreich es gewagt, so viel von ihrer Nationalität zu sprechen, wie die Czechen, sie wären nach den Wiener Konferenzen und den Karlsbader Beschlüssen, den Lieblingskindern Metternichs, behandelt worden. Ein Theil des landständischen Adels, der durch das Metternich'sche Büreaukratenthum als solcher allen Einfluß verloren, schloß sich an eine Partei an, die doch wenigstens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landstände wieder beleben konnte. Und der böhmische Adel ist reich. Unter so günstigen Verhältnissen organisirte man sich, bildete Gesellschaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen diesen Bestrebungen ferne stand, gründete Zeitungen, die, wenn sie auch stumm sein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz, that Alles, was eine Partei kompakt und kräftig machen konnte. Die Hauptsache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei dastehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man sich und seine Kräfte kannte.

Dieß alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipps sah es in Prag aus, als ob es nur und ausschließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutschen

existirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oesterreich die Hauptstadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dieß ist nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor sich. Schon am 11. März wurde eine große Volksversammlung im Wenzelsbade gehalten, und zwar war sie von den Czechen veranstaltet.

Von dieser Volksversammlung erfuhr ich erst Tags vorher, zufällig und durch einen Deutschen von der czechischen Partei. Ich äußerte meine Absicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich solle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anwesenheit, meinte er, könnte die Versammlung einen revolutionären Anstrich bekommen; Das sollte sie nicht. Damit war das ganze Programm der czechischen Partei ausgesprochen. Man wollte eine Bewegung machen, man wollte fordern und seine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil, auf die loyalste Weise, als gesuchter Bundesgenosse der Regierung. Deutsche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrschen des Slaventhums in Oesterreich verhinderten; die Ungarn waren schon furchtbar, die Deutschen konnten es durch Deutschland werden, wenn es sich wirklich einigte; mit Italien war man schon im Kriege. Blieben also nur die Slaven, auf die sich Habsburg stützen konnte, und man wollte Habsburg zeigen, daß es sich auf sie mit Zuversicht stützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! so weit ordnete man das aufsprudelnde patriotische Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte sich jetzt nicht um Böhmen, es handelte sich darum, Oesterreich überhaupt unter slavischen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten siebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutschen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden

Einfluß gewonnen, da sie mit einem solchen Reichstage Oesterreich gänzlich von Deutschland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternichs brachten vollkommene Freiheit der Handlung, und nun zeigte sich die vollendete Organisation und Gliederung der slavischen Partei im schönsten Licht. Mit einem Male saßen Männer im Rathhause, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädestinirt waren, und wirkten andere, eben so auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenster Harmonie mit den Beschlüssen der Männer des Rathhauses waren. Die bisher unbedeutenden, aber doch existirenden czechischen Organe wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journalisten, von deren Talent das Metternich'sche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten sich als kräftige, energische Publizisten voll Feuer, Geist und Beredtsamkeit. Unter diesen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erscheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf; er saß einige Jahre neben mir auf der Schulbank, und ich weiß, wie sehr er ursprünglich Schriftsteller und Schriftstellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für seine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn selbst zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetsten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er slavisch-verschmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktisch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Hussiten in seiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meist Studenten, denen zwar sein Geist fehlte, die sich aber an seinem Fanatismus entzündeten, in Palacky's Geschichte ihren positiven Anhaltspunkt fanden und so geeignet waren, in solcher Zeit auf die Massen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollständigten sich die Reihen der wirkenden Czechen, da sie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in diesem wichtigen Momente unter die Fahnen riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zurück-

berufen, wo er sich der Gesundheit halber aufhielt, und er eilte rasch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen.

Wie anders ging es uns Deutschen! Nur Ein Beispiel anstatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ schaffen und beriefen einen jungen Deutschböhmen, der an einer deutschen Universität verweilte und sich in einer bedeutenden deutschen Zeitschrift als talentvollen Stilisten erwiesen hatte. Er kam so eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber kaum drei Tage nach seiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh sein, wenn wir in das höchst gemäßigte, mit beiden Parteien transigirende Blatt der Brüder Haase oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Massen hinter sich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen; eine doppelte Ursache für das ängstliche Kapital, wie überhaupt für die ängstlichen Gemüther, sich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechische und andere Studenten aus andern slavischen Ländern zurück. Letztere trugen slavische Tracht und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze slavische Partei slavische Tracht, und was diese Tracht trug, gehörte wie von selbst zu der großen Verbindung der „Swornost" oder Eintracht. Diese Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrschte sie durch ihr jugendliches und feuriges Wesen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornost, und die Swornost gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornost, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Massen nach Belieben in Bewegung setzen oder zurückhalten. Die Organisation war vollendet, und offizielle Nationalgarde, bewaffnete Studentenschaft und die zerfahrene deutsche Partei, die eigentlich als solche

nicht existirte, waren diesem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun, eine Körperschaft zu schaffen, die gewissermaßen das Land konstitutionell repräsentire, eine Wohlthat scheine, indem sie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Ministerium Pillersdorf, überhaupt der deutschen Wiener Revolution gegenüberstehe. Man schuf den National-Ausschuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksversammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliste von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Opposition durch Akklamation angenommen wurde. Auf dieser Liste befanden sich die Namen der Slaven, die bereits Sommitäten waren oder es werden sollten, wie Schaffarik, Palacky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits seit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Erwein Nostiz, Graf Laczansky, Graf Wurmbrand, Fürst Camille Rohan u. A. Um unparteiisch zu sein, wählte man auch drei Deutsche: den Dichter, Hofrath Karl Egon Ebert, der konservativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutschen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialist und rother Republikaner war, und den Schreiber dieser Zeilen.

Der so gewählte National-Ausschuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmassen begleitet auf den Hradschin, in die Domkirche, um seine Thätigkeit mit einem pompösen Gottesdienst zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten, und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorsitz. So wurde im Namen des Kaisers getagt. Graf Stadion sagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorschläge machten und annahmen. Die deutsche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weise maßgebend. Indessen handelte es sich zu Anfang nur um Administratives und um Verwirklichung der von den Wienern errungenen freiheitlichen

Konzessionen, und wir konnten ohne Opposition und mit gutem Gewissen mitstimmen.

Der National-Ausschuß zeigte sich, trotz des starken aristokratischen Elementes, in Bezug auf diese freiheitlichen Konzessionen viel liberaler als selbst ein großer Theil der sogenannten Intelligenz. Diese, aus Gelehrten, Schriftstellern, Advokaten &c. bestehend, hatte sich eines Tages versammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrschend bei dieser Berathung war die Angst vor dem Mißbrauche der Presse, und es wurde ein Antrag gestellt, der darauf hinauslief, die eben abgeschaffte Zensur in etwas anderer Gestalt wieder einzuführen. Man wollte ein Komité niedersetzen, dem Alles, was gedruckt werden sollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entscheiden sollte. Die Majorität in ihrer Aengstlichkeit schien diesen Antrag sehr praktisch zu finden und war bereit, sich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erst abgeschüttelt hatte. Ich trat gegen diesen Antrag auf und wurde sofort von Hawliczek aufs Kräftigste unterstützt. Da wir Beide erklärten, daß eine solche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande sei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns gesetzlich nicht mehr unter die beabsichtigte Zensur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausschuß hingegen machte man nicht den geringsten Versuch, die neuen Freiheiten zu beschneiden. Erst als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er usurpatorisch und gewaltthätig.

Deutschland hatte sich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausschuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutsches Parlament sollte beschickt werden. Damit kam einige Regung und einiges Bewußtsein in die Deutschen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Industrie und den Handel besaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargischen Zustande gegenüber gestanden;

sie, die wenigstens zwei Fünftheile der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutsche hinter sich hatten. Jetzt erinnerte man sich, daß man deutsch war und daß man nicht ausgeschlossen sein wollte, wenn Deutschland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, machte sich nun halb und halb von selbst. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht, eine kleine Schaar um mich zu versammeln; es schlossen sich bald Andere an: Doktoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Versammlung zu Stande brachte, zeigte es sich, daß wir selbst in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieser Versammlung wurde ich in das Komité der Deutschen gewählt, aus welchem ich, da es sich bildete, ausgeschlossen worden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Konzessionen schrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt schon die Hände in den Schooß zu legen; es handle sich darum, sich Garantieen der Freiheit zu verschaffen: ohne solche Garantieen sei eine Reaktion unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunsten der Freiheit der Italiener geschrieben hatte, was mir diese Deutschen, die ein freies Parlament beschicken wollten, nicht verzeihen konnten. Das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausschuß. Er war slavisch in seiner Majorität, ich war also, trotz meiner Opposition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir geradezu diesen Titel. Doch sei diesem Blatte Dank; es war eines der ersten Organe, die für die deutsche Sache auftraten. Die Volksversammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther, und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, schickte sie mich in das Komité der Deutschen.

Einzelne Deutsche steckten nun die schwarz-roth-goldene Kokarde auf; sie wurden mißhandelt; die Slaven kamen in große Gährung und nahmen eine feindliche Stellung ein.

Sie waren fest entschlossen, die Frankfurter Parlamentsfrage nicht aufkommen, wo möglich nicht einmal diskutiren zu lassen.

Sie waren darin nur logisch. Ihnen war Böhmen nicht deutsch; von ihrem nationalen Standpunkte brauchten sie eine achthundertjährige Geschichte nicht anzuerkennen; wir Deutschen waren ihnen Eindringlinge und Usurpatoren; in den Kaffeehäusern diskutirte man die Zukunft, die wenigstens das alte großböhmische Reich sammt Schlesien wieder herstellen müsse. Von Rußland wurde nicht gesprochen, aber es verstand sich von selbst, daß, wie wir uns an die deutschen Brüder anzuschließen strebten, sie sich im gegebenen Falle mit den slavischen verbinden könnten. Nur Hawliczek war so aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu sagen: Ja, ja, wir sind lieber russische Leibeigene, als freie Deutsche. — Darf ich von diesen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, diesen Ausspruch Hawliczeks zu gebrauchen. Im deutschen Komité veranstaltete man eine Deputation an den Nationalausschuß, welche für die Deutschen dieselbe Freiheit verlangen sollte, deren sich die Czechen erfreuten. Diese trugen nicht nur ihr Nationalkostüm, das Prag tant soit peu den Anstrich eines Maskenballes gab, sie trugen auch die weißrothe böhmische Kokarde und steckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation sollte dasselbe Recht und den Schutz dieses Rechtes vom Nationalausschuß in Anspruch nehmen. Unsere Absicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausschuß, der sich sonst so radikal geberdete, zu entlarven, indem wir ihn zur Enthüllung seiner gegen das Deutschthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erschien, geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Man suchte sie mit guten Worten abzufertigen, ohne entschiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutschen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutschen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich sprach sehr versöhnlich, indem ich die schöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutschland verbunden, als Vermittler der deutschen Zivilisation nach Osten zu spielen könnte. Ich benutzte

damals, nebenbei gesagt, jene Ausdrücke des „Zivilisation nach Osten Tragens," deren sich später Herr v. Gagern in Beziehung auf Oesterreich bediente und für die der Unglückliche so viel Spott hatte leiden müssen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widersprach mir, man erhitzte sich und mich, und ich ließ mich zu einer Anspielung auf russische Absichten hinreißen. Widerspruch von allen Seiten und gewaltiges Geschrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handschrift, gerade Derjenige, dessen russische Sympathieen am Wenigsten ein Geheimniß waren, erhob sich, sprang mir einige Schritte entgegen, und beide Fäuste ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich stand am Fenster, und Alfred Meißner, der neben mir saß, raunte mir ins Ohr: Gib Acht aufs Fenster! anspielend auf die beliebten historischen böhmischen Fensterstürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczeks zu; der Lärm wurde größer, und Hawliczek sprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch diesen Vorgang selbst den Vertrauensvollsten unter den Deutschen klar wurde, daß vom Nationalausschuß für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unsere deutsche Minorität in demselben nur wie ein Spott aussah und ich persönlich vielen Deutschen als ein Halber erschien, so lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unsere Demission.

Mittlerweile hatte sich das deutsche Komité mit den deutschen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung gesetzt, und siehe da, es kamen uns aus den verschiedensten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten sich schon Ausschüsse ganz in unserem Sinne gebildet; an anderen Orten schuf man solche auf unsere Veranlassung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeisterung. Die gute Stadt Leitmeritz schickte einige Abgeordnete nach Prag, um sich mit uns in direkte Verbindung zu setzen und Mittel und Wege zu unserem Zwecke zu besprechen. Man beschloß eine Deputation nach Wien,

welche dort unsere Rechte geltend machen und die Ausschreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken sollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweisen sollte, daß der große Besitz mit uns sei, ein Dr. Juris (ich nenne so wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Personen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht schaden könnte) und ich wurden mit diesem Auftrage beehrt. Wir sollten uns mit unseren gerechten Forderungen und Beschwerden geradenwegs an den Kaiser und an den Minister Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieser Genuß der gewonnenen Freiheit, dieses frische, junge Leben, dieser Frühling in allen Gemüthern, diese festlich frohe Stimmung überall — wie verschieden war Das alles von der düsteren, brütenden, argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Elf Jahre später erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften, nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiser Ferdinand war krank, und sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, sollte uns als sein alter ego empfangen. Kaum waren wir in den Vorsaal getreten, als uns ein Kammerherr desselben, ein Graf Isolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenstürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeisterung empfing. Graf Isolan ist, wie männiglich aus Schillers Wallenstein weiß, ein Kroat, also ein Slave. Er hatte von einer böhmischen Deputation gehört: er erwartete slavische Brüder. Ich werde das Gesicht nie vergessen, mit dem er unsere Bitte, „eine deutsche Deputation“ zu melden, anhörte. Diese Enttäuschung! diese Verlegenheit! Doch faßte er sich als guter Hofmann sehr rasch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 1813 geschmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre stehen, aus der er getreten war, und bat uns, herbeizukommen. Er war sehr aufgeregt und schüchtern. Es

begann nun eine höchst sonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältnisse Böhmens auseinandersetzten, schwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erst da wir auf Einzelnes kamen, Jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog sich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. versicherte, daß die Deutschen in Böhmen ganz gute Unterthanen seien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut Wienerisch sprechend, ins Wort — ach ja — Das sein so gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg gewesen, und da hab ich's g'sehn, das sein so gute Unterthanen, aber so gut, so treu. — Und wieder, als ich eben vom deutschen Prinzip gesprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da ist überall das deutsche Prinzip, ich hab's selber g'sehn, wie ich bin in Reichenberg g'wesen; da ist überall das deutsche Prinzip. — Als dann Einer von uns versicherte, daß sich die Deutschen in Böhmen nicht werden von den Czechen terrorisiren und slavisiren lassen, daß sie sich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigstens die Gränzbezirke, lieber an Sachsen und Baiern anschließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander schlagend: Daß Gott behüte! Das wär' ja schrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutsche seien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er sich plötzlich an etwas längst Vergessenes erinnerte, ins Wort und sagte lächelnd: Freilich, wir sein ja Deutsche, freilich, wir sein Deutsche!

Gegen Ende fragte er uns nach unseren Namen, und siehe da, er kannte sie alle drei als höchst ehrenwerthe Namen. Zum Schlusse, ohne uns irgend welche entscheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Ansicht auszusprechen, bat er noch aufs Gemüthlichste: Jetzt, sein Sie so gut und gehen Sie zum Pillersdorf und sagen Sie ihm Alles so schön, wie Sie mir's g'sagt haben; werden wir schaun, wie wir Hand in Hand gehen.

Mit dem Minister hatten wir eine weit ausführlichere Konferenz. Er war sehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm ansehen, daß ihm die Beschickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben so unangenehm war, wie den Czechen, und daß er keine Lust hatte, es mit diesen zu Gunsten eines deutschen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Loyalität hatten sie bereits erreicht, was sie wollten; die Regierung fürchtete sie und freute sich zugleich, an ihnen Bundesgenossen zu haben. Als wir den Minister verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechische Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen hatten, und beschlossen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu stützen und auf eigene Faust zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutschen Verein Wiens, der meist aus Deutschböhmen bestand, in Verbindung gesetzt, reisten meine beiden Kollegen nach Prag zurück, um dem Komité zu berichten und von diesem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu lassen. Ich blieb in Wien, um in unserem Sinne zu wirken und die maßgebenden Mächte für unsere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweise Wien, mit sich selbst und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptstadt, so zu sagen, ein Geheimniß geblieben. Man sah, daß sich Prag regte, und damit war man zufrieden; in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgesetzt wurde, sah man einen Zuzug, eine Hülfe, ohne weiter zu fragen, wohin diese Bewegung strebte. Die Prager Bewegung war schon dieselbe, welche sieben Monate später den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Besprechungen mit dem deutschen Verein, der in der That sofort in unserem Sinne auf die deutschen Kreise Böhmens zu wirken anfing, und sprach in der Aula vor den Studenten und dann vor dem eigens zu diesem Zwecke zusammenberufenen Schriftstellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit; die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daselbst eine

überraschende Erfahrung. Kaum hatte ich gesprochen, als ein Student die Tribüne stürmte und mich, ganz im czechischen Sinne, auf das Gröbste und Roheste abkanzelte; diesem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demselben Sinne sprach und aus den Akklamationen, welche dort und da aus der Studentenschaft diese Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum infizirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und seine Vertheidiger fand. Die Bestrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargestellt, und mit deutscher Großmuth glaubte die Aula diese gewähren lassen zu müssen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es bei diesen Freiheitsbestrebungen mit der Freiheit der Deutschen stehe. Glücklicherweise hatte mir die pöbelhafte Art des ersten Redners schnell eine Partei gemacht und mir zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutschthum bekehrte Partei von Deutschen zu hinterlassen.

Es handelte sich aber vorzugsweise darum, daß unsere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde. Dazu sollte mir der Schriftstellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutsche als gegen Usurpatoren und Unterdrücker in Schutz zu nehmen. Saphir war der Erste, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Versicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachlässigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß sich damals deutsche Zeitungen viel mit uns beschäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die August v. Rochow, den ich in Wien traf, über die schlimme Lage der Deutschen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Kollegen. Am Bahnhofe zu Prag standen einige Studenten, die sich mit mir in ein Gespräch einließen, sich als gute Deutsche zu

erkennen gaben und mich in mein Gasthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten sie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entschlossen seien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornoster wüthend. Auch wüßten die Czechen schon Alles, was ich in Wien gethan und gesprochen, und sie seien nicht gut auf mich zu sprechen. — Für den Abend war eine große Versammlung der Deutschen angesagt, in der ich Bericht erstatten sollte. Ich ging auf meine Stube und wechselte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Versammlung zu begeben, standen dieselben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Versammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Versammlung im Konvikt-Saale war sehr zahlreich besucht. Als ich die Estrade bestieg, um meinen Bericht zu erstatten, flüsterte man mir zu, daß draußen im Hofe bewaffnete Swornoster umherstreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung selbst einige bemerkt, und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unserer Sitzungen Gebrauch machend, saßen sogar mit ihren slavischen Sackmützen mitten unter den Deutschen im Saale. Das machte mich stutzig, ebenso der Umstand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unseres Komités, mit dem ich mich noch nicht hatte besprechen können, soeben mit zitternder Stimme der Versammlung insinuirt hatte, alle germanischen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutschthum nur dadurch zu beweisen, daß man Geld sammle Behufs der Bewaffnung der Tiroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzesten Worten auf die Frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlasse nicht abwarte, und selbst die Wahlen nach Frankfurt zu proklamiren. Alles Das sagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieses Wort hin erhob sich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel, und in demselben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, schreiend, fluchend und alle mög-

lichen Drohungen ausstoßend. Die Deutschen waren unbewaffnet. Es entstand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutsche drängten zur selben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre schwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen, und ehe man sich Dessen versah, stand Hawliczek, ebenfalls bewaffnet und in Swornost-Tracht, auf der Tribüne und schrie deutschfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutschen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Komités.

Im Gasthause, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß nach der Versammlung zusammenfanden, saß schon eines der Komité-Mitglieder, derselbe Mann, der gerathen hatte, das Deutschthum durch Sammlungen für die Tiroler gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöst, gab Alles verloren und beschwor uns, abzulassen, da unsere Bestrebungen nur Mord und Todtschlag zu Wege bringen können. Da wir darauf nicht eingingen, gab er seine Entlassung und schlich weinend davon. Der Rest des Komités blieb zusammen und schrieb an die verschiedenen Wahlkreise Deutschböhmens, sie sämmtlich auffordernd, die kaiserlichen Erlasse nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und diese unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, selbst wenn die Regierung sie bis dahin noch nicht ausgeschrieben haben sollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unser Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotische Gluth zu schüren, gingen Einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indessen auch nicht müßig gewesen. Unzählige junge und alte Emissäre durchzogen das Land und wagten sich selbst in deutsche Gegenden, um gegen das deutsche Interesse zu wühlen. Vorzugsweise aber bearbeiteten sie die czechischen Kreise, um für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausschreiben würde, diese von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemischten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging

bereits so weit, daß man, wie mir viel später erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik so viel wußte wie von der baskischen Sprache, und die verloren und in den allerärmlichsten Verhältnissen lebend in einem kleinen czechischen Städtchen stak, eine arge Katzenmusik brachte.

In Prag selbst wurde es düster. Diese alte Hauptstadt, deren Volk in verschiedenen Epochen so große Eigenschaften gezeigt hat, besitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Kontinentes aufzuweisen haben. An Rohheit läßt er sich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch ist er nicht so muthig wie dieser, obwohl zu allen Ausschweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend und die von dem österreichischen Systeme und dem Kirchenregimente gepflegte Unbildung haben ihn zu Dem gemacht, was er ist — wenigstens noch im Jahre 1848 war. Dieser Pöbel stand hinter der Swornost, die ihn vermittelst einiger improvisirter und parodirter Kleone, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gastwirth Faster von der „Goldenen Gans," in Bewegung setzte, lenkte und leitete. Im April stand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht sind, die sich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von diesem Pöbel geschah, im Sinne der czechischen Partei gewesen sei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß ist, daß diese Masse nur dieser Partei gedient haben würde, gewiß ist auch, daß die Swornost, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, sich ihm bei allen Ausschweifungen am Wenigsten entgegensetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indessen ist es doch gewagt, eine solche Anklage aufkommen zu lassen; in solchen Zeiten bedarf eine solche Masse nicht erst des Anstoßes, um in Bewegung zu gerathen, und wenn die Swornost nichts gegen sie that, so hat sie sich diese Unterlassungssünde vielleicht nur zu Schulden kommen lassen, um sich dieselbe, die sie brauchen konnte, nicht zum Feinde zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden,

was die Schuld der Swornost als eine positive erscheinen läßt. Ich habe z. B. oben besagten Faster in seiner Bierstube selber seine populären Gäste gegen die Deutschen aufreizen hören, und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieser trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewissen Arnold, der von der czechischen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit diesen Deutschen kurzer Prozeß und ein rasches Ende gemacht werden müsse.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall so viel Erhebendes, Großes, Edles ans Licht gebracht, was diese selbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldensinn des Prager Pöbels, sein Freiheitsdrang wandte sich erst gegen einige Bäckerläden und, in Folge dieses Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war Das nur eine Reminiszenz an die Zeiten König Wenzels des Faulen und hätte man sich erst recht hussitisch und böhmisch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, aufgetreten wäre.

Schon seit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgesehen sei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber sie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornost, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte angegriffen, schlossen ihre Kramläden und zogen sich in die Judenstadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters spazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geschrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander stürzten. Wir eilten hin und sahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramstellen der Juden niederriß. Dieß geschehen, schrieen sie: Auf die Juden! In die Judengasse! — Ich eilte nach Hause und holte meine Waffen, dann ins Karolinum, das Prager Universitäts-

gebäude. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter diesen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Rotte, und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, stellte sich als Führer vor den Zug. Neben mir marschirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Direktor des Irrenhauses. Auf dem Altstädter Ringe angekommen, fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenstadt stößt, von einer ungeheuren Volksmasse vollgedrängt. Sie schrie, sie schimpfte, sie erfand Anklagen gegen die Juden, um sich gegenseitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unser braver Führer kommandirte vorwärts, und wir marschirten, eng an einander geschlossen, durch die wüthende Menge. Ihre ganze Wuth richtete sich gegen uns, da sie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber sie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur Einer den Muth gefunden, in unsere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten sich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das wuthblasse Gesicht eines Maurerpaliers vergessen, der einer der Massenführer war, immer neben uns einherlief und schnaubend, beinahe schäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Mensch, aber daß man Juden beschützt, Das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vorbei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die schmale Gasse, die in die Judengasse auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein schwerer Gang gewesen.

Dort fanden wir schon einige Studenten und unter diesen mehrere, die zur czechischen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und schlossen die in die Judenstadt führende Gasse ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte so nahe heran, daß wir unsere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die Vordersten nicht zu spießen. So standen wir stundenlang.

Es ist auffallend, daß wir die Judenstadt nicht schon im Besitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den

Angriff ging. Aber Das hatte seine Ursache. Die Haufen waren schon diesen Morgen zurückgeschlagen worden und zwar auf die wunderbarste, auf eine wahrhaft biblische Weise. Sie drangen mit Wuthgeschrei und in der sichersten Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete sich, Weiber und Kinder hatten sich versteckt. Es sah aus, als sollten sie ihre niedrigen Gelüste auf wohlfeile Weise büßen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieser, ein ehemaliger Kunstreiter, der nach mannigfachen Fahrten in seine heimatliche Judenstadt zurückgekehrt war, stürzte sich allein und waffenlos dem hereinstürmenden Haufen entgegen, dort, wo ehemals das Thor der Judenstadt gewesen und wo noch heute nur ein schmaler Zugang offen ist. In dieser engen, hohen und düstern Gasse faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers stand, hob ihn in die Höhe über seinen Kopf und stürzte so, wie Simson mit den Thoren von Gaza, den Philistern entgegen. Entsetzen ergriff die Anstürmer, als sie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen stürzenden Berg, mit großen Schritten auf sich zukommen sahen. Es muß ihnen gewesen sein, als sähen sie ein Wunder; die Vordersten stürzten mit dem Schrei: Jesus, Maria und Joseph! auf die Knie, die Andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieses Ereigniß war es wahrscheinlich, welche die eben so feige als abergläubische Masse von einem entscheidenden Angriff abhielt und die unserer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte sich unsere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns stießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürst Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Kompagnieen Grenadiere, vom General Serbelloni geführt, einem sehr einnehmenden alten Soldatengesichte, der sich lächelnd durch die Massen tummelte. Mit den Grenadieren ver-

einigt säuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte sich in die an die Judenstadt stoßenden Straßen, in denen ausnahmsweise auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenster. Aber die Gefahr war noch nicht beschworen, und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenstadt, in der Nähe des „Ufers“ Plünderer ans Land setzen sollte. Da an diesem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenstadt so verhindert worden, versuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weise einzuleiten. Ostern war da, und plötzlich tauchte die alte Geschichte von einem verschwundenen Christen-Kinde auf, das gewiß die Juden als Osterlamm geschlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf seiner Hut, und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei solchen Erscheinungen nicht Recht, zu sagen, daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber sie war nicht nur widerwärtig; für die Deutschen hatte sie auch eine unendlich traurige Atmosphäre. Die Deutschen waren nicht beliebter als die Juden, und gegen Deutsche sprachen sich czechische Parteigänger so offen aus und mit bewußtem Hasse als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieselbe Zeit, da ich Faster, Arnold und andere stump-orators so, wie oben gesagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer-Dingelstedt, eine geborene Pragerin, auf Gastrollen nach Prag. Sie sollte die Hugenotten singen und bei der Gelegenheit, der herrschenden Mode huldigend, einige czechische Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechische Demonstration, und ich ging ins Theater, um diese zu sehen, wie wenig es mir auch ums Theater zu thun war. Die Demonstration beschränkte sich auf fanatischen Applaus, mit dem die czechischen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorstellung fiel mir die Aehnlichkeit unserer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutschen in Böhmen waren von nicht minder fanatischen

Feinden umgeben. Eine unsägliche Trauer überfiel mich, und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechischer Schriftsteller, der auch deutsch schreibt, an mir vorüberging und, mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend, halb im Scherze, halb im Ernste sagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: So kann's euch auch noch gehen. Ich lachte ihm ins Gesicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen aufs Land und wurde selbst gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutschen Bezirken eine Thatsache waren, beschränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, sie in Prag und in den czechischen Kreisen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieses sowie die Macht der vollendeten Thatsachen hat sie etwas beruhigt. So wenigstens scheint es mir; als Augenzeuge kann ich von diesem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Diese fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreisen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-roth-goldne Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei ein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimat mitnahm, welche ich nicht wieder sehen sollte.

Während ich dieses schreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechische Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in diesen Zeilen genannt sind, tauchen von

Neuem auf, und ich sage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieser Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da diese Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückseligen Frankfurter Ereignisse des Septembers ist in den Antworten auf die reaktionären Entstellungen und Verleumdungen seiner Zeit schon die Wahrheit gesagt worden, und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geschichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, sind Memoiren-Bruchstücke, in denen ich nur aufzeichne, was ich persönlich gesehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben so unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich später, in der Nacht vom 17. zum 18., gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuscht, Frankfurt verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Kontingent zur beabsichtigten Revolution geschickt. Von allen Seiten hallten Büchsenschüsse durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüssig gewordenen Ladung. In der Stadt war es stille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieser Gelegenheit die Wände hinankletterte gleich einer Riesenspinne, eben so überrascht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren sie es, die über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheuere Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Kompagnie und sah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der Hauptmann, der die Preußen kommandirte, hatte Das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerstören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieser Dame zu Tische geladen und begleitete sie nach Hause, vor die Stadt. Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in die Nähe des Hauptmanns an; dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg, blaß wie ein Verzweifelter, entgegen: Man schießt aufs Volk! in der Dönniges Gasse! rief er einmal übers andere. Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mit-

glieder der Linken, die eben so aufgeregt herbeieilten. Im deutschen Hof fanden wir einige andere versammelt. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen und von ihm einen Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'schen Hause, und wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der Bockenheimer Chaussée aufzusuchen. Das Eschenheimer Thor war geschlossen, und wir verloren eine kostbare Zeit, bis wir die Oeffnung desselben erwirkten, und eine noch kostbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog selbst. In einem so wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen, halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminister von Peucker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten, ins Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, Das sei

gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschiren zu lassen, gegen ein Häuflein, das sich unangegriffen verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen. Doch ließen wir nicht ab mit Beschwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peucker blieb steif; Herr von Schmerling war blaß und schweigsam. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch auch ein Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, so berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefsten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, mische ich mich nicht! Den Präsidenten der Nationalversammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gassen weit, große Militärmassen auf ein Häuflein schießen ließ. Die Worte sind mir ins Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon sagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf dessen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieser Ausspruch ist mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peucker an den österreichischen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Dieser Umstand enthält vielleicht eine Entschuldigung seines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminister nicht die geringste Macht hatte, um auf einen österreichischen General irgendwie bestimmend zu wirken. Wenn etwas geschehen sollte, konnte es nur durch den kommandirenden General selbst geschehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit.

Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Theil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte, ohne

Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen.

Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es: und siehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, besonders erpicht waren. Ich merkte es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere, und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Konstabler-Wache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien, seinem Auftrage gemäß, in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut gethan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächsten Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen, und Major Deetz, Deputirter und Kommandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte mir auf diese Lobeserhebungen hin und auf Das, was er selbst gesehen hatte, von der Tribüne herab eine öffentliche Anerkennung verschaffen. — Major von Deetz handelte in der besten

und reinsten Absicht, da ich aber schon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Persönlichkeit der Linken, die eben so ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen strebte, und ich einsah, daß mein Lob gewissen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen sollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonstration sein zu lassen.

Wir standen in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Insurgenten schossen aus den Fenstern mehrerer Häuser und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Konstablerwachthause, ungefähr aus einem Halbkreise heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatschten vor uns aufs Straßenpflaster, da sie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten standen in verschiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und schossen außerdem aus der Konstablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unsern Ohren vorbei sausten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unserer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwischen den Kombattanten standen; eben so wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten schlugen sich mit Verbissenheit und großer Tapferkeit — oder besser gesagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, sich zu schützen, einen Punkt auszuwählen, wo sie vor dem Schusse des Feindes sicher waren. Viele sprangen nach gethanem Schusse hinter die Konstablerwache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmstädtische Truppen — setzten sich überall der Gefahr aus. Ich sah einen Lieutenant, der, wie ein ausgestecktes Ziel, auf einer Barrikade stand und sich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringsten kümmerte, und Das alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, hieb er mit seinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen.

Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmstädtischer Hauptmann, der seinen Truppen immer voraus gewesen. Ich sehe noch die schwarzen runden, von grauen Kreisen eingefaßten Löcher im Rücken seines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen sinken und stützte sich auf einen neben ihm stehenden Offizier, zu dem er schwach, aber ruhig sagte: Mit mir ist's zu Ende, lasse mich zu meiner Schwester bringen, sie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war sehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten und beinahe jedem Einzelnen es zuzurufen, daß Waffenstillstand sei, und sie an dem Arme zu fassen, um sie zurückzuführen. Aber sie sträubten sich. Die drüben sollten zuerst zu schießen aufhören. Das schien die allgemeine Meinung, und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die sie zu schießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die Andern hervorschossen. Als ich oben anlangte, sah ich den alten Schlöffel schon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich bei der ungeheuern Popularität dieses Abgeordneten hoffen ließ, daß es jenseits rasch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, schnell hinabzuspringen, während ich, rittlings auf der Barrikade sitzend, mein Tuch schwenkte und nach beiden Seiten: Waffenstillstand! Friede! rief. Nach und nach verstummte das Knallen, und ich sprang hinab. In demselben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindseligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hause brachte man einen Todten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche, und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen, halbgrauen Barte und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade stellte, um die Kombattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate

später wurde ihm sein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade sah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur sehr wenig Bewaffnete, so wenige, daß wir erstaunt waren, wie ihr Widerstand gegen so zahlreiche Truppen so lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer festlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringsten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'schen Palast zurück, um, wie sie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu wachen und die Insurgenten zum Verlassen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter diesen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zwecklosigkeit ferneren Blutvergießens vorstellten; sie zerstreuten sich durch die Nebengassen oder stiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine sehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden, und unsere Vorstellungen, die doch an Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Desto mehr Ursache hatten wir, für sie besorgt zu sein, da die kurze Frist des Waffenstillstandes schnell ablief, das Gerücht sich verbreitete, daß zahlreiche hessische und württembergische Artillerie im Anzuge sei und daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen lasse, und da bei all Dem aus dem Palaste von einem definitiven Abschlusse der Feindseligkeiten und überhaupt nichts zu hören war. Man schickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hotel de Russie auf der Zeil wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen bestürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe, und sahen in ihrem Schrecke schon ganz Frankfurt bom-

barbirt und alle ihre Häuser in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeschrieben; sie hatte den ehrlosen Waffenstillstand von Malmoe verworfen, welcher die erste Ursache der Aufregung war, sie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieses Blutbades, sie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deßhalb vor den Kopf gestoßen und sich gewissermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich, zu antworten. Die guten Leute schrieen zu sehr und schlossen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es versuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem so viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich stand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen lassen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philister. Aber meine Lage sollte nicht nur unangenehm, sie sollte auch kritisch werden. Plötzlich drängte sich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit schrecklicher Naivetät: Fürst Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürst Lichnowsky ist ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir schlimm ergehen können. Der Turner, der sich, wie es schien, auf seine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürst Lichnowsky ist ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein schwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: Das ist von seinem Rocke! Aber, es ist wunderbar, kein Mensch außer mir hörte auf den Turner, wie sehr er sich auch Mühe gab, die Aufmerksamkeit auf seine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich versetzte, obwohl ich die Nachricht für falsch und für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen gerne entstehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürst sich dazu hergegeben hatte, auf Rekognoszirung auszureiten, und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie

brauste heran; der Menschenknäuel um mich mußte ausweichen; das schaffte mir Luft, und ich eilte in den Thurn-Taxis'schen Palast, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe stehend fand. Man zog sie hin, — sie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe sagte mir achselzuckend: Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeil war abgeschlossen und von Artillerie besetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten, und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konstablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren, und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sein und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen weh gethan, und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er seine dichterische Erfindungsgabe nicht anzustrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verschaffen, was er sich in Frankfurt mit Phantasie und Dichtersinn erschuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut zum

Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbesonnenen angegriffen worden waren. Unter diesen Vertheidigern deutscher Ordnung und des momentanen Vertreters derselben, des deutschen Reichstages, entdeckte ich zahllose spezielle Landsleute, Czechen, welche die deutsche Bundesfestung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, sich mit den Bürgern, deren Ruhe sie überwachten, irgendwie zu verständigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgesetzten Proklamation an die deutsche Nation auf, welche Proklamation bestimmt war, die Linke in der Meinung Deutschlands und Europas zu Grunde zu richten. Die gestrigen Vorgänge schienen eine gute Gelegenheit, und man wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Absurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes so schlagend und mit so vielem Geiste dar, daß die Proklamation, von so vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zusammengeschweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu stimmen, die nach der Kritik Vogts Jedermann nur noch komisch finden konnte. Man ließ sie fallen, und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitschuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in seinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede ist, gilt die Linke des Parlamentes als Anstifterin derselben und werden ihr die Vorgänge alle zur Last gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengesetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es ist trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbesserlichen Parlamente zu brechen, anstatt

abzuwarten, bis man die Majorität in demselben gewinne, und die gerechte Entrüstung des Volkes und seine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen später stand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerspiel im Manuskript: „Robert Blum". Das Stück begann und endete in Wien. Ich sagte dem Dichter, daß das Trauerspiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müsse, wenn es ein Trauerspiel mit ächt tragischer Schuld sein solle, denn in diesen Tagen liege die tragische Schuld Robert Blums. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft seines Volkes und in der zu großen Zuversicht in formales Wesen, in einem Augenblick, aber in einem entscheidenden Augenblicke, hatte fallen lassen. Dieß ist die Vernunft, die Tragik in Robert Blums Schicksal. Das war damals meine Meinung; sie ist es noch heute.

III.

Wiener Oktobertage.

Die unglückselige Veranlassung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. Oktober in Frankfurt ankam, beschloß ich, nach Wien zu gehen. Offenherzig gestanden, hoffte ich seit der Wahl des Reichsverwesers vom Parlament nicht viel und seit der Annahme des Waffenstillstandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunsch, eine thatkräftige und schöne Bewegung zu sehen, war nach den niederdrückenden

Prager Erlebnissen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensseligen Versammlung nur natürlich. Man strebte, die Wahrheit über die Wiener Ereignisse so wenig als möglich aufkommen zu lassen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber sein Leichenbittergesicht wie die tiefe Niedergeschlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache gesiegt haben müsse. Ich theilte meinen Klubkollegen des Donnersberges meinen Entschluß mit; sie billigten ihn, ersuchten mich aber, einen Tag zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man versammelte sich zu diesem Zwecke und beschloß, meiner Reise den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Diskussion dieser Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daselbst viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unseren Beschluß der älteren Fraktion der Linken, dem Klub des deutschen Hofes, mit; dieser fand ihn gut und wünschte, sich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einstimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampusch, der versicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtschaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampusch vom Augenblick unserer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr existirte und daß er uns endlich ganz aus dem Gesicht verschwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erst während der Reise kennen und waren nicht wenig erstaunt, in ihm einen vollkommenen österreichischen Beamten, ja, bis zu einem gewissen Grade, einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reaktionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivetät ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er scheint es während der Reise eben so gut eingesehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und

kurz nach unserer Ankunft war er — wie gesagt — aus unserem Gesichtskreise entschwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die sämmtlich antirevolutionär gesinnt waren. Ich mache diese ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampusch, um zu erklären, warum ich ihn wahrscheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie schlecht unterrichtet sich die österreichische Regierung zeigte, als sie ihn später, nur weil er mit uns gewesen und weil sein Name mit auf unserer Proklamation stand, zu vieljähriger Kerkerstrafe verurtheilte, in welcher dieser gute Unterthan vielleicht noch jetzt schmachtet.

Wir reisten guten Muthes ab, wohl wissend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling sagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern sagen zu können, daß die deutsche Demokratie sie nicht vergessen, und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die so großmüthig zu Gunsten der Magyaren begonnen worden, für die deutsche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorstand, das Unsere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich sein konnte, mit den Gesinnungsgenossen dieser Hauptstadt der Provinz, die an der österreichischen Gränze liegt, sich besprochen zu haben. Als wir unsere Reise fortsetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgesicht, das auf einem ziemlich grobkörnigen Körper saß, aufmerksam gemacht und wurde uns dieses nichts weniger als Sympathie einflößende Gesicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, desselben Witt-Döring, der schon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieses schreibe, der österreichischen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schlesien ansäßig, hatte daselbst, wie man uns sagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jesuitenpartei. Robert Blum sagte, als er uns gezeigt wurde: Es sollte mich wundern, wenn es der Edle nicht versuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationalisirten Deutschen und jetzigen Sekretär der französischen Gesandtschaft in Wien, zusammen. Er hatte seiner republikanischen Regierung auf den 6. Oktober und die Lage Oesterreichs bezügliche Depeschen als Kurier überbracht und kehrte jetzt auf seinen Posten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeisterung von der Art und Weise, wie sich Volk und Studenten am 6. Oktober geschlagen hatten. So etwas, meinte er, sei in keiner der Pariser Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eisenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünstigstem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. sei eine That höchster Kühnheit gewesen. Im Straßenkampfe verschmähte man die Barrikade; man schlug sich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe sich hinter Mauern zu schützen gesucht, indem sie sich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenstern auf Volk und Studenten schoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Bastillenstürmer zu beweisen brauchten, da nur ein enger Zugang ins Zeughaus führte und dieser von Artillerie sehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns, ein so tapferes Volk am Werke zu sehen, denn wir wußten, daß Wien schon halb und halb von Windischgrätz zernirt wurde. — Im Laufe des Gespräches auf französische Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach seiner Meinung, im Dezember zum Präsidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraschende Antwort: Louis Napoleon. Diese Antwort schien uns paradox. Man erinnerte sich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays sagte uns noch Manches voraus, was uns paradox schien und was sich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen

Tag noch keinen so exakten politischen Propheten kennen gelernt. Er prophezeite auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleons in Frankreich nicht zu leben sei und daß er, Herr Bernays, sich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat sich auch diese Vorhersagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergesagt hatte, durch Herrn Witt-Döring schon bereitet. Auf den Mittelstationen war er regelmäßig, so oft der Zug Halt machte, vor unserem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu lassen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeschäften wahrscheinlich seit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürsten Lichnowsky, wo der Zug sich lange zu verweilen hatte, sahen wir ihn rasch aus dem Waggon springen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Besuchern stark besetzt waren. Auch wir stiegen aus, um etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und schon hörten wir im Publikum hie und da unsere Namen flüstern und sahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einstiegen, hatte sich schon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's" seien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiströmenden überfüllt, und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Masse von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, sagte Blum, ich schlafe. — So sprechend, zog er den Mantel über den Mund, legte sich in die Ecke und schlief. Ich beobachtete, was vor unserm Wagenfenster vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, starrte herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fenster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten Das auch die Offiziere — es

blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehn, beim Hereinstarren, bis sich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unartikulirt blieb.

Am nächsten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, diesseits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befestigungen, welche die Wiener auf einer der Eisenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehen. Vor dem Bahnhofe stand ein junger Proletarier mit einem frischen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerste Vorposten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gasthaus zur Stadt London in der Fleischergasse.

Wir machten uns sofort auf, um das Studentenkomité, das in dem an die Aula stoßenden Dominikanerkloster saß, zu besuchen. Blum setzte den Zweck unserer Reise auseinander, und wir wurden mit Begeisterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verschiedensten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verschiedensten Posten zurückkehrten und ihre Berichte erstatteten. Wir sahen sogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hause waren, und wir waren davon nach dem Besuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daselbst erhuben sich sogleich im Ausschusse Zweifel, ob wir nur von diesem Ausschusse oder vom Reichstage selbst sollten empfangen werden, und erhoben sich sogleich Diskussionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben seien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, troß dem 6. Oktober, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne selbst mit Windischgräß in Unterhandlung getreten und freute sich mit der fortwährenden Gegenwart des Ministers Kraus, weil er sich einbildete, daß zwischen ihm und dem Hofe kein Bruch existire, so lange ein Minister da sei, und daß er auch den s. g. Rechtsboden nicht verlassen habe und ver-

lassen werde. Dieß alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Bestrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula stand, fest entschlossen, sich die Früchte des 6. Oktobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu lassen. Indessen hörte uns der Ausschuß des Reichstages an und lud uns ein, als Gäste der Sitzung beizuwohnen. Lehner kam eben von seiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erstattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entschiedenem Handeln hätte bewegen müssen: Lehner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Versöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er sah aus wie ein Bruchstück. Die Czechen hatten ihn sämmtlich verlassen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutsche waren davon gegangen; die galizischen Bauern ließen sich vom Minister Kraus leiten; so blieben nur einige entschiedene Polen mit dem Präsidenten Smolka an der Spitze und einige Deutsche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär sein, die Andern vermitteln, die Dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei diesem Stand der Dinge ist Messenhausers, des Wiener Kommandanten, Unentschiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben so sehr durch die Verhältnisse wie durch seinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch besuchten, kopflos. Viele seiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Personen genau kannten, als treueste, schwarz-gelbste Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte diese Adjutanten aus dem früheren Generalstabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, sie abzuschaffen. So hatte Windischgrätz sehr intime Freunde in der nächsten Nähe des feindlichen Kommandanten.

Allein es ist um so weniger meine Sache, diese Dinge und Verhältnisse auseinander zu setzen, als ich in der fernen Fremde schreibe, ohne das geringste Dokument vor mir, das mir als

Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtnisses dienen könnte. Aus diesem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen in Wien zurücklassen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geschichte der Wiener Belagerung schreiben, sondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle persönlichen Erlebnisse aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Kommandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu schütteln und uns zu sagen, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuschließen. Auf Aufforderung Blums schrieb ich eine Proklamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterschrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetisch" ausstrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Sekretär der Deputation betrachtet hätte. Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponirt, und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft. Ich kannte Blum schon seit mehrern Jahren. Das Schillerkomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfest einen Prolog zu schreiben, und Blum, als Mitglied desselben, überreichte mir später ein Geschenk des Komité's, eine schöne Ausgabe der Braut von Messina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja, er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Klub, dem deutschen Hofe, auszuscheiden und einen neuen Klub, den Donnersberg, zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die sogenannte äußerste Linke. Diesem Klub angehörig, kam ich mit R. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt,

einen Blick in diese dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Diese Seele aber war eine schöne, scharfe, zweischneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innersten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Masse seiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den seine äußere Erscheinung, seine Formen machten, und diese hatten für mich etwas Abstoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilsamer, und jenes Etwas verflüchtigte sich mehr und mehr, und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menschen, der seit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und sich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zweckes beschäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menschen kennen gelernt zu haben, der so ganz Einem Gedanken angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn so kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum ersten Male aussprechen hörte. Es wird im Jahre 1840 gewesen sein. Ein Bekannter kam aus Leipzig, und ich erkundigte mich nach einem daselbst lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt sich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutschlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848, und diese Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutschlands waren mit diesem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann sprechen, der nicht mehr träumte und schwärmte und Luftschlösser baute; positive, bestimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor seinem Blicke; Alles, was er seit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlassen, war mit Hinblick auf ein einziges gewisses, bestimmtes Ziel unternommen und unterlassen worden: aber alles Bisherige war nur Vorbereitung gewesen; ein Arsenal von Hülfsmitteln lag noch in diesem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er besaß überall Verbindungen, und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgensten und entferntesten Winkeln

Deutschlands, ja Europa's ausliefen. Windischgrätz wußte schwerlich, was er that, als er Robert Blum erschießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales sogenanntes abschreckendes Beispiel geben oder, was wahrscheinlicher, dem Frankfurter Parlament ins Gesicht schlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Versicherung geben, daß er mehr gethan, daß er seiner Partei, wenigstens für den Moment, einen großen Dienst erwiesen.

Ich sah ein, daß es am Besten sei, Robert Blum in Wien gewähren zu lassen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien sehr beliebt war, den so zu sagen theoretischen Theil unserer Sendung gänzlich zu überlassen, was übrigens meinem ganzen Wesen, das damals noch jünger war als meine Jahre, und dem ersten Zwecke meiner Reise ganz angemessen war. Ich wollte vor Allem an der aktiven Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewiesen.

Unsre Proklamation klebte an allen Straßenecken neben den Proklamationen und Dekreten Windischgrätz', Messenhausers, des Reichstags, des Ministers Kraus; unsere Besuche bei den konstituirten Körperschaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geschenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Kalabreser auf dem Kopfe und war ein Müssiggänger. Es ist in einer großen revolutionirten Stadt, besonders wenn die Revolution schon einregimentirt ist, nicht so leicht, seinen Wirkungskreis zu finden; man sieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verschiedensten Weltgegenden, und siehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen ist, ist Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der seine ärztliche Kunst der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt hatte und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alser-Vorstadt, in

die Gegend des Hospitals zu begleiten. Am Eingange dieser Vorstadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke, und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häusern herbei und der Linie (so heißen in Wien die Barrièren) zu. Ich beschleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oesterreicher, d. i. die kaiserlichen Truppen, vorgerückt seien und sich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie schloß, konnte ich selber sehen, was geschehen war. Ein auf einer gewissen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Oesterreichern besetzt worden. Von den Fenstern und der Gartenmauer aus konnten sie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorstadt bestreichen. Es war vorauszusehen, daß sie, wenn man sie in dem Hause ließe, im Garten Artillerie aufstellen würden. Sie mußten delogirt werden. Hinter der Barrikade sammelte sich eine so große Menge Volkes, daß sie die Hintersten nicht mehr deckte und diese den Kugeln der Oesterreicher, die von den Fenstern aus ein starkes Feuer unterhielten, ausgesetzt waren. Man rieth, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade kommandirte, wir müssen hinaus, die Oesterreicher aus dem Hause jagen und es selbst besetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade standen, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, stellte er sich an die Spitze der ausgewählten Schaar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Mensch von ungefähr einundzwanzig Jahren, schlank, blaß, braun, schwarzhaarig.

Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die sie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing sie ein Regen von Musketenkugeln. Sie stutzten einen Augenblick und schienen zu überlegen, ob es unter diesen Umständen möglich sei, bis an das Haus zu gelangen. Aber der Student wandte sich zu ihnen zurück, und

immer weiterschreitend und immer mit seiner Degenspitze nach dem Hause deutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er sie mit seinem Blicke nach sich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Gesichte, aber im Fallen rief er noch einmal, und zwar stärker und gewaltiger als vorher: Vorwärts! Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hause ausgestreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute stürzten in der That vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen sein: Vorwärts! nach, bis es immer schwächer und schwächer klang: „Vorwärts! vorwärts!" und da die Leute am Hause waren, fiel sein Gesicht in den Staub, und sterbend bewegte er noch die Lippen zu einem „Vorwärts!" In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war todt. Studenten und Proletarier stürzten jetzt den Andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten sie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und besetzt. Die Oesterreicher sprangen zu den hinteren Fenstern hinaus und zogen sich von diesem wichtigen Posten zurück. — Es war das erste Gefecht, dessen Zeuge ich war, und dieß Gefecht war eine Heldenthat, und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauspiele zusah, dabei das Laden der Gewehre von Seiten Derjenigen, die es vorzogen, den Freunden zu Hülfe zu eilen, und sich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Oesterreicher, das Läuten der Sturmglocke und bei all Dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht ans Sterben dachte und mit dem letzten Hauche Vorwärts! rief: alles Das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde.

Zehn Minuten darauf war Alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrscheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernst und traurig, ohne es verrathen zu wollen; das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde, plauderte und steckte Cigarren

an; ein Theil verlief sich in die Häuser, als die Nachricht kam, daß sich die Oesterreicher bis nach Nußdorf zurückgezogen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Versammlung beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter sprechen sollten. Aber die Aula war so gedrängt voll, daß es mir unmöglich war, hinein zu gelangen, und daß ich so die Rede Blums nicht hören konnte, mit der man später zum Theil sein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein sogenanntes Corps d'élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen, und kleine Abtheilungen desselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Kombattanten zu wirken. Das Kommando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugk, übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen büßte, zugleich mit den ungarischen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d'élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche Stelle an, aber ich dankte. Was verstand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunst des Kommandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht sehen: und so blieb ich simpler Soldat des Corps d'élite. Doch sollte ich unerwarteter Weise wenigstens während einer Stunde zum Kommando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organisirten Korps und hatte weniger zu thun als vorher. Ich saß in der Aula, unserm Versammlungsorte, und wartete da — es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war sehr milde, aber herbstlich sanft umhüllt — als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchst erhitzt, zum Theil von Pulver geschwärzt, hereinstürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Diese war von Kroaten umgeben, stand in Flammen,

und es hieß, daß sich viele Studenten darin verspätet und nun, von den Kroaten eingeschlossen, eines elenden Todes im Feuer sterben müßten. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es versucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeschlagen worden. Er saß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schicksals ihrer Kollegen in große Aufregung kamen. Plötzlich sprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich stand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Muth, noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte; er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige vor! war er, der noch vom Schweiße troff, der Erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen, als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen Acht! — Es war nicht möglich, ihn von diesem gefährlichen Gange abzuhalten, ich sah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu seiner Rückkehr zubringen würde, schwerer zu tragen wäre, als die Gefahr — darum schloß ich mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der sich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marschirten über die Leopoldstädter Brücke, den Donauarm entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abschnitt. Unser Führer ließ uns Halt machen und bestieg die Barrikade, um das Terrain zu überblicken. Unser Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille

bestrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg passiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häusern steht, die alle geschlossen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen stand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeschnitten, die sich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher sie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm bestrich. Unserm Führer schien es unmöglich, uns diesen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur aufs Aergste dezimirt an unserm Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde besetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu versuchen. Viele Nationalgarden, welche die Besatzung der Barrikade bildeten, stimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewissenhafter Offizier einer stehenden Armee seine Leute diesen Weg geführt hätte. Unser Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marschiren werde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich aus unserer Schaar; das Schicksal der Kollegen, die dort eingeschlossen sein sollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erscheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen, und da er auf seiner Weigerung beharrte, empörten sie sich, und ehe ich mich Dessen versah, wurde ich, wie ein Cäsar von römischen Truppen, als Führer proklamirt. Der brave Junge, den zu behüten ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den schlechten Dienst erwiesen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar stimmte sofort mit ein. Doch blieb ein Theil bei unserem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbesatzung, ein alter Nationalgardist und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir rasch, aber doch einzeln, Einer nach dem Andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oesterreicher aus ihrem Verstecke am Bahnhofe an,

sie lebhafter mit Mitraille zu bestreichen. Doch kamen wir unversehrt hinüber, wo wir hinter den Häusern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrschten, und wir hatten auf einem verhältnißmäßig schmalen Wege ihren Kugeln geradezu entgegen zu gehen. Das Beste, was wir thun konnten, war laufen, um diesen bösen Weg so rasch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeschritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarschirten. Wir liefen bis zur Athemlosigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, so oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorschwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, schwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgerissenen Augen, Todesangst im ganzen Gesichte und in der ganzen Gestalt, entgegengelaufen, ohne, wie es schien, etwas vor sich zu sehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in Einem Worte: Er trug seine Gedärme in seinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer, lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Gesichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades oder dessen Hofe zusammen. Die Gartenwand zwischen diesem und dem Garten der Dampfmühle war niedergerissen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenstern der beiden höchsten Geschosse schlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schusse der Barrikade, aber nicht sehr fern von ihr. Sie war nicht hoch, und wir sahen die Kroaten bis unter die Brust. Um sie zu beschäftigen, ließ ich auf sie schießen; nach jedem Schusse trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erschienen die Kroaten in den Fenstern der Dampfmühle und beschossen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir

geschah bei meinem ersten Schusse etwas Lächerliches. Ich schoß aus einem ganz neuen leichten Gewehre, das beim Zeughaussturme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich selbst getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingestürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardist, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verrostet. Daher der Stoß. Der Nationalgardist nahm es mir ab und gab mir das seinige. Indessen zogen sich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbusche auf dem Kalabreser hatte sich hinter einen brennenden Baum gestellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geschossen; er schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, vielleicht hatte er Einen oder den Andern getödtet, und sie richteten ihre Schüsse beinahe ausschließlich auf ihn, der sich darum aus seiner Position hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als sie in den Fenstern erschienen waren, stellte ich meine Leute hinter einen Rest der Gartenwand, und sie waren unserm Feuer mehr ausgesetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hause zu heiß geworden sein; genug, sie zogen sich zurück. Ich schickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzusehen, ob wirklich Studenten darin seien, oder ob sie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beschäftigen. Das thaten diese aufs Gewissenhafteste; einige eilten sogar mehrere Schritte vorwärts, als ob sie die Barrikade stürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die Andern nicht ins Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbusche hielt sie hinter dem Hause zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder eine Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenseits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken sei. Darauf

stürmten Mehrere das Haus, untersuchten es in allen Winkeln, in die sie noch gelangen konnten, und kamen schweißtriefend, einige den stürzenden Balken kaum entronnen, mit demselben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten, und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, so daß sie sichtbar unruhig wurden und sich oft umsahen. Es war Robert Blum, der die Rasumovsky-Brücke besetzt hatte, seine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns so Luft verschaffte. Ich benutzte diesen günstigen Moment zu unserem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem bösen Wege, der uns jetzt verderblich werden sollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten schossen jetzt energischer, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber gestanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indessen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jesus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts sein, sagte ich, nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch so gut! — Aber kaum hatte ich die Worte gesprochen, als er neben mir zusammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu sein; in demselben Augenblicke streifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht gewesen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauses öffnete sich, um mich und den Schneider, den ich nach mir schleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen sehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beschäftigten sich auch sogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und sammelte sie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hause. Schon waren mehrere Verwundete in den Häusern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten sich nur vor den Kroaten abgeschlossen, aber sie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen, und sie pflegten sie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardist schlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzusetzen, die sich hinter den Häusern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderisch war. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Palissaden von einander getrennt. Die Kroaten, die seit unserer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen, uns nachzuschießen, eine Schaar machte sich sogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern schnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgesteckte Ziele, wenn wir auch sicher waren, so lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unsere Köpfe; dabei hörten wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchste Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieser Wochen so oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der Letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, so lange noch ein Einziger von uns diesseits war, und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er selbst hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte sich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieses Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Konsequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensstraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher, und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweise kam er nach einer halben Stunde zum Vorschein, und zwar frisch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studiosus Juris, der ins Knie geschossen war und sich nicht regen konnte, zuerst in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition

ausgefallen war, so hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen seien. Auch erfuhren wir später, daß sie sich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die sie besetzt gehalten, angesteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeschlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oesterreicher gewesen.

Von dieser Expedition weiß ich, daß sie meine erste, thätige Theilnahme am Kampfe gewesen, denn die Gefühle des ersten Kampfes vergessen sich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologischer Ordnung erzählen; es sind abgerissene, bruchstückweise Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahülfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgthor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Thore so bewacht waren. Von der Mariahülfer Vorstadt kam uns rother Feuerschein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Thüren standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Meine Herren, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herren, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große

Unruhe in die Schaar und demoralisirte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die Einen rechts, die Andern links — man fluchte, man schrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Muth ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er, das Bajonett zu fällen, und Jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten. So kamen wir in schönster Ordnung trotz Bomben und Granaten an der Mariahülfer Linie an.

Wir lösten die Besatzung ab und besetzten selbst die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oesterreicher wie Schatten hin und her gehen sehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenschuß ganze Gruppen, und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich starke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; sie flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg in die Vorstadt. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine Vollkugel in unserer Nähe ein, ohne uns den geringsten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte sich etwas in nächster Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der sich sogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns versicherte, daß sich die Oesterreicher regen und daß gewiß etwas bevorstehe. Die Barrikade wurde doppelt besetzt, und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine gesessen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und standen in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelstunde plötzlich die Oesterreicher hinter einem Hause der Vor-Vorstadt in Menge hervor und stürmten plötzlich auf unsere Barrikade los. Wir empfingen sie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unsere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen sich die Oesterreicher zurück, ohne einen Schuß

gethan zu haben, und während dieses Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf schauerliche, auf jämmerliche Weise zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgesehen, die sie aber aufgaben, da sie uns so wachsam fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich sehr leicht am Fuße verwundet, und zwar von befreundeter Seite, durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es stille. Nur die Bomben fuhren fort, von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Kommando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder thun können. Aber im Kommando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Kommando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, that Jeder seine Schuldigkeit und mehr als Das — aber Jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Kontrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden, und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich aufs Hartnäckigste im Augarten, und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits

in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und den herabstürzenden Dachtrümmern zu schützen. Wie sehr sie zitterten und bebten, hatten sie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!“ hörte man, „ach, die braven Studenten!“ — Aber unter diesen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, sagte, Das sei unmenschlich, ordentliche Menschen solche Wege zu führen, was die ganze Geschichte überhaupt zu bedeuten habe u. s. w., und behauptete am Ende, er sei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und dessen Pflicht es sei, sein Leben zu schonen. Es war ein Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Kommis, der sich in die Studentenlegion hatte aufnehmen lassen. Der Lieutenant verwies ihm sein Geschwätz und seine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte sich jener zähneknirschend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächsten Posten, die feige Memme!“ rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockschößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weise den Abschied gab, nachdem er sich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht aufs Grausamste abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häusern, die wir vom Keller bis unters Dach untersuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo solche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung, und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen suchte. „Ach nein,“ versicherte man uns von allen Seiten, „wir sein nicht gegen die Studenten; die sein ja so gut!“ In einem Hause fanden wir ein junges, schönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beschwor, doch

abzulassen, „wir setzten es ja doch nicht durch." Doch von diesem Mädchen habe ich schon an einem andern Orte erzählt.[1]

Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Vorstadtgegend beschäftigt sein.

Eines Abends marschirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbels in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch schon im Besitz des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung, und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen, mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das ist nicht für Sie," — „das verstehen wir besser." So gutmüthig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Aristokraten" oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends ans Werk gelangen, und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bienenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Festung, in der man sich ganz sicher und behaglich fühlte. Aber wir sollten uns nicht lange so fühlen.

[1] Erzählungen eines Unstäten. Bd. IV, S. 253.

Gegen sechs Uhr Morgens erschien General Bem vor dem Hause. Er warf einen raschen Blick auf dasselbe und in den Hof, fand, daß es gut war, und befahl, daß wir nun weiter marschiren sollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hause versammelt hatten, gab Fröbel seine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieser Gelegenheit sah ich den merkwürdigen Mann zum ersten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut gewesen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithosen, die in hohen Stiefeln staken, einen dunkelblauen, bis unters Kinn zugeknöpften Rock und einen Kalabreser mit weißer Feder: eine schmächtige, magere Gestalt, der man es nicht angesehen hätte, daß sie allen erdenklichen Mühsalen und Kriegsarbeiten gewachsen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Gesicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energischen, geist- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt sind, finde ich ähnlich; sie geben ihm meist ein rundes und ziemlich freundliches Gesicht; das seine aber war länglich und erschien um so länger, als die Wangen so eingefallen waren, daß sie bereits Gruben bildeten, und als es von einer hohen und schmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er sprach und sich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Posten, auf den er sie schickte, lustig machte; sonst war sein Gesicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Posten, auf den er einen Theil der Besatzung des Hauses und mit ihr eine Abtheilung Steierer vom steierischen Zuzuge, sämmtlich unter Fröbels Führung, schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenseits dieser

Chaussee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung, und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenso wie im nahen Bahnhofe, die Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unsern Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbels Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend, entdeckte er, wo sich ein Oesterreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den Prater, wie ein Gemsenjäger. Er sprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, schlich dann hervor, suchte sich ein Ziel und schoß. Kaum geschossen, war er zwanzig Schritte weiter, und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm ins Leere. Oft verschwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, schickte er uns nach jedem dritten Schusse Grüße zu, die uns über sein Wohlergehn beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ sich durch dieses Beispiel zu gleichen Thaten anfeuern, und so zogen die Zwei wie Jäger

durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzustellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen ist, überall dabei sein zu wollen, besonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem solchen Posten unheimlich sein und war doppelte Wachsamkeit geboten. Ich sehe immer noch einen gewissen jungen Poeten, der heute in Oesterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinstarrte, für Viele wachend, die indessen auf den durchnäßten Strohsäcken, unter freiem Himmel und in der Oktoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaschen suchten. Gegen Morgen erschien eine gute arme Frau aus der sonst verödeten Nachbarschaft und brachte uns, was sie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin sorgte aufs Mütterlichste für uns, so lange wir auf diesem Posten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte sie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu schützen, und lud die Unbeschäftigten ein, wenigstens unter ihrem Dache zu schlafen. Am zweiten Tage war sie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da, und unmöglich war es, sie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr seliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre) Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die sämmtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben,

vor einem kleinen Tischchen, saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der That griffen die Oesterreicher an, und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; nichts geschah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich mit ihm nicht in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu lassen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des Stephansthurmes stand eine Schaar steierischer Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Effenberger, der später sein Leben in Kufstein vertrauerte. Sie sangen begeistert: Was ist des Deutschen Vaterland! und machten sich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was ist? fragte ich. — Die Ungarn sind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reih und Glied treten, und man flüsterte sich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir standen und standen; es kam kein Befehl; der Major schickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte sich nichts. Messenhauser stand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwischen Oesterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oesterreicher zwischen zwei Feuer genommen hätte. Er stand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war

dieß der entscheidende Moment. In unserer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man Das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals sah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles setzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geschah und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen seien, ob, wenn sie gekommen, sie Sieger oder besiegt seien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich sah Weiber, die ihre Kleider abrissen, das Haar loslösten und zu predigen und zu prophezeien anfingen, als befänden wir uns in einer biblischen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Assurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Kamisarden. Die Weiber waren ekstatisch. Wären wir es doch auch gewesen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren schon disziplinirt und — warteten. So wurde es drei Uhr Nachmittags, und wahrscheinlich nur um uns zu beschäftigen, führte man uns auf die Bastei. Von da aus sahen wir denn, daß die Vorstadt Landstraße schon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beschoß man uns. Wir setzten uns mit dem Rücken an das Parapet und sahen, wie die Kugeln in die Häuser vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerklosters; das Haus, das die Fürstin Schwarzenberg, die Frau des Marschalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Bastei aus, aber welche Wirkung konnte Das haben?

So wurde es von Tag zu Tage schlimmer. Jede Nacht sah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt; der Himmel glühte von Feuersbrünsten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu, und die schöne Stimmung der ersten Tage war dahin. Da sah ich Manches, was in den ersten Tagen unmöglich gewesen wäre. Vor der Aula erhob sich ein Streit zwischen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Pistole und legte auf seinen Gegner an. In dem Augenblicke

fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieses Wort hin zog Einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte: es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten.

In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellinek, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall gleich das Ende sehen, wo sie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende sehen, wo er keinen Abschluß sah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir sehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war, und Diese selbst, die ihn herbeiführten, sind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oesterreich vor sich geht, ist nur eine direkte Fortsetzung jener Zeit. Es zeigt sich, daß Alles, was dazwischen liegt und was man für so klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es sich um Männer oder Dinge oder Institutionen. Wie hoffnungsvoll er war, so furchtlos war er auch, der arme Jellinek, der philosophische Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch wie viele Andere die Flucht zu ergreifen, sagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windischgrätz? dieser ungebildete Mensch!" Der ungebildete Mensch hat ihn für einen Zeitungsartikel erschießen lassen.

Noch ein anderes Opfer Windischgrätz' sah ich oft: den Musikus Becher, damals mit Kolisch Redakteur des „Radikalen." Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neuners Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und

bei Lenau gesehen. Ich war erstaunt, ihn nach Jahren so jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle seine Kräfte neu aufgefrischt. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen gesehen.

Messenhauser hatte schon seit mehreren Tagen kapitulirt und das Kommando niedergelegt. Das will so viel sagen, daß es nunmehr selbst dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Kapitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht kapitulirt, und es wollte den Kampf noch fortsetzen, als es schon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beschränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Gesellschaft Kolischs auf die Kärntnerthor-Bastei; uns gegenüber auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beschoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; sie schleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es sah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Bastei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgasse zweien Gesichtern, wie man sie in den letzten drei Wochen nicht gesehen hatte: alte, lächelnde, geschniegelte Hof- und Beamtengesichter. Wie sie uns mit unsern Gewehren hingehn sahen, begrüßten sie uns, redeten uns an und meinten, es sei ein schöner Tag. — Merken Sie was? sagte Kolisch zu mir — diese Vögel kommen hervor; das sind unsere Todtenvögel. Auf der Bastei sahen wir, was diese Vögel augurirten. Nachdem wir einige Schüsse auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite stand, verließen wir die Bastei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen schon vielfach von den Bomben aufgerissen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Museum die Kugel einschlagen sahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte diese Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die vorbrachte, daß die Revolutionäre Museum und Bibliothek haben in Brand stecken

wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefsten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt und vor dem Palaste Windischgrätz auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor diesem Volke zu schützen, und in der That wurde an diesem Hause nicht ein Nagel geschädigt. Nur einmal sah ich für einen Augenblick eine tendenziöse Zerstörungslust im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaisers Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer scheußlich-häßlichen Bildsäule befreit haben würde. Die sie stehen lassen, sind die Vandalen.

Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugesehen, gingen wir, um eine befreundete Familie zu besuchen und ihr im Nothfalle beizustehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet oder hielten sich in den innersten Räumen der Häuser, wo sie sich vor den Kugeln sicherer wähnten. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große schwarz-roth-goldene Fahne; der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm: er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch — und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte schritt und schlug. — Wir blieben starr bei diesem Schauspiel, und die

Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie Das; es ist Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, sie müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein. So sprechend, ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, desselben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oesterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardisten den Kaiserlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Bechers stand auf der Bastei; hätte sie sich nicht rasch zurückgezogen, wäre sie leicht abgeschnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erschienen denn auch die Oesterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerst kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es schwer zu erkennen, in welcher Position sie das Gewehr zu halten beabsichtigten. Sie zitterten so sehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten sie ängstlich rechts und links nach den Fenstern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Dasselbe that die ganze Kompagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Diese Letztern schwenkten ihre Degen grüßend den Fenstern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das sie

plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich — Hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen, und „Vivat der Kaiser!" erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama, und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Kollegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank Denen, welchen ich Freiheit und Leben schulde — alles Das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßstellen könnte und in den Augen ihrer Kollegen kompromittiren als zu menschlich, als zu sparsam mit Menschenblut.

Die letzten Tage des deutschen Parlaments.

(1863.)

Wie herzlich auch die Aufnahme war, welche wir in Heilbronn, wo sich der größere Theil der Abgeordneten sammeln sollte, fanden, wie freundlich man uns überhaupt überall auf württembergischem Boden aufnahm, so konnte sich wohl doch ein großer Theil unserer Schaar des Gefühles nicht erwehren, daß es zu Ende gehe. Die Pflicht hatte uns die Unternehmung geboten, die Hoffnung saß wohl nur bei Wenigen im Reisewagen. Hundert Kleinigkeiten schienen uns, oder wenigstens mir, in diesem Zustande bedeutungsvoll und auf Auflösung nach allen Seiten hin zu deuten. Fortwährend mußte ich an den Schulmeister gedenken, den wir am selben Tage in einem Gasthause auf Badener Gebiete getroffen hatten. Er war sonntäglich gekleidet und machte kein Hehl daraus, daß er dem Großherzog nachziehe, ja, er proklamirte es laut, so oft er glaubte, daß Revolutionäre in der Nähe seien, offenbar wünschend, von ihnen seiner großherzoglichen Treue wegen mißhandelt oder zurückgehalten zu werden. Es zog ihn nicht im Geringsten zum Großherzog; er war mit ganzer Seele bei dessen Feinden, und einmal, in einem ekstatischen Zustande, stieß er ein brünstiges Gebet für die Revolution und die Verfassungskämpfer aus. Weinend aber versicherte er, es bleibe nichts Anderes übrig, als mit dem Großherzog Frieden zu machen, weil Alles verloren sei. Dieser Schulmeister war mir das trübe Bild des deutschen Volkes.

Im Gasthause zu Heilbronn sahen wir zwei reisende junge Mädchen, deren eines als Mann verkleidet war. Höchst wahrscheinlich auf der Flucht und schutzlos, wie sie waren, schufen sie sich auf diese Weise einen fingirten Schutz. Sie hatten nichts

Abenteuerliches in Wesen und Benehmen, und man sah es ihnen an, daß nur die Noth sie zu solcher nicht ganz weiblichen List gezwungen hatte. Alle Anwesenden, sammt den Wirthsleuten, gingen stillschweigend auf ihre Absichten ein, obwohl Niemand auch nur einen Augenblick getäuscht war. Romantik ist eine schöne Sache, wo sie Einem aber auf solche und ähnliche Weise im Leben entgegentritt, da deutet sie immer auf Zustände, wie sie nicht sein sollten. Ich gestehe, daß die Serenaden und feurigen Ansprachen, die uns in Fülle zu Theil wurden, wenig zu meiner Erheiterung beitrugen; auch Heinrich Simon war sehr nachdenklich, nur Jacoby bewahrte jene unerschütterliche und erstaunliche heitere Ruhe, welche sagt: „impavidum ferient ruinae". Rappard saß auf seiner Stube und zerstreute sich mit mikroskopischen Untersuchungen. Glücklicherweise waren diese meine speziellen Reisegefährten so geartet, daß sie selbst in solchen Zeiten sich den Sinn für alles Das bewahrten, was in ruhigern Jahren ihrem Geiste, ihrem Gemüthe und Schönheitsgefühle wohlgethan. Mit Jacoby konnte man immer von Kant und überhaupt von Philosophen und Dichtern sprechen; von Heinrich Simon erinnere ich mich, daß er mir selbst auf dieser Reise, da doch unsere Geister so sehr eingenommen und beunruhigt waren, sehr ausführlich über seinen Landsmann, den alten Dichter Logau sprach, den er bis ins Einzelnste und zum großen Theile auswendig konnte und an dessen letzter Ausgabe er sein Theil hatte. Ja, er lieferte mir sogar einen Lustspielstoff aus Logau's Jugendleben.

Es war mir nicht schwer, solche Reisegefährten zu einem Besuche bei Justinus Kerner in Weinsberg zu bewegen, und dieser Besuch bildet in jener bewegten und, in unsern Gemüthern noch mehr als äußerlich, ruhelosen Zeit eine schöne Idylle. Weinsberg war mir als sagenhafter Boden der Weibertreue, als geschichtlicher des Bauernkrieges und als Aufenthalt eines lieben Dichters und sonderbaren Magiers interessant und bis zu einem gewissen Grade heilig als ehemaliger Aufenthaltsort meines

theuren Nikolaus Lenau, der mir in schönen Jugendtagen oft von Weinsberg erzählt hatte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, an dem wir durch das schöne Land dem schönen Städtchen entgegenfuhren; aber ich will Fahrt und Land und Kernerhaus nicht näher beschreiben, wohl fühlend, daß sich meine Beschreibung dem „Besuch bei Justinus Kerner von David Strauß" nicht im Entferntesten nähern würde.

Der alte Magus empfing uns überaus freundlich, und ich hatte die schmeichelhafte Genugthuung, die ich nicht im Geringsten erwartet hatte, mit meinen Versen von ihm gekannt zu sein. Seine Erscheinung machte mich Anfangs etwas stutzig, denn er sah gar nicht so aus, wie ich mir einen Geisterseher vorgestellt hatte. Groß, breitschulterig und dick, wie er war, begriff man es nicht, wie er in die Gesellschaft durchsichtiger, körperloser Geister paßte, und wie sich in solch derber Körperlichkeit eine Phantasie eingenistet haben sollte, die so phantastisches Zeug ans Tageslicht brachte und selber daran glaubte. Hatte man sich aber nach einiger Zeit an diese Wohlbeleibtheit gewöhnt, und brachte man es dahin, von dieser zu abstrahiren und nur den großen Kopf mit den langen Haaren und den halb erloschenen Augen, über denen sanfte Dämmerung schwebte, für sich allein zu betrachten: dann allerdings konnte man das Resultat der Betrachtung mit der vorgefaßten Vorstellung von Justinus Kerner in Einklang bringen. Was uns rasch für ihn einnahm, war der Umstand, daß er sich sofort als unsern Gegner auf politischem Felde offenbarte und daß er uns trotzdem mit so großem Wohlwollen entgegenkam, als ob nichts trennend zwischen uns stände. Ach, wie selten waren in jener Zeit solche Erscheinungen! Selbst wenn er uns ironisirte mit unsern Bestrebungen, war es, als ob er uns und die Leiden, die uns erwarteten, nur beklagte. Von Anklage, von Verdächtigung unserer Absichten war in Wort und Benehmen keine Spur. Doch hing er als veralteter Romantiker mit ganzer Seele am Alten. Bei Erwähnung Böhmens brach er in ein Lob des Katholizismus aus und rühmte die Zeit, da die

Welt von Mönchen angefüllt war. Dieser Mann, den man immer mit Ludwig Uhland zusammen nannte, war ganz und gar das Gegenstück dieses klaren, ruhevollen, edeln Geistes, der immer auf festem, irdischem Boden stand, an Leid und Freud' der Gegenwart Antheil nahm, sich über Vergangenheiten nicht täuschte und die Zukunft nach Kräften gut und schön mit aufzubauen strebte, und wahrhaftig, es wird doch Niemandem einfallen, diesen Ludwig Uhland als Romantiker im schönsten Sinne des Wortes unter Justinus Kerner zu stellen.

Nachdem wir in seinem reizenden Hause einige Zeit gemüthlich verplaudert hatten, führte uns Justinus Kerner durch seinen Garten in den historischen Thurm, welcher während des Bauernkrieges allerlei Gräuel gesehen und in dessen Fenstern jetzt die berühmten Kerner'schen Aeolsharfen wie Geister über Gräbern Klagelieder aushauchen. Auf dem Wege dahin stützte sich Justinus auf meinen linken Arm und sprach von der Glückseligkeit des Klosterlebens, dann mit Einem Male hielt er inne, drückte meinen Arm fest an seine Seite, ergriff meine Hand und fragte, indem er sein Gesicht dem meinigen näherte: „Fühlscht du nit, wie unser Nervegeischt zusammestimmt?" Ich bestätigte Das; er war darüber voller Freude, bedauerte, daß ich ihn wieder verlassen solle, da offenbar zwischen uns ein inniger Rapport bestehe, und rieth mir am Ende, von den revolutionären Wegen abzulassen. Dann, während sein Sohn Heinrich Simon in einen Thurm führte, wo junge Mädchen für den Fall eines Aufstandes Patronen machten, zeigte mir Justinus Kerner die seinem Hause gegenüberliegende kleine Wohnung, in welcher Lenau gehaust hatte und in der noch sein melancholisches Porträt hing. Es war in dieser Stube, unter diesen traurigen Augen noch trauriger, als in jenem Thurmgemache, das die Aeolsharfen mit ihren geheimnißvollen Klagen erfüllten.

Die Stimmung, in der wir das Haus des Magus verließen, war im Ganzen eine gemüthliche; seine feine Ironie oder Ironisirung der revolutionären Bestrebungen war um so weniger ver-

letzend, als er, sobald man mit ihm diskutiren wollte, zugab, daß sein Konservatismus rein Gemüthssache sei, da er an mehreren Gliedern der königlichen Familie mit großer Freundschaft hänge, und daß er in der Theorie eigentlich gar nichts gegen uns einzuwenden habe und uns Recht geben müsse. Ein einiges, großes und freies Deutschland wäre gewiß eine sehr schöne Sache, und man müßte aller Poesie, jedes Edelsinnes baar sein, wenn man für diese Idee nicht empfänglich, ja begeistert wäre; aber die Sache, wie die Dinge einmal ständen, sei zur Zeit nicht ausführbar, und er persönlich hätte zu großes Mitleid mit Denjenigen, die, wenn man es erreichte, darunter zu leiden hätten. Das sei allerdings nicht gesprochen, wie ein Politiker sprechen sollte, aber er sei ja auch kein Politiker, und er wolle sich als alter blinder Mann auch nicht in Dinge mischen, welche naturgemäß das jüngere Geschlecht auszufechten habe. Unter solchen Bedingungen und Zugeständnissen konnten wir uns seine Widersprüche gefallen lassen, und Das um so leichter, als die Witze, die er damit verband, nie gegen uns, sondern gegen seinen eigenen Sohn, der sich im höchsten Grade revolutionär zeigte, gerichtet waren.

Wir schieden als gute Freunde, und selbst Jacoby, jener klare Verstand, der Landsmann und Jünger Immanuel Kants, der rationelle Arzt, sprach auf dem ganzen Wege von dem guten Eindruck, den ihm sein geistersehender Kollege gemacht hatte. Was mich betrifft, so glaube ich nach einzelnen sehr klugen und klaren Aeußerungen Justinus Kerners schließen zu dürfen, daß er in seinen alten Tagen nur noch deßhalb Geister sah, weil er ihre Existenz in seiner Jugend zu laut proklamirt hatte.

In Heilbronn, wo sich indessen mehrere Abgeordnete gesammelt hatten, wurden wir mit großen Volksdemonstrationen empfangen, denen am nächsten Tage noch andere und größere folgten und an denen auch die Bürgerwehr Theil nahm. Indessen erinnere ich mich nicht mehr an die Einzelheiten, die diese bezeichneten, da die damalige Zeit an solchen Aeußerungen reich

und diese einander meist sehr ähnlich waren. Ich weiß nur, daß uns der Empfang in Heilbronn einen Eindruck machte, der uns zu dem Glauben berechtigte, daß wir in Württemberg willkommen seien und daß das württembergische Volk aufrichtig und mit Wärme an der Reichsverfassung hänge. Viele ausgezeichnete Württemberger, darunter Mitglieder des Landesausschusses, Kammerabgeordnete und Schriftsteller, kamen uns von Stuttgart aus entgegen, und mit diesen bestiegen wir einen mit schwarz-roth-goldenen Fahnen, Blumen und Guirlanden geschmückten Eisenbahnzug, um uns in die Hauptstadt zu begeben. Auf jeder Station wurden wir von großen Volksmassen begeistert empfangen; am Bedeutungsvollsten aber dürfte die Begrüßung erscheinen, die uns in Ludwigsburg zu Theil wurde.

Dort, unter den Augen des Hofes, der sich dahin geflüchtet hatte, drängte sich eine große Anzahl von Soldaten, meist Artilleristen, an uns heran, um uns ihre Sympathien, ihre Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache auszudrücken. An ihrer Spitze stand ein Unteroffizier der Artillerie, ein sehr schöner junger Mann, dessen Worte und Benehmen viel Bildung verriethen und der in höchst klarer, ruhiger, aber darum nicht minder schwungvoller Rede auseinandersetzte, wie die Sache des Volkes auch Sache der Armee sei. Man hätte bei allen diesen Symptomen, auch ohne sanguinisch zu sein, die größten Hoffnungen hegen dürfen. Ich gestehe, daß ich trotzdem von großen Hoffnungen weit entfernt war, will Das aber weniger meinem Scharfsinn zuschreiben, als dem leidenden Zustande, in dem ich in Stuttgart ankam.

Wer die Augen öffnen wollte, konnte sich überzeugen, daß es in der Hauptstadt anders aussah, als im offenen Lande. Die Bürgerwehr, die uns feierlich empfing und sich dem Parlamente zur Verfügung stellte, war offenbar zu einem großen Theile für uns; auch die untern Volksschichten und Alles, was in den Mittelklassen mit der liberalen Partei zusammenhing. Aber man wußte doch nicht, was wir in den Falten unserer Toga mit uns

brachten; wir waren eine geheimnißvolle Erscheinung und darum bis zu einem gewissen Grade unheimlich. Die große Mehrheit war von unserm Rechte durchdrungen, voll Achtung für uns, als die Vertreter der Nation, und zwar als das kleine Häuflein von Vertretern, das in diesem kritischen Momente aushielt, während die große Mehrzahl auf Befehl oder Drohungen der Regierungen auseinander stob und die Fahne der Nation schmählich im Stiche ließ. Von unserem Rechte und, ich darf wohl sagen, von dem Achtungswerthen unserer Lage war Jedermann durchdrungen; wagte doch selbst die Regierung in ihrer Proklamation weder das Eine noch das Andere zu leugnen; aber die Stadt war ruhig, und wir brachten vielleicht die Revolution, wir brachten vielleicht Straßenkampf, eine neue Krise und eine Zukunft voll Unsicherheit.

Nicht Alle, die für das Recht waren, waren zugleich für einen Kampf um dieses Recht und alle aus einem solchen Kampfe entspringenden Möglichkeiten. Die Begeisterung, die Ehrerbietung, die man uns zeigte, hatte etwas Gedrücktes, so wie bei aller Bewegung, die wir brachten, die ganze Atmosphäre nicht aufgeregt, gewitterhaft wurde, sondern ohne Schwüle gedrückt blieb. Ein großer Theil der Einwohner dieser Stadt, welche sich damals noch nicht, wie Das heute der Fall ist, durch Handel und Gewerbe unabhängig gemacht hatte, hing mit dem Hofe zusammen und lebte vom Hofe. Dieser Theil war uns ausgesprochen feindlich; dieser betrachtete uns mit düstern Blicken, während der andere, wenn auch mit Sympathie, doch zugleich melancholisch zu uns herübersah. Dieß ist die Wahrheit über die damalige Stimmung in Stuttgart, wenn auch der Enthusiasmus, der uns in den nächsten Kreisen umgab, manchem Abgeordneten vielleicht ein anderes Bild in der Erinnerung zurückließ. Die Agitatoren des Landes, die Mitglieder des Landesausschusses, Diejenigen, die uns unsere eigentliche Basis schaffen sollten, waren selber niedergeschlagen, denn sie hatten in den letzten Tagen Erfahrungen gemacht, in Folge deren sie uns die Uebertragung des

Parlamentes widerrathen haben würden, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Die traurigste dieser Erfahrungen war die, daß mehrere Städte, die sich eifrig für die Reichsverfassung gezeigt hatten, plötzlich lau wurden, als sie zu merken glaubten, daß sie durch die Grundrechte gewisse, aus alten reichsstädtischen Zeiten herabgekommene Privilegien, die ihnen einen Theil ihrer Einkünfte sicherten, verlieren könnten. Doch Das sind Einzelheiten, über welche Mitglieder des Landesausschusses, wie z. B. Carl Mayer von Eßlingen, besser Auskunft geben können, als ich. Zur Ehre dieses Landesausschusses sei es gesagt, daß er vom Momente unserer Ankunft an, trotz mancher entmuthigenden Täuschung, seine Thätigkeit sofort wieder aufnahm und zu Allem bereit war, was die Nationalversammlung, als einzige berechtigte Vertreterin der Nation, beschließen würde.

Schon am Abend nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß unser Kollege, der Minister Römer, den Kopf verloren habe, daß er besinnungslos zwischen seiner Wohnung und dem Schlosse hin und her renne, und man sprach die Vermuthung aus, daß er sich, sobald er ein wenig zur Besinnung gekommen, dem Parlamente als Feind gegenüberstellen werde. Dieser Mann war vor Allem ein Württemberger, und vor Allem schreckte ihn der Gedanke, daß seine Heimat mit in die Revolution hineingezogen werden solle. Dieß war auch bei andern Württembergern, auch bei Ludwig Uhland der Fall; aber dieser Letztere, obwohl er die Uebertragung des Parlamentes nach Stuttgart widerrathen hatte, obwohl ihm unser Beschluß wahrhaften Schmerz verursachte, dachte doch, wie die meisten andern württembergischen Abgeordneten, groß genug, um trotz aller persönlichen Gefühle auf Seiten des Rechts und der Nation auszuharren, seine Besorgnisse und Schmerzen nicht weiter zu berücksichtigen und den Beschlüssen der einzigen berechtigten Behörde und seinem Mandate Folge zu leisten. Dieß war um so rühmenswerther, als die Gefahr für die württembergischen Abgeordneten, wie es damals schien, größer sein konnte, als die der Andern, da sie unmittelbar

und auf heimischem Boden gegen ihre Regierung auftreten mußten. Römer erkannte zwar als Advokat ebenfalls das Recht der Nationalversammlung und zwar bis auf den letzten Moment der Auflösung und selbst bis über diesen hinaus, aber vor Allem fühlte er sich als Württemberger und als Minister des Königs von Württemberg. Sein bureaukratisches Gewissen war stärker als sein rechtliches und patriotisches; er sprach sich für die Pflicht aus, die Jedermann bestreiten konnte, und gegen die Pflicht, die Niemand und er selber nicht bestritt.

Am 5. Juni Mittags hatte sich in Stuttgart bereits die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten eingefunden, und am Abend fand eine Vorversammlung statt, in welcher die Fortsetzung der Sitzungen gleich für den nächsten Tag bestimmt wurde. Diese Vorversammlung war nicht ohne Interesse. Alte Freunde und Parteigenossen, die nun seit mehr als einem Jahre miteinander getagt und, da sie immer in der Minderheit waren, man darf wohl sagen, mit einander gelitten hatten, fanden sich hier nach einer Trennung von nur wenigen Tagen mit Gefühlen zusammen, als ob zwischen Frankfurt und Stuttgart lange Zeiten und unendlich große Räume lägen. Jedermann hatte irgend welche Abenteuer zu erzählen; die Hessen hatten bereits den Weg zwischen den beiden Städten verlegt, und so hatten sich die Einen mit allerlei Schwierigkeiten mitten durch sie hindurchschlagen oder schleichen müssen, während die Andern zu großen Umwegen durch die Pfalz oder durch Bayern gezwungen waren. Diese kleine Schaar, deren jeder Einzelne von seinem Rechte durchdrungen war, mußte sich von einem Orte nach dem andern, nach Art einer Räuberbande, begeben, zerstreut und in einzelnen Abtheilungen, damit doch wenigstens ein Theil glücklich am Endziele anlange. Und da wir nun endlich zusammen waren, was wird unser ferneres Schicksal sein? Wahrlich, unsere Lage war keine lachende; die Meisten von uns hatten das Bewußtsein, daß wir einen letzten und äußersten Versuch zur Rettung der Freiheit machten und daß, wenn dieser Versuch mißlang, mit ihm viel-

leicht unser ganzes Leben zugleich ein mißlungenes wurde. Trotzdem herrschte in jener Versammlung die Heiterkeit des Wiedersehens; unsere Partei hatte im Laufe des Jahres eine Art Familiengefühles bekommen, viele einzelne Mitglieder waren unter einander aufs Innigste befreundet, und zu alle Dem kam, daß die große Mehrheit der Anwesenden sich gerade durch das Schwierige unserer Lage gehoben fühlte.

Am 6. Juni Morgens neun Uhr versammelten wir uns auf dem Rathhause, um uns von da nach der württembergischen Kammer zu begeben. Bürgerwehr bildete den ganzen Weg entlang ununterbrochene Spaliere, und hinter diesen drängte sich das Volk, um uns durch Zuruf zu begrüßen und zu ermuntern. Der kleine Saal der württembergischen Kammer war groß genug, um die deutsche Nationalversammlung, welche einst in den weiten Räumen der Paulskirche kaum Platz hatte, bequem zu beherbergen. An die große, säulengetragene Rotunde mit den weiten Galerien gewöhnt, war es uns hier zu Muthe, als befänden wir uns in einem hübschen Familienzimmer. Indessen war unsere Schaar nicht so klein, als man gewöhnlich annimmt. Hundertunddrei oder hundertundfünf Mitglieder waren bereits anwesend; Manche, die zur äußersten Linken gehörten und die uns unter andern Umständen gewiß begleitet hätten, waren als Theilnehmer an der Pfälzer und badischen Bewegung in der Ferne, wie z. B. Ludwig Bamberger aus Mainz, Trützschler, Martin, Würth aus Sigmaringen u. A. Nahe an funfzig waren mit „Entschuldigung" abwesend und gehörten de facto noch zur Nationalversammlung, obwohl sie ihrem ganzen Wesen nach nichts mehr mit uns zu thun hatten und nur noch aus Politik, um abwarten zu können, ihre Austrittserklärungen verzögerten. Zu diesen darf man wohl die Herren Beseler, Edel, Robert Mohl, Tellkampf u. A. zählen.

Löwe von Calbe wurde zum Präsidenten gewählt, und es begannen sofort die Debatten, welche die Schöpfung eines neuen Mittelpunktes, einer neuen Zentralgewalt zum Zwecke hatten.

Der Reichsverweser konnte als Vertreter der Zentralgewalt von uns nicht anerkannt werden; er hatte keine der Pflichten erfüllt, die er beschworen, und die Gewalt, die man ihm anvertraut hatte, gegen die Nation gekehrt, die ihn an die Spitze gestellt. Wir waren mehr als berechtigt, wir waren verpflichtet, diese Zentralgewalt als null und nichtig wenigstens zu erklären, und es war geboten, eine neue zu schaffen, für den Fall, daß ihr noch irgend eine Wirksamkeit gegönnt wäre. Die Debatten, die sich in Bezug darauf entspannen, sowie die Debatten der folgenden Tage zeichneten sich vor denen der Paulskirche vortheilhaft durch ihre Kürze aus. Man fühlte wohl, daß man keine Zeit zu verlieren hatte, und es war keine Partei da, in deren Interesse es lag, vor Allem Zeit zu gewinnen und die revolutionäre Kraft verrauchen zu lassen, wie Das ein Jahr hindurch in der Paulskirche der Fall gewesen. Nur um vor der Nation unsere Schritte zu motiviren, hielt noch Vogt eine seiner glänzenden Reden. Was in dieser ersten Sitzung noch auffallen mußte, war die größere Thätigkeit, die Uhland jetzt entwickelte. Es war ein Antrag von ihm auf der Tagesordnung, und er sprach auch einmal vom Platze. Weil die Gefahr da war, wurde dieser Edle auch thätiger. Er griff unmittelbar ein, während er sich in der Paulskirche immer im Hintergrunde gehalten hatte, und er sprach frisch weg und eifrig seine Meinung aus, da es ihm doch sonst eine große Ueberwindung kostete, eine Rede zu halten. Ich erinnere mich, wie ich ihm in der Paulskirche, als er nach seiner Kaiserrede die Tribüne verließ, einige Schritte entgegen eilte, in der Besorgniß, daß ihm, aufgeregt wie er war, etwas begegnen könnte, und wie er mir beinahe athemlos versicherte, daß er mehr als zwei Drittheile Dessen, was er sagen wollte, vergessen habe. Jetzt war es anders. Er sprach kurz, aber entschieden und präzis, horchte nach allen Seiten, blickte überaus ruhig und war wie ein Steuermann, der auf Alles achtet. Der Minister Römer nahm sich neben ihm wie das böse Gewissen aus; er schob sich auf seinem Sitze hin und her, beugte sich bald vor-, bald rückwärts, fuhr sich mit den

Händen übers Gesicht und murmelte viel vor sich hin, ohne ein lautes Wort zu sprechen.

In dieser ersten wie in allen spätern Stuttgarter Sitzungen wurden uns Ergebenheits-Adressen vorgelesen oder angekündigt, die allerdings von vielseitigem guten Willen zeugten, gegen die aber Unsereiner schon längst abgehärtet war. Ebenso kamen uns verschiedene Geschenke zu, und unter diesen auch noch ein Beitrag zur deutschen Flotte, was wohl Manchen noch hätte lachen oder lächeln machen können, wenn man damals überhaupt zur Beobachtung der komischen Momente und der komischen Seiten unserer Lage gestimmt gewesen wäre. Es war damals schon ebenso schwer, an die deutsche Flotte zu glauben, wie an eine deutsche Reichsverfassung.

Am Nachmittag des 6. Juni gingen wir an die Wahl der Reichsregentschaft. Mehr oder weniger hatten wir Alle die Ueberzeugung, daß wir damit etwas Illusorisches begannen, und gewiß waren die fünf Männer, die wir zu Reichsregenten ernannten, von dieser Ueberzeugung durchdrungen. Desto größer war ihr Opfer, daß sie sich zu einem Versuche hergaben, der wie ein Spiel ausfallen konnte, ja, der alle Wahrscheinlichkeit des Mißlingens für sich hatte. In der That ist die Selbstverleugnung, die diese Männer zeigten, nicht genug zu rühmen. Man sage, was man wolle, man mache alle Witze, welche Gefallenen gegenüber so leicht zu machen sind, so ist es doch wahr, daß Charaktere und Intelligenzen, wie Heinrich Simon, Schüler, Raveaux, Becher, Vogt, selten in einer Regierung vereinigt sind, und man darf behaupten, daß solche Männer, wo sich ihnen nicht Unmöglichkeiten entgegenstellen, ein Regierungskollegium bilden würden, das hoch über all den Regierungen stünde, welche uns besiegt haben. Man vergleiche diese Männer mit den Ministerien und Regierungen der damaligen Zeit und sage, ob hier zu viel behauptet oder übertrieben werde. Daß sie mit unbestreitbarem Rechte auf ihrer Seite doch unterlagen und das vorgesteckte Ziel nicht erreichten, Das beweist nur, daß Recht, Charakter und Geist

auf dieser Erde nicht immer, vielleicht am Seltensten den Sieg davon tragen, und daß dieser häufiger ihren Antagonisten, ihrem Gegentheile bestimmt ist. Die Wahl der Reichsregenten wurde von den Galerien mit Begeisterung aufgenommen, und in der ganzen Umgebung der Kammer erscholl gewaltiger Jubel, als man von Einsetzung der Reichsregentschaft vernahm. Ich gestehe, daß dieser Jubel, als er in den Sitzungssaal eindrang, mein Herz mit den schmerzlichsten Gefühlen und mit der größten Bitterkeit erfüllte. Aber es blieb uns nichts mehr übrig, als wenigstens die Form des Rechtes zu erfüllen, da es uns, die wir von der Majorität der Nationalversammlung, sagen wir es nur gerade heraus, feige verlassen waren, nicht gegönnt war, das Recht selbst zu verwirklichen. Wir versuchten das Letzte und Aeußerste, wenn es auch bereits wie ein leeres Spiel aussah, und mit kaltem Blute, nach jahrelanger Abkühlung scheint mir dieses Spiel noch immer würdiger, als die Desertion der Mehrzahl, die so rasch den Regierungen gehorchte und die Fahne dahinwarf, die ihr die Nation in die Hände gegeben. Was wir thaten und begannen, war Moschus, den wir dem sterbenden Rechte eingaben, um noch Tage oder Stunden zu gewinnen, während welcher eine heilsame Krisis, eine Rettung möglicherweise eintreten konnte.

Am 8. Juni nahm Fürst Waldburg-Zeil Urlaub, und so that auch der Abgeordnete Giskra. Das waren Symptome. An diesem Tage hatte auch schon Herr Römer, unser Kollege, seine gegen die Nationalversammlung gerichtete Ansprache an das württembergische Volk erlassen, und damit war der Krieg erklärt und der Bruch des Rechtes eingeleitet, welches Herr Römer selbst in dieser Ansprache noch anerkannte. So stark ist der Deutsche, wenn es gilt, die Theorie von der Praxis zu scheiden. Es ist wohl zu bemerken, daß Herr Römer seinen Austritt aus der Nationalversammlung erst am 13., also nach Erlaß der Ansprache, anzeigte. Allerlei dunkle Gerüchte verbreiteten sich in Folge dieser Kriegserklärung; unsere Freunde glaubten uns von drohenden Gefahren umgeben, und ihre Besorgnisse schienen gerechtfertigt,

als man sich überzeugen konnte, daß in der That allerlei militärische Vorbereitungen getroffen wurden. Es kamen uns allerlei Warnungen zu, und der Schreiber dieser Zeilen erhielt selbst einen Brief von einer mit höhern Kreisen in Verbindung stehenden Person, in welchem er beschworen wurde, an seine Sicherheit zu denken und Stuttgart zu verlassen. Die Bürgerwehr bot uns ihren Schutz an, und das Bureau der Nationalversammlung, auf den Antrag eingehend, verlangte, daß die Bürgerwehrartillerie vor dem Sitzungssaale auffahre, um uns den Eingang frei zu erhalten. Aber als die Artillerie Folge leisten wollte, fand es sich, daß die Regierung an ihr Eigenthum Hand gelegt und ihre Kanonen konfiszirt hatte.

Die Sitzung des 8. Juni war die letzte, die wir in der württembergischen Kammer gehalten; von diesem Tage an waren wir, so zu sagen, obdachlos, und die souveräne Nationalversammlung des deutschen Volkes irrte in den Straßen umher. Am 13. versammelten wir uns im Kolb'schen Saale. An diesem Tage lief wieder eine große Anzahl von Adressen ein, und, was interessanter ist, es stieß eine Anzahl von Ersatzmännern zu uns, um die Lücken einiger Deserteure der letzten Tage auszufüllen, und unter diesen auch der Ersatzmann des Herrn Römer. Es ist gewiß anerkennenswerth, daß diese Männer sich im letzten und äußersten Momente auf das lecke Schiff begaben, das sich selbst als ein versinkendes bekannte. Wieder am 16. beherbergte uns das Fritz'sche Reithaus, das, ohne daß wir eine Ahnung hatten, vor unserm Einzuge mit Blumen und Gezweige auf das Anmuthigste ausgeschmückt wurde. Es war ein geschmückter Katafalk. Wir sollten nicht zum zweiten Male in diese Räume einziehen.

Am 17., spät Abends erhielt der Präsident Löwe von Calbe im Namen des Gesammtministeriums ein von Herrn Römer unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser verkündigte, „daß das Tagen der hierher übersiedelten Nationalversammlung und das Schalten der von ihr am 6. d. Mts. gewählten Reichsregentschaft in Stuttgart und Württemberg nicht mehr geduldet werden

könne.“ Die Zuschrift enthält noch immer eine Anerkennung des Rechtes, kann sich aber trotzdem hie und da eine gegen die Nationalversammlung gerichtete höhnische Bemerkung nicht versagen. Wer Herrn Römer für einen tragischen Helden hält, der unter einer Kollision von Pflichten leidet, der lese diese Zuschrift, um sich zu überzeugen, daß sich mit dieser Kleinlichkeit, mit dieser Verspottung des ohnmächtigen Rechtes keine Tragik verbinden lasse. Der Präsident ließ diese Zuschrift unbeantwortet. Herr Römer schickte ihm am nächsten Tage, gegen Mittag, wieder einen Zettel zu, um ihn „darauf aufmerksam zu machen,“ daß gegen eine Sitzung der Nationalversammlung „die erforderlichen Maßregeln ergriffen werden“. Der Präsident wollte sich hierauf mit den Schriftführern in das Sitzungslokal begeben, um es vor Eröffnung der Sitzung, welche um 3 Uhr beginnen sollte, in Besitz zu nehmen, aber schon um ein Uhr wurde er benachrichtigt, daß das Haus bereits von Militär besetzt sei. Doch war von Truppenbewegungen nichts bemerkt worden; die Soldaten hatten sich durch Seiten- und Nebengassen in die Nähe des Fritz'schen Lokales geschlichen. Man wußte bald, daß dort verhältnißmäßig bedeutende Truppenmassen aufgehäuft waren, und in den Straßen hieß es, daß man uns Alle niederhauen wolle. Da trat Ludwig Uhland auf. Er forderte den Präsidenten auf, so viele Mitglieder als möglich zu versammeln und sich mit diesen in einem Zuge an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewalt an uns sich vollenden zu lassen, und käme es auch aufs Aeußerste. Wir versammelten uns unter den Bäumen eines gewissen Platzes, den ich, bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der Stadt, nicht näher bezeichnen kann, und setzten uns von da aus in Bewegung. An unserer Spitze schritt der Präsident, ihm zu Seiten zwei Prytanen Deutschlands, die beiden Greise Albert Schott und Ludwig Uhland, zwei Männer, die ein ehrenvolles, fleckenloses, langes Leben hinter sich hatten, das nur dem Kampfe für das Recht, für das Gute und Schöne gewidmet war und das sie auch jetzt, ohne Zaudern der Ungewißheit, einer drohenden

Gefahr ruhig und schlicht entgegentrugen. Auf dem Gesichte des alten Schott lag dieselbe Milde, derselbe Ausdruck der Humanität, die dieses Gesicht zu allen Zeiten charakterisirte, dieselbe Heiterkeit, die nur eine attische Bildung, verbunden mit dem Bewußtsein stets erfüllter Pflicht, geben kann. Damit sei aber nicht gesagt, daß sich in diesem sanften Gesichte nicht zugleich eine gewisse Aufregung kund that; das Verbrechen, welches eben an der deutschen Nation begangen werden sollte, ging ja von Römer aus, der der Mann seiner Tochter war. Wenn es Deutschland nicht auffiel, wie klar ein Recht sein mußte, für das ein Mann wie Schott mit dem Reste seiner Tage eintrat, so fehlte es vielleicht nicht an fernen und fremden Völkern, denen seine Gegenwart am Sterbebette der Nationalsouveränetät für uns ein vollgültiges Zeugniß war. Ist es doch dem Aufzeichner dieser Skizze begegnet, daß sich bei ihm, auf ferner griechischer Insel, alte Hellenen nach dem braven, edlen „Skotos" erkundigten. Und auf der andern Seite des Präsidenten ging Ludwig Uhland, mit jenen großen, strammen Schritten, die man an ihm kannte. Sollte man nicht meinen, daß ein Recht, das von zwei solchen Zeugen begleitet auftritt, von aller Welt erkannt werden müsse? Man sollte es meinen, wenn man nicht wüßte, daß der Eigennutz sich um das Recht und seine heiligsten Zeugen nicht kümmert und daß er, um es zu besiegen, die Gedankenlosigkeit als Mittel gebraucht. Unmittelbar hinter dem Präsidenten und den beiden Greisen ging ich, Arm in Arm mit meinem Freunde Ludwig Simon, kann also als Augenzeuge über die letzten Momente des Parlamentes berichten. Ich wußte, daß wir unserm Ende entgegengingen, und das dicht gedrängte Volk, rechts und links an unserm Wege flößte mir, trotz aller Zurufe kein Vertrauen ein. Durch die natürlichste Ideenassoziation erinnerte ich mich jenes andern Ganges vom Römer in die Paulskirche bei Eröffnung des Parlamentes — als alle Häuser mit Flaggen und Blumen geschmückt waren, aus allen Fenstern Jubelrufe erschollen, die Musik, „Nur gewagt, unverzagt" aufspielte und Aller Herzen

voll großer Hoffnungen waren. Nun will ich es offen gestehen, daß ich mich damals in Frankfurt nicht so gehoben fühlte, wie auf diesem letzten Gange des Parlamentes, der einem Gange zum Schaffote glich. Wir kamen in eine Straße, in der wir das Militär, Infanterie, aufgestellt sahen, während links in einer Seitenstraße Kavalerie wartete. Wir setzten unsern Weg fort, als ob jenes Hinderniß vollkommen unsichtbar wäre, und kamen so an die Reihen der Soldaten, welche die Straße, die zum Sitzungslokale führte, absperrten Der Präsident mit seinen beiden Begleitern war eben bis auf ungefähr zwei Schritte Entfernung den Soldaten nahe gekommen, als sich deren Reihen plötzlich öffneten und ein älterer Mann mit weißer Binde und einem Papier in der Hand heraustrat und dem Präsidenten verkündete, daß er als Zivilkommissär den Auftrag habe, zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Mann — Cammerer hieß er — war blaß, und seine Stimme zitterte, wie eines Verbrechers. Kaum hatte er seine Worte hervorgestoßen, als er schon wieder hinter den Soldaten verschwand. Ich glaube, daß er nur noch die Worte „mein Auftrag ist erfüllt" hervorstotterte. Der Präsident erhob seine klangvolle Stimme und rief: „Ich erkläre" — hier aber wurde er von Trommelwirbel unterbrochen, wie ein Delinquent, den man nicht zu Worte kommen läßt. Trotzdem rief der Präsident dem Zivilkommissär zu: „Sie müssen mich hören!" und als dieser verschwunden blieb, erhob er die Stimme noch einmal und rief: „Ich protestire gegen dieses Verfahren, als gegen einen Verrath an der Nation!" und die Worte wurden gehört, trotzdem die Trommelwirbel immer stärker wurden und trotz dem Waffengeklirr. Die meisten Abgeordneten hatten sich indessen nach vorn gedrängt und standen in kompakter Masse vor den Soldaten. Eine kleine Episode, die in diesem Momente spielte, scheint von nur sehr Wenigen, vielleicht nur von mir bemerkt worden zu sein, da ich sie in den zahlreichen Berichten, die später im Hotel Marquardt erstattet wurden, nirgends erwähnt finde.

Zivilkommissär Cammerer, nachdem er hinter den Soldaten verschwunden war, kam auf einen Augenblick wieder zum Vorschein, wandte sich an Ludwig Uhland und sagte ihm, daß, wenn er allein eintreten wolle, ihm der Weg offen stehe. Ich werde die Geberde der Verachtung, das wegwerfende Achselzucken, mit dem sich Uhland von ihm abwandte, nie vergessen, und ich glaube, daß selbst Herr Cammerer, obwohl ein Mann, der sich zu einem solchen Amte hergegeben, diesen Moment ebenso wenig vergessen werde. Mittlerweile, da die Abgeordneten sich an die Soldaten herangedrängt hatten, kommandirte man „Fällt das Bajonett" — aber sie gehorchten nur zur Hälfte. Ich bemerkte, daß ein einziger Soldat das Bajonett so weit sinken ließ, daß es einen der Herandrängenden beschädigen konnte. Dieser Eine hatte offenbar den besten Willen, sein Bajonett in Blut zu tauchen; seine Bewegungen, wie der Ausdruck seines Gesichtes verriethen es zu deutlich. Die Anderen aber waren unschlüssig und sahen niedergeschlagen vor sich hin. General Miller bemerkte Das wohl ebenso gut wie ich, rief dem Präsidenten, der unbeweglich stand, ein „Fort!", dann einem Offizier in der Seitenstraße ein Kommandowort zu, und in demselben Augenblicke sprengte die Kavalerie auf uns ein, während der Offizier, der sie führte, „Einhauen!" kommandirte und die anderen Offiziere fortwährend „Haut zu! Haut zu!" ausriefen. Doch muß ich der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, daß ich einen Offizier selber sah, der einem Kavaleristen, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Kavalerie herbeisprengte, warf sich ihr entgegen, riß seine Kleider auf, und außer sich rief er den Heransprengenden entgegen: „Haut zu!"

Im Allgemeinen aber hatten auch die Kavaleristen, trotz der beständigen Aufmunterung der Offiziere und Unteroffiziere, nicht die geringste Lust zum Einhauen. Sie thaten nur so und schwenkten, indem sie in unsere Schaar hineinritten und uns trennten, ihre Säbel über unsern Köpfen. Der Präsident selbst

war in Gefahr, niedergeritten zu werden. Es lag also nach Alldem weder an Herrn Römer noch an dem guten Willen der württembergischen Offiziere, daß das Parlament ein unblutiges Ende nahm. Hätten die Soldaten gehorcht, ihre große Anzahl hätte unser kleines Häuflein binnen fünf Minuten bis auf den letzten Mann niedermetzeln können. Das Volk drängte sich mit in das Gewirre, und die Erkenntniß von der Stimmung der Soldaten, die man sofort gewinnen mußte, war wohl mit eine der Ursachen, daß es zu keinem weitern Konflikte kam.

Bei dem Gedränge von Abgeordneten, Soldaten und Volk, bei der Verwirrung war es nicht möglich, uns wieder zusammenzufinden und an Ort und Stelle etwas Gemeinschaftliches zu beginnen. „Nach dem Hotel Marquardt!" rief ein Abgeordneter dem andern zu, und in der That fanden wir uns dort zur selben Stunde zusammen, auf welche die Sitzung in der Reitschule angesetzt war. Aber wir zählten uns — unsere Zahl belief sich nur noch auf 94 — wir waren nicht mehr beschlußfähig — die Nationalversammlung war gestorben oder, wenn es besser klingt, hingerichtet.

Man nahm noch ein Protokoll auf über die Vorgänge, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß auch die Reichsregentschaft auf ihrem Wege zum Sitzungslokale vom Militär aufgehalten und dann mit Gewalt unter militärischer Begleitung in ihr Haus zurückgebracht wurde, daß sich während dieser Zeit zwischen Bürgern und Offizieren ein Konflikt erhoben, und daß die Offiziere gegen die wenigen Männer der Reichsregentschaft ihre Soldaten die Gewehre laden ließen.

Indessen war die Hoffnung nicht aufgegeben, die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten wieder zusammenzubringen, obwohl Manche in wahrhafter Verzweiflung während der letzten Tage ihren Posten verlassen hatten. Der Präsident hatte das Recht, uns wo immer zusammenzuberufen. Natürlich wandten sich unsere Blicke nach Baden, als dem einzigen Winkel auf deutscher Erde, in welchem sich die einzigen rechtlichen Vertreter

deutscher Nation noch versammeln konnten. Es kam nicht darauf an, daß wir noch Berathungen hielten, es kam nur darauf an, daß die Reichsversammlung noch zu Recht bestand. Viele Abgeordnete begaben sich bald auf badischen Boden, Andere verweilten noch einige Tage in Stuttgart, obwohl sich schon am 18. Juni, dem Tage der Auflösung, das Gerücht verbreitete, daß die Reichsregenten und viele Abgeordnete verhaftet werden sollten. Es scheint auch in der That die Absicht der Regierung gewesen zu sein, uns zwangsweise über die Gränzen bringen zu lassen. Aber sie kam davon ab und begnügte sich damit, einige andere politische Persönlichkeiten, die nicht zum Parlamente gehörten, aus dem Lande zu weisen. Was die Abgeordneten betrifft, so hatte der König die Gnade, ihnen, im Falle es ihnen an Mitteln fehlte, Reisegelder anbieten zu lassen. Ich will nicht weiter untersuchen, welche Motive dieser Anerbietung zu Grunde lagen, und selbst annehmen, daß diese der besten Art waren — Thatsache aber ist, daß auch der Aermste unter uns von diesen Anerbietungen keinen Gebrauch machte.

In Baden-Baden fanden wir uns wieder in bedeutender Anzahl zusammen. Aber es war nach der Schlacht bei Waghäusel. In Freiburg machten wir noch einmal Halt, aber nur um von da aus mit der Masse badischer Flüchtlinge, mit der Reichsregentschaft und mit dem Archive der deutschen Nationalversammlung ins Exil zu wandern.

Kleine Erlebnisse während des Staatsstreichs.

(1867.)

Als ich am Ende März 1851 Paris verließ, um mich in das südliche Frankreich zu begeben, galt der Präsident Louis Napoleon bei dem größeren Theile der hauptstädtischen Bevölkerung noch immer, wofür er zur Zeit seiner Wahl gegolten, für einen halb und halb blödsinnigen Menschen, dem Zufall, Geschichte und Unklarheit der Verhältnisse zu seiner Stellung verholfen, von dem aber eine geistreiche Nation nichts zu fürchten habe. Im südlichen Frankreich begegnete ich nur Republikanern, Orleanisten und Legitimisten. Letztere machten sich eigentlich am Lautesten. Der Geburtstag Heinrichs V. wurde demonstrativ gefeiert, und man sagte, daß, was nicht unmöglich wäre, wenn Heinrich V. an diesen Küsten landen wollte, die sehr katholische Bevölkerung von Provence und Languedoc ihm eine Armee stellen würde, mit der er in Paris einziehen könnte. Die Republikaner, die, in den Städten besonders, einen großen Anhang hatten, verachteten diese Hoffnungen und waren um so rühriger, als sie der Tod des jungen Aristide Ollivier, Bruders des jetzt vielgenannten Deputirten, der, einer der Führer der Republikaner, im Duelle mit einem Legitimisten gefallen war, und mehrere in Nimes gegen Republikaner eingeleitete Verfolgungen sehr aufregten. Nukahiwa und Cayenne kamen damals als Strafkolonien aufs Tapet, und die Republikaner, die sehr wohl wußten, daß diese „trockenen Guillotinen" vorzugsweise ihnen bestimmt waren, empörten sich gegen diese Grausamkeit. Die Orleanisten verhielten sich am Ruhigsten, weil sie ihrer Sache sicher zu sein glaubten. Der mittlere und höhere Bürgerstand und ein großer Theil der in Languedoc sehr zahlreichen Protestanten gehörten zu ihnen.

Letztere, die Protestanten, vergaßen es gerne, daß Herr Guizot in den letzten Jahren mit den Jesuiten konspirirt hatte, und dachten nur an seine protestantische Abstammung, wie an die religiöse Freisinnigkeit Louis Philippe's und seiner Familie. Ein anderer Theil der Protestanten glaubte sich allerdings mehr geschützt unter einer Republik und war auch, in Erinnerung an ihre Vergangenheit, aufrichtig republikanisch. Die Zwecke, die mich ins südliche Frankreich geführt hatten, und persönliche Verbindungen brachten mich während meines neunmonatlichen Aufenthaltes in der Ebene und in den Gebirgen der Cevennen meistens mit den Protestanten und vorzugsweise mit ihren Predigern und Maires in Berührung, die alle orleanistisch oder republikanisch gesinnt waren. Der Bonapartismus ließ sich nur durch die Organe seiner höchsten Beamten vernehmen, und auch diese hielt man im Allgemeinen für zweifelhaft und glaubte sie im gegebenen Momente mit Leichtigkeit abschütteln zu können, wenn sie nicht, wie man hoffte, von selbst abfielen. Nur hie und da hörte ich es von Gutsbesitzern als eine Möglichkeit, eine napoleonische Partei zu schaffen, bezeichnen, wenn Louis Napoleon den reichen Naturprodukten des Südens, besonders dem Weine, durch neue Handelsverträge oder gar durch das System des Freihandels Abzugskanäle und neue Absatzwege verschaffen könnte. Cobden hatte nicht lange vorher diese Provinzen bereist und solche Gedanken in den Produzenten erregt, und wenn Louis Napoleon in Provence und Languedoc in künftiger Zeit Aussicht auf eine Partei hatte oder, in der Hoffnung, daß er freihändlerisch auftreten werde, eine solche schon jetzt besaß, so verdankte er Das merkwürdigerweise dem englischen Staatsmanne, der in seiner Heimat für die Freiheit so viel gethan und sich um die freie Bewegung auf der ganzen Erde so große Verdienste erworben. Aber diese Partei war, wie angedeutet, im Lande kaum zu bemerken, verhielt sich ihrer Natur nach am Wenigsten agitatorisch, und man spürte ihr Dasein nur, wenn man, wie ich, das Land nach allen Richtungen durchzog und oft bei einsam wohnenden Gutsbesitzern einkehrte.

Desto größer war mein Erstaunen, als ich, gegen Ende Oktober nach Paris zurückgekehrt, alle Welt von einem bevorstehenden Staatsstreich sprechen hörte und bemerken konnte, wie sich die Meinung über Louis Napoleon gründlich geändert hatte. Der Simpel, der unfähige Mensch war zu einer gespenstischen Erscheinung geworden, von der sich Alles erwarten ließ. Und wie er zu einem Gegenstande, wenn auch nicht der Achtung, so doch der allgemeinen Aufmerksamkeit, gewissermaßen der Forschung, geworden war, so war anderseits die Kammer in tiefe Verachtung gesunken. Der Klub der Rue de Poitiers mit den Herren Dupin und Thiers an der Spitze that Alles, um die Nation um die erworbenen Freiheiten zu bringen, brachte Verwirrung und Mißtrauen ins Volk und spielte, während er für die Orleans zu arbeiten glaubte, Louis Napoleon die Waffen in die Hände. Dieser that das Seinige, um die Kammer in der Arbeit der Selbstvernichtung zu unterstützen, und wandte zugleich alle möglichen großen und kleinen Mittel an, um die Armee, auf welche die Kammer keinen Einfluß hatte, oder auf die sie sich jeden Einfluß entgehen ließ, zu gewinnen. Es gab wohl Leute, welche über manche dieser Mittel, über das weißere Kommisbrod, über die besseren Cigarren, über den Champagner im Lager zu Satory die Achsel zuckten, eben so wie über die verrotteten, meist verachteten Gesellen, die er an die Spitze der Armee stellte; aber sie sollten bald erfahren, welche großen Wirkungen diese kleinen Mittel hervorbrachten. Zu den verrotteten Gesellen gehörte in erster Linie der General St. Arnaud, der sich schon in früher Jugend, so erzählte man wenigstens, von Louis Philippe und Bugeaud zur Zeit der Gefangenschaft der Herzogin von Berry gegen diese zu unsagbaren Diensten und eben so unsagbaren Zwecken gebrauchen ließ, um diese hohe Gefangene, welche sich durch ihr muthiges Benehmen in der Bretagne einen gewissen Nimbus erworben hatte, in der Achtung der Franzosen herunterzubringen. Später gezwungen, die Armee zu verlassen, verstand er es doch, sich in Afrika wieder hineinzudrängen, um durch

Tapferkeit und Protektion einen Grad nach dem andern zu ersteigen. Es ist bezeichnend, auf welche Weise Louis Napoleon zu diesem Helfershelfer kam. Entschlossen, den Staatsstreich zu machen, sah sich der Präsident nach einem General um, der sich zu dieser That verwenden ließe. Sein Auge fiel auf den General Pelissier, der in Afrika kommandirte und der nach der Schauerthat der Höhlen von Dahra, wo er einige Hundert arabische Flüchtlinge mit Weibern und Kindern erstickte, als der geeignete Mann erschien. Der Adjutant des Präsidenten, Herr Fleury, begab sich nach Afrika, um ihn zu werben. General Pelissier aber antwortete diesem, er sei der Familie Orleans zu sehr verpflichtet, als daß er einem Andern bei Besteigung ihres Thrones behülflich sein könnte. Allein da kommandire in der kleinen Kabylie ein Mann, General St. Arnaud, den man zu Allem haben könne. So reiste denn Fleury weiter nach der kleinen Kabylie und wurde handelseins mit dem General St. Arnaud, welcher ihm bald nach Paris folgte und das Kommando der Garnison übernahm. Es ist nicht minder bezeichnend, auf welche Weise der eben genannte Fleury in die Nähe Louis Napoleons gekommen war. Dieser Offizier stand in Afrika, als General Cavaignac Diktator der Republik war. Er hatte unter diesem republikanischen General gedient und kannte ihn persönlich. So beschloß er denn, sich nach Paris zu begeben und diese Bekanntschaft zu benützen, um sein Glück zu machen. Als sehr eifriger Republikaner überall laut seiner Anhänglichkeit an Cavaignac sich rühmend und zu dessen Ideen sich bekennend, traf er in Paris ein. Auf die Frage seiner Freunde, was er in Paris wolle, antwortete er: dem braven General Cavaignac und der Republik meine Dienste und meinen Degen zur Verfügung stellen. Ich gehe sofort zu ihm, um ihm meine Aufwartung zu machen. Die Freunde lächelten: General Cavaignac sei längst überflügelt; Prinz Louis habe alle Aussicht, Präsident zu werden. So ging denn Herr Fleury und machte seine Aufwartung, nicht dem General Cavaignac, sondern dem Prinzen Louis.

Die Ernennung des Generals St. Arnaud zum Kommandanten von Paris erfüllte die Feinde Louis Napoleons mit neuen Hoffnungen. Niemals werde sich Paris, Frankreich, so lange es noch einen Funken Ehre im Leibe habe, von einem solchen Menschen besiegen lassen. Der Präsident, indem er sich mit solchen Leuten umgebe, breche sich selbst den Stab. Wenn sich ruhmbedeckte Generale, wie Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Changarnier im entscheidenden Momente den Soldaten nur zeigen, müssen französische Soldaten von einem General abfallen, dessen Kommando sie schände. General St. Arnaud wurde gewissermaßen nur als das Haupt und die Spitze der sogenannten Decembrailleurs oder Rat-à-poils betrachtet. So nannte man eine eigenthümliche Art von Menschen, die seit einiger Zeit in Paris aufgetaucht waren, denen man überall in den Straßen, in Caféhäusern, auf Bahnhöfen begegnete und die vom Volke als eine niedrige Sorte von Banditen betrachtet und weit mehr als die gewohnten Polizeispione und Agents provocateurs verachtet wurden. Man erkannte sie augenblicklich an ihrer herausfordernden Haltung, an dem schief sitzenden hohen Zylinderhut, an einer gewissen schäbigen Eleganz und an Schnurr- und Knebelbart, die sie meist nach dem Vorbilde des Präsidenten der Republik trugen, und endlich an einem gewaltigen Stock, mit dem sie fast immer bewaffnet waren. Paris war in den Wochen, die dem Staatsstreich vorhergingen, bereits verstummt; in Straßen und in Caféhäusern führten nur noch jene Agenten das große Wort. Sie schimpften auf die Republik, rühmten Louis Napoleon, den sie niemals Präsident, immer nur le Chef de l'état oder le Prince oder Monseigneur und Napoleon nannten, und suchten überall Händel zu erregen. Jeden Tag hörte man von irgend einer oder mehreren Schlägereien an den verschiedensten Punkten von Paris, und immer waren unter Denjenigen, die Louis Napoleon vertheidigten, einige Ritter der Ehrenlegion. Es sollte so aussehen, als ob der Präsident überall in Paris eine eifrige kampflustige Partei habe, zu der Männer der besten Klassen gehörten. Das Volk von Paris

aber wußte sehr wohl, woher diese Schlägereien kamen und daß jene Ritter das rothe Bändchen von der Polizei erhalten hatten.

Doch ich wollte nicht von den Vorbereitungen und von den Ursachen, sondern von den Tagen des Staatsstreichs selber sprechen. Ich war weder Mitspieler dieser Tragödie, wie sie sich in den Gassen abspielte, noch Zeuge der Vorgänge hinter den Kulissen im Elysée, wo der Direktor mit seinen Regisseuren zusammensaß; ich habe das große Erlebniß nur miterlebt, wie zehntausend Andere, kann nur als Zeuge dritten Ranges auftreten und will nichts erzählen, als was ich mit eigenen Augen gesehen und an mir selbst erlebt habe. Es kann also nichts Großes sein, was ich dem Leser hier mitzutheilen habe, aber es mag vielleicht bezeichnend ausfallen und die große Begebenheit im Kleinen abspiegeln. Es gehört allerdings eine gewisse Entsagung dazu, einzelne auffallende dramatische Thatsachen zu überspringen, die man so gut kennt, als hätte man sie selbst erlebt, wie z. B. in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember die zweimalige Unterhandlung Louis Napoleons mit St. Arnaud, welcher Letztere sich sicher stellen wollte, noch einmal seinen Preis fixirte und es dem Präsidenten mit cynischer Offenheit ins Gesicht sagte, daß er Alles nur für Geld und Stellung thue. Oder z. B. die Szene in der Staatsdruckerei, wo die republikanischen Setzer sich weigerten, die landesverrätherischen Proklamationen des Präsidenten zu setzen, aber vermittelst auf sie gerichteter Flintenläufe gezwungen wurden. Oder auch wie der zweite Kommandant der Nationalgarde, Herr Viéra, der mit in der Verschwörung war, sämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfiszziren und verstecken ließ, was die Zusammenrufung der natürlichen Vertheidiger des Gesetzes und einer Körperschaft, auf die die Soldaten nicht gefeuert hätten, verhinderte. Dergleichen Thatsachen, wie wahr sie auch sind und wie schön zu erzählen, übergehe ich, um, wie gesagt, nur selbst Erlebtes mitzutheilen.

Sehr früh Morgens am 2. Dezember sprang die Thür meines Zimmers auf, und herein brach eine Schaar von deutschen und

französischen Freunden, meist Musiker, Maler und Schriftsteller: der Staatsstreich, der Staatsstreich ist gemacht! Deputirte und Generale verhaftet! Ueberall Soldaten, Proklamationen des Präsidenten an den Straßenecken! So verkündeten sie tumultuarisch durcheinander. Während ich mich rasch ankleidete, um ihnen in die Straßen zu folgen, war mein Concierge, der kurz nach ihnen eingetreten, am Kamine mit Einheizen beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er in seiner Beschäftigung inne, horchte auf die Mittheilungen der Freunde, auf ihre Verwünschungen und Zornausbrüche, bis er sich mit einem Male umwandte und in einen Lobeshymnus auf den Präsidenten und in Drohungen gegen alle seine Feinde ausbrach. Da hatten wir schon ein Stück der öffentlichen Meinung. Wir würdigten ihn keiner Antwort und gingen; aber schon auf der Treppe sagte einer der Freunde, daß ich, wenn der Staatsstreich siege, die Wohnung verlassen müsse. Fast alle Portiers seien im Solde der napoleonischen Polizei, und dieser sei es gewiß. Die Boulevards waren in großer Aufregung und doch so öde und unheimlich, wie ich sie nie gesehen. Das kam daher, daß sie fast nur von Fußgängern erfüllt, viele Magazine geschlossen waren und die gewohnten unzähligen Wagen beinahe ganz fehlten. Der Lärm war ein ganz anderer, als der gewohnte. Nur Summen, Schreien und das Geräusch unzähliger Schritte, aber nirgends Wagengerassel und nirgends die Stimme der Ausrufer. Der Himmel war umwölkt, die Atmosphäre farblos, die Häuser ohne Licht und Schatten. Wir eilten die ganzen Boulevards entlang bis auf den Bastilleplatz und an den Eingang des Faubourg St. Antoine. Dort mußte man sehen, wie das Volk sich verhält. An den Straßenecken waren die Proklamationen des Präsidenten überall heruntergerissen und standen Gruppen, die sich laut unterhielten. Desto auffallender war es, daß auf dem Bastilleplatze diese Gruppen, wenn auch zahlreich, doch sehr ruhig waren. Sergeants de ville waren nur wenige vorhanden, und die Gruppen gehorchten ihnen, wenn sie sie aufforderten, auseinander zu gehen. Dieser Anblick regte uns auf, und ich ließ

mich so weit hinreißen, daß ich mich auf einen Eckstein stellte und zu sprechen begann. Ich forderte natürlich das Volk auf, sich zum Widerstand zu waffnen; aber ich sprach nicht eine Minute lang, als ein bärtiger Mann mit Vertrauen einflößendem Gesichte auf mich zutrat und offenbar wohlmeinend zu mir sagte: Bürger, geben Sie sich keine Mühe, es ist der Moment noch nicht gekommen, und Sie kompromittiren sich nur. Nachdem wir uns überzeugt, daß hier für den Augenblick nichts zu suchen und nichts Erhebliches zu sehen war, eilten wir denselben Weg wieder zurück. Jetzt begegneten uns schon einzelne Abtheilungen von Soldaten, die sich theilweise an den Straßenmündungen aufstellten, theilweise weiter marschirten gegen den Bastilleplatz. Diese Soldaten sahen sehr niedergeschlagen aus und ganz und gar nicht so, als ob sie zu großem Widerstande gegen das Volk bereit wären. Wir gingen immer weiter bis zum Elysée, dem Hauptquartier des Staatsstreichs. Rings herum um das ganze weitläufige Gebäude, in den Straßen wie in den Champs Elysées, waren zahlreiche Truppenmassen ausgegossen. Wenn von Zeit zu Zeit das Hofthor aufging, so wie an den Bajonetten, die über die Gartenmauer hervorragten, konnte man erkennen, daß auch das Innere, Haus und Garten, von Soldaten vollgepfropft war. Diese Truppen, die Louis Napoleon in seiner nächsten Nähe behielt, waren offenbar von einem ganz andern Geiste beseelt als jene, die wir auf den Boulevards gesehen. Sie zeigten eine große Lebhaftigkeit, ja eine Fröhlichkeit, die nicht ganz natürlich schien. Vielleicht hatten sie schon stark gefrühstückt. Da sie aber das Elysée unnahbar machten und wir nichts weiter zu sehen bekamen, setzten wir unsere Wanderung fort den Tuilerien zu. Da kam uns hoch zu Roß ein Mann entgegen, der mir sehr wohl bekannt war und mir als ein Zeichen der Zeit erschien, indem er mich daran erinnerte, wie solche Bewegungen den Schlamm der Menschheit aufwühlen und mit welchen Leuten solche Großthaten ausgeführt werden. Ich hatte ihn früher in manchen Gesellschaften gesehen; überaus bescheiden, ja beinahe

kriecherisch, als ob er um Entschuldigung für sein Dasein bäte und immer fürchten müßte, hinausgewiesen zu werden. Es war der Träger eines großen Namens, der Sohn eines der bekanntesten Generale und der Bruder einer der bekanntesten Damen von Paris. Aber er hatte sich als Offizier eines der gemeinsten Verbrechen zu Schulden kommen lassen, so daß Vater und Schwester nur einen Theil des Skandals decken, nicht aber seine Ausstoßung aus der Armee, man nannte es Entlassung, verhindern konnten. Jetzt erhob er das Haupt, und stolz und herausfordernd sprengte er, von der Polizeipräfektur kommend, wahrscheinlich in einer Mission, nach dem Elysée zu Louis Napoleon.

Auf unseren weiteren Wanderungen bekamen wir oft von Leuten aus dem Volke das Wort zu hören, das uns schon auf dem Bastilleplatze mehrmal an die Ohren geklungen: sollten wir uns für diese Kammer schlagen? Für die Rue de Poitiers? schlimmer als die Rue de Poitiers wird er es nicht machen — Die Rue de Poitiers hatte in der That Gesetze durchgebracht, die, nach den damaligen Erfahrungen, an Schlechtigkeit, an Freiheitshaß allerdings schwer zu übertreffen waren. In diesen Aeußerungen lag der Sieg Napoleons wie in der Windel.

Im Palais royal traf ich, von meinen Freunden getrennt, einen alten Bekannten, einen ehemaligen Souspräfekten der Republik. Er hängte sich an meinen Arm und plauderte ganz heiter über das Ereigniß. Er bewies mir, daß trotz jener Aeußerungen des Volkes Louis Napoleon nicht siegen könne und daß er, selbst im Falle eines Sieges, nach wenigen Wochen elend zu Grund gehen müsse. So plaudernd, kamen wir auf dem Börsenplatze an, wo mit einem Male eine Kavalerieabtheilung aus einer Seitenstraße heraus- und das Volk auseinander sprengte. Der Souspräfekt ließ meinen Arm fahren, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Dieser Mann gehörte einer Familie an, die in ihrem Kreise ein kleines Bild des ganzen Frankreich darstellt. Er selbst war aufrichtiger Republikaner, sein älterer Bruder, ein Orleanist, ging nach dem Staatsstreich ins bonapartistische Lager über; sein

jüngerer Bruder war Jesuit und beide Eltern ultramontan-legitimistisch. Der Name der Familie ist sehr bekannt, und sie gehört zu den sogenannten besten Klassen.

In der Hoffnung, daß etwas Neues zu erfahren, begab ich mich in das Lesekabinet der Passage de l'opéra, aber kaum in der Passage angekommen, füllte sich diese mit Flüchtlingen, die Soldaten und Sergeants de ville vor sich hertrieben. Der Portier beeilte sich, die Gitter der Passage zu schließen, und wir waren Gefangene. Unter diesen Gefangenen fand ich Freund Sz .... wieder, den ich Vormittags verloren hatte. Mit ihm begab ich mich, als die Gitter wieder geöffnet wurden, in das Redaktionsbureau einer großen legitimistischen Zeitung, deren Besitzer und Redakteur uns bekannt waren. Wir fanden dort einen der Eigenthümer, den gelehrten Grafen C... und den Hauptredakteur Vicomte C..., beide Männer uralten legitimistischen Adels. Beide waren über den Staatsstreich tief entrüstet, und keiner von Beiden glaubte an den Erfolg. Die Zeitung ging bald nach dem Staatsstreiche ein und wurde durch eine legitimistische Revue ersetzt. Graf C..., der mit seinen legitimistischen Ideen einen gewissen dezentralisirenden Liberalismus verbindet, ist noch heute Derselbe, der er damals gewesen, aber der Vicomte ging mit sammt der Revue nicht lange nach dem Staatsstreich ins kaiserliche Lager über und wurde noch später, als ihm die kaiserliche Subvention entzogen wurde — preußisch. Solcher Metamorphosen könnte ich fast eben so viel erzählen als Ovid, aber ich will mich auf eine einzige kleine Geschichte beschränken, die mir die Geschichte des ganzen damaligen Frankreichs zu enthalten scheint.

In der Rue St. Lazare hatte ich meinen Cigarrenhändler, einen kräftigen Mann in den besten Jahren, mit wohlanständigem Gesichte, bei dem ich mir jeden Abend auf dem Wege zu einer mir befreundeten Familie meinen Cigarrenvorrath für den nächsten Tag zu holen pflegte. Auch an jenem 2. Dezemberabend, auf dem Wege zu besagten Freunden, nach denen ich sehen wollte, trat ich in diesen Laden. „Nun," rief mir der Krämer entgegen,

„was meinen Sie zu dieser Schandthat? dieser Spitzbube, dieser Eidbrüchige, er wird seiner Strafe nicht entgehen. An die Laterne muß er. Frankreich darf eine solche Schandthat nicht dulden." Und in diesem Stile und in diesem Tone weiter .... Auch am zweiten Tage — um hier diese Geschichte gleich zu Ende zu erzählen, trat ich um dieselbe Stunde in den Laden. „Man muß zugestehen," lächelte dießmal der Cigarrenhändler, „daß der Spitzbube die Sache ganz klug angefaßt hat. Es scheint nicht, daß man so leicht mit ihm fertig wird. Er kennt die Franzosen" u. s. w. Am dritten Tage hing das Bild Louis Napoleons groß und breit über seinem Cigarrenkasten, das Gesicht der Glasthüre und der Straße zugekehrt.

Gegen den Abend des 2. Dezember nahmen die Boulevards und die anstoßenden Straßen einen viel revolutionäreren Charakter an, und es sah aus, als rüstete sich Paris zu einem ernstlichen Widerstande gegen den Staatsstreich. Einzelne Haufen, freilich noch unbewaffnet, meistens mit einem Fahnenträger voraus, zogen hin und her und sangen die Marseillaise. Diese Haufen wuchsen nach dem Maße des Weges, den sie zurücklegten. Ein Freund, der viele Pariser Erfahrungen hatte, meinte, Das sei ein Anfang, und so beginne immer der Kampf. Er ließ sich in seiner Ueberzeugung nicht stören, selbst als diese Haufen, so oft aus den Seitenstraßen eine Schaar von Polizisten hervorbrach, widerstandslos auseinander stoben und selbst Verhaftungen vornehmen ließen. Diese Leute, meinte der Freund ferner, hätten ein Losungswort; hier auseinandergesprengt, sammelten sie sich wieder an einem vorher bestimmten Platze, um ihre Umzüge fortzusetzen und immer, die Marseillaise singend, nach und nach mehr Quartiere aufzuregen. Diese Ansicht von der Sache schien viel für sich zu haben, denn in der That wirkte die Marseillaise sichtbar. Wer dieses Lied nicht in den Straßen von Paris von einer großen Volksmasse singen gehört, der hat keine Vorstellung von seiner Macht und zwingenden Gewalt. Wir sahen Leute, die als gleichgültige Zuschauer auf den Boulevards umherstanden,

von keinem anderen Gefühle als dem der Neugierde herbeigezogen — sie geriethen in Aufregung, sobald das Lied sich von ferne hören ließ, und ohne zu wissen, was sie thaten, schlossen sie sich dem Zuge an, stimmten mit ein und waren nach wenigen Minuten so berauscht, als ob sie ihre Häuser nur verlassen hätten, um sich geraden Weges in den Todeskampf zu stürzen. Und doch klingt dieses Lied mehr melancholisch, als herausfordernd und berauschend; es fordert mehr zur Hingebung, zum Opfer auf, als zur That, es ist insoferne allerdings mehr ein Kampflied für Bürger, die sich für ihren Nächsten aufopfern, als für Soldaten. Man begreift auch, daß der gegenüberstehende Soldat selber von Trauer ergriffen wird und mit Widerstreben den Tod in die Reihen solcher Sänger sendet.

Wie milde das Volk an jenem Abende noch gestimmt war, erfuhren wir auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. General Canrobert führte eine Truppenabtheilung nach den oberen Boulevards. Er mußte da jenen Hohlweg passiren, welcher an einer Stelle von den hohen, terrassirten Trottoirs gebildet wird. Der Hohlweg sowohl wie die Trottoirs, die hier mit ihren Eisengeländern wie lange Balkone aussahen, waren vom Volke dicht besetzt. Die Truppen, das Gewehr im Arm, wanden sich nur langsam und mit Mühe durch. Leicht hätte man sie hier trennen, zerstreuen und von der Höhe der Terrassen herab mit Steinwürfen vernichten können. Das Volk begnügte sich damit, ihnen Vive la republique zuzurufen und die Masse, die den General umdrängte und ihn ohne Widerstand hätte vom Pferde reißen können, machte ihm nur zarte Vorwürfe und sprach die Hoffnung aus, daß er sich nicht zum Handlanger eines Verbrechens hergeben werde. Etwas später, gegen 11 Uhr, fuhren wir an der Seite des berühmten Doktors G . . . y, dem wir zufällig begegneten und der sich die Sache ebenfalls näher ansehen wollte, die Boulevards hinab. Der Wagen passirte ohne alle Hindernisse, weil man ihn als ein Doktorcoupé erkannte. In der Nähe des Bastilleplatzes stiegen wir aus und vertieften uns in die

revolutionärste aller Vorstädte, in das Faubourg St. Antoine. Wie anders, wie merkwürdig anders sah es hier aus, als auf den Boulevards. Um den Eindruck zu bezeichnen, den wir hier empfingen, muß ich hier meine eigenen Worte zitiren. Ich hatte kurz vorher eine Idylle veröffentlicht, und ich sagte beim Anblick dieses Faubourgs zu den Freunden: wenn ich wieder eine Idylle schreibe, verlege ich sie ins Faubourg St. Antoine und in die Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1851. Es war 11 Uhr. Der tiefste Friede war über diese ganze, große, durch ihre Kampflust berühmte Welt ausgebreitet: Alles schien im tiefsten Schlafe zu liegen, wie in den glücklichsten idyllischsten Zeiten.

Am zweiten Tage waren wir, Freund Sz... und ich, trotz alle Dem nahe daran, eine Szene zu erleben, die an die traurigsten Szenen früherer Revolutionen erinnerte. In der Ausmündung einer Straße nahe am Faubourg Poissonnière sahen wir einen großen Volkshaufen, der einen einzelnen Sergeant de ville umdrängte. Mehrere Hände hielten ihn an der Kehle, um ihn zu erdrosseln, andere zerrten und zogen an ihm, um ihn in die Nähe der Laterne zu schleifen, und Diejenigen, die nicht an ihn gelangen konnten, schrieen im Chorus: à la lanterne! Die furchtbarste Todesangst bedeckte das Gesicht des versprengten Mannes, der auch nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Wir stürzten uns in das Gedränge und riefen: Laissez le, il est seul! und merkwürdiger Weise fand dieser Appell an die Ritterlichkeit und Großmuth sofort ein Echo in derselben Masse, die soeben erst einstimmig den Tod des armen Mannes verlangt hatte. Den Augenblick hatten wir Bundesgenossen; viele Stimmen riefen mit uns: Il est seul, il est seul, während man sich bemühte, die Hände, die ihn hielten und ihn drosselten, von ihm loszulösen. Es gelang uns, einen Kreis um ihn zu bilden und, indem wir uns an den Händen hielten, ihn von Denjenigen abzuschließen, die ihm noch an den Leib wollten. Unmerklich bewegten wir uns vorwärts und aus der Masse heraus, bis wir so weit waren, um den Kreis öffnen und ihn entlassen zu können,

während Andere die Wüthenden zurückhielten. Der Gerettete flüchtete sein wiedergewonnenes Leben, so rasch er konnte, in das Labyrinth der nahen Gassen und Gäßchen. Es war Das eine Erfahrung, wie man sie in französischen Revolutionen so oft gemacht. Ein Aufruf der Großmuth gegen den Feind ist da selten wirkungslos verhallt. Was die Göttin Fama vermag, habe ich damals selbst erfahren, denn wenige Tage darauf pries mich Indépedance belge und, was noch auffallender, die offizielle Wiener Zeitung, mich, den Flüchtling, als den Retter eines Sergeant de ville, obwohl Freund Sz... der Erste gewesen, der sich in die Masse gestürzt und ich nur seinem Beispiele gefolgt war. War ein Zeitungsschreiber in der Nähe? Sie waren in diesen Tagen allerdings über ganz Paris ausgestreut, und auch uns trieb neben dem Interesse für die Sache unsere Pflicht als Berichterstatter beinahe ohne Unterbrechung von einem Punkte zum andern. Zum Glücke wohnte Herr Etienne, der jetzige Redakteur der Neuen Freien Presse, nicht ferne von den Boulevards und konnten wir von Zeit zu Zeit in seine gastliche Stube flüchten, um unsere Erlebnisse und Eindrücke aufzuzeichnen. Diese Stube war in jenen Tagen wie ein offenes Bureau, wo die Berichterstatter kamen und gingen, aus- und einflogen wie emsige Bienen, freilich mit Anderem als mit Honigseim belastet.

Eine Ironie des Schicksals war es, daß wir kurz nach der Rettung des Sergeant de ville selber seinen Kollegen in die Hände fielen und in Gefahr geriethen, nach der Präfektur abgeführt zu werden. Für Viele, denen Das während der drei Tage geschah, war es gleichbedeutend mit einem Todesurtheil, denn es ist gewiß, daß man in den Höfen der Präfektur wie auf dem Champ de Mars zahlreiche Menschen, welche Soldaten und Sergeants de ville, obgleich waffenlos, zusammengefangen, ohne Urtheil und ohne jegliche Formalität zusammenschoß und Andere nach Afrika oder Amerika deportirte. Es war in der Rue Richelieu, wo wir uns einer singenden Schaar anschlossen, oder vielmehr nicht anschlossen, denn wir gingen auf dem

Trottoir nebenher, während jene Schaar in der Mitte der Straße marschirte. Um die Ecke der Straße, der Börse entgegen biegend, sprengt uns ein Kavalerie-Piquet entgegen und in ihrer Gesellschaft halbmondförmig eine große Reihe von Polizisten, die sogleich mit Todtschlägern in die unbewaffnete Menge einhaut, die Einen niederschlägt, die Andern gefangen nimmt. Ich gehörte zu den Letzteren. Ein Polizist hielt mich mit eisernen Krallen, und während er mich hielt, sah er mit einem ingrimmigen Lächeln der Wirksamkeit seiner Kollegen zu, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Da sich aber eine Art leichten Kampfes entspann und nicht alle Verhaftungen so leicht wurden, wie die meine, mochte seinem Eifer die Ruhe, zu der ich ihn zwang, unangenehm geworden sein; das Fangen und Verhaften wird ja bei diesen Leuten zur Leidenschaft. Er wandte mir seine Blicke zu, sah mich einen Moment lang prüfend an, ließ mich los und stürzte sich in das Gedränge. Ich war ungefähr eine Minute lang Gefangener. Es war immer meine Ueberzeugung, daß ich meine Befreiung, vielleicht mein Leben, einem ganz neuen und eleganten weißen Ueberrocke verdankte, den ich mir einige Tage vor dem Staatsstreich hatte machen lassen. So hingen damals Leben und Freiheit und Alles von Kleinigkeiten, von der Laune gemeiner Polizeisoldaten und ihres Gleichen ab.

Jetzt will ich von jener Episode des Staatsstreiches sprechen, welche gewissermaßen ein Verbrechen im Verbrechen konstituirt, die man oft bestritten, für deren Wahrheit und Wirklichkeit aber ich als Augenzeuge auftreten kann; ich muß nur hinzufügen, daß ich jetzt, da ich dieses schreibe, 16 Jahre nach dem Staatsstreich, nicht genau angeben kann, ob sie sich am 3. oder 4. Dezember zugetragen. Ich glaube aber, es sei am 3. gewesen.

Die Vorhersagungen meines Freundes, daß sich Paris während der Nacht mit Barrikaden bedecken, daß am zweiten Tage Bürger und Arbeiter in Waffen stehen werden, hatten sich nicht bewahrheitet. Die Boulevards waren am 3. Dezember Mittags allerdings nicht mehr zugänglich, aber nur darum nicht, weil

sie der ganzen Länge nach von Truppen besetzt waren. Da wir von ihren unteren Enden aus nicht hineingelangen konnten, versuchten wir es, auf Umwegen in einem großen Bogen die oberen Boulevards zu erreichen, in der Hoffnung, dort durch eine Seitenstraße einmünden zu können. Aber auch auf diesem Umwege stießen wir auf abgeschlossene Straßen, und so geriethen wir auf den großen Platz von St. Vincent de Paule oder Lafayette. Dort stand viel Volk herum, aber durch die Menge ging ein einziger, sage ein einziger Bewaffneter, ein Mann aus dem Volke, der eine veraltete riesige Karabine auf der Schulter trug. Einzelne Nationalgardisten standen umher, aber ohne Waffen, und erwarteten den Generalmarsch, der nicht geschlagen werden konnte, weil, wie schon angedeutet, sämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfiszirt waren. Von dort aus kamen wir in die Rue de Faubourg Poissonnière; sie war wie ausgestorben und an den Boulevards durch dichte Reihen von Soldaten abgeschlossen. Hinter diesen standen 50—60 Menschen, Bürger, welche wie wir vergebens auf die Boulevards vorzudringen gesucht hatten. Da ihnen die Zeit lang wurde, fingen sie an, in der Nähe der Soldaten auf und ab zu spazieren. Wir begriffen nicht, was die Soldaten bewog, uns den Zugang zu den Boulevards abzuschließen, da wir zu unserem Staunen auf diesem Boulevard selbst viele Leute sahen, die hin und her gingen und die Soldaten betrachteten, welche ihrerseits theils mit dem Gewehr bei Fuß dastanden, theils einem Fasse auf das Lebhafteste zusprachen. Man mußte, während wir jenen Umweg machten, die unteren Boulevards geöffnet haben. Wer hätte ahnen sollen, daß dieß eine der grausamsten und niederträchtigsten Fallen war für arme, unschuldige, unbewaffnete Leute. Es mag zwischen 3 und 4 Uhr gewesen sein; der Himmel war sanft bedeckt, die Luft überaus weich, mild und etwas feucht. Wir gingen, da wir nicht weiter konnten, in der Rue de Faubourg Poissonnière wie die Andern auf und nieder. Von keiner Seite hörte man Geräusch oder gar Waffenlärm; da keine Wagen fuhren, lag über

Paris eine Stille und Ruhe, wie sie im Laufe von Jahrzehnten in dieser Stadt vielleicht nur durch Stunden einmal vorkommen. Einen desto mehr erschütternden, ja niederschmetternden Eindruck machte es, als jetzt mit einem Male hinter uns ein Donner losbrach, ein Höllenlärm, als ob der Himmel einstürzte. Entsetzt wandten wir uns um, und siehe da: Wolken Rauches lagen bereits auf den Boulevards, und rothe Blitze fuhren durch diese Wolken und über sie hinaus in die feuchte Atmosphäre, wo sie eine noch dunklere Färbung annahmen. Alle diese Soldaten, die eben noch so ruhig und friedlich dagestanden hatten, schossen, als ob sie über, vor und neben sich einen gewaltigen Feind gehabt hätten, mit ungeheurem Eifer nach allen Seiten: auf die Unbewaffneten in den Straßen, wie gegen die Fenster der Häuser ringsumher, die zum Theil geschlossen, zum Theil aber von Zuschauern besetzt waren, welche letzteren aber nur auf die Soldaten und ihr Treiben herabsehen wollten. Wir hatten uns kaum von dem Gräßlichen überzeugt, kaum gefaßt, als sich eine Abtheilung auch gegen unsere Straße wandte und die Kugeln um unsere Ohren pfiffen. Nicht ein einziger Bewaffneter war unter den 50—60 Menschen dieser Straße, nicht die leiseste Herausforderung war von uns ausgegangen. Alle Welt ergriff unter entsetzlichem Geschrei die Flucht; Einzelne drückten sich in die Vertiefungen der Hausthüren, die geschlossen waren. So thaten auch wir und hörten nun in einiger Sicherheit die Kugeln an uns vorüberfliegen. In voller Sicherheit war man da nicht, denn manche Kugel, die an einen Pflasterstein schlug, wich von ihrem Wege ab und flog in einem stumpfen Winkel, aber mit erneuerter Kraft seitwärts gegen die Häuser. Erst als das Feuer etwas nachließ, wagten wir es, in Zwischenräumen von Hausthür zu Hausthür zu flüchten, bis wir an eine Seitenstraße kamen, in der wir vor den meuchlerischen Kugeln sicher waren. Kaum in dieser Seitenstraße angelangt, hörten wir, wie sich eine Soldatenabtheilung mit Geschrei und immer schießend über die friedliche Straße ergoß, die wir eben verlassen hatten.

Ja! es ist wahr! ich betheure es hiemit vor aller Welt! man hat damals in Paris mörderisch auf die unbewaffnete Menge geschossen, auf friedliche Spaziergänger und Häuser, auf Menschen, denen man eigens diese Falle geöffnet hatte, um einen Gegenstand zu haben, auf den man schießen könne. Louis Napoleon war damit nicht gedient, daß das ganze Volk sich nicht schlagen wollte, es mußte aussehen, als ob ein Kampf stattgefunden und als ob er in diesem Kampfe Sieger gewesen wäre. Darum mordete man Hunderte, von denen nicht ein Einziger eine Waffe hatte, im Hinterhalte. Im Passage Saumon hatte er es um diese Zeit besser. Dort hatte sich in der That eine Anzahl von Studenten befestigt, um den Kampf aufzunehmen. Isolirt, wie sie waren, wurde das Haus bald eingenommen und sie alle, mit Ausnahme einiger, die sich über die Dächer geflüchtet, massakrirt.

Wer sich so, wie ich, während dieser Tage in Paris herumgetrieben, muß überzeugt sein, daß der Staatsstreich siegreich für Louis Napoleon hätte vorüberziehen können, ohne daß ein Tropfen Blutes geflossen wäre. Selbst die Studenten im Passage Saumon hätte man umzingeln und zur Uebergabe zwingen können; aber Louis Napoleon brauchte Blut, und der Schrecken sollte sein vorzüglichster Bundesgenosse sein. Daher auch die Füsilladen auf dem Champ de Mars und in der Präfektur, wo junge Leute, die sich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnten, sitzend, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, zusammengeschossen wurden; daher auch die unzähligen Deportationen, die unmittelbar auf die Dezembertage folgten; und aus allen diesen Ursachen die unzähligen Lücken in den Familien nach einem Kampfe, der kein Kampf war, nach einer Schlacht, in der sich nur die eine Seite bewaffnet hatte.

Schon am Abend des zweiten Tages glaubte Jedermann in Paris an den Sieg des Staatsstreiches, an dessen Möglichkeit noch 48 Stunden vorher so Viele nicht geglaubt hatten. An diesem Abend begegneten wir an der Ecke der Rue Chaussée d'Antin einem hervorragenden Legitimisten. Er sah aus wie

Cassius. „Nun,“ fragten wir, „was jetzt?“ — „Jetzt, jetzt,“ antwortete er, indem er krampfhaft die Hand meines Freundes packte, „jetzt beginnen die Verschwörungen.“ Dann eilte er gebückt weiter in die Nacht hinein. Der Mann sah wirklich wie eine Gestalt aus den Zeiten der Verschwörungen aus und wie eine verkörperte Prophezeiung; aber wie wenig die Verschwörungen gegen einen Verschwörer vermögen, Das haben wir seitdem erfahren.

Am zweiten und dritten Tage des Staatsstreiches liefen mancherlei Gerüchte durch die Stadt, die von Aufständen an verschiedenen Punkten der Provinzen erzählten, und man glaubte, daß dieses Mal das Land Paris und sich selber retten werde. Als aber die Barrièren wieder geöffnet und der Verkehr wieder hergestellt war, erfuhr man, daß sich die Provinz auch dießmal auf Paris verlassen und beinahe gar nicht geregt hatte. Die Zentralisation machte Louis Napoleon zum Sieger, sobald er Paris hatte, und man hat gesehen, wie leicht ihm Das geworden. Wer den Staatsstreich mit erlebt, der weiß, daß er nichts Anderes war, als ein in die Tasche Stecken der Verfassung, trotz der Darstellungen jener Leute, welche die Dezembertage zu Tagen des Kampfes machen wollten, um zu zeigen, daß man ein Volk, das für sein Recht auftrat, bezwingen kann. Der Staatsstreich siegte, nur weil auf der einen Seite List und Verrath standen und weil man auf der andern Seite nicht kämpfen *wollte*.

Die auf den Staatsstreich folgende Zeit war so düster und unbehaglich, daß Derjenige, der sie nicht miterlebte, sich dieselbe unmöglich der Wirklichkeit entsprechend vorstellen kann. Niemand fühlte sich in seiner Haut wie in seinem Hause sicher; überall sah man sich von Angebern und Spähern umgeben. Die Schreckenszeit mag eine angenehmere Atmosphäre gehabt haben, denn hier kam hinzu, was die Schreckenszeit nicht kannte, der allgemeine Abfall, der Verrath, die feige Anbetung des Erfolges. Am Tage nach dem Staatsstreich ging Billault, der berühmte Republikaner von gestern, ins napoleonische Lager über, Derselbe,

dem jetzt die Nantaiser ein Monument gesetzt, und Das war wie ein gegebenes Zeichen. Wenn Billault, der damals noch viel Ehre zu verlieren hatte, so that, warum sollte ihm nicht die Masse folgen, die so wenig Ehre zu verlieren hatte? Und diese Logik wirkt noch heute in Frankreich, hat ihre Macht über Frankreichs Gränzen ausgedehnt und entfaltet ihre Fledermausfittige über Europa.

Ein Brief aus Italien.

An den Verfasser des „Juchhe nach Italia!“

Florenz, 1. Februar 1860.

Mein Freund!

Ursprünglich war es meine Absicht, mit dem ersten Schritte vom Simplon in die lombardische Ebene für euch ein Tagebuch zu beginnen und es Tag für Tag während meiner ganzen Reise über den alt- und neuhistorischen Boden Ober- und Mittelitaliens fortzusetzen; es so zu schreiben, wie man für Freunde schreibt, einfach, unparteiisch, sine ira et studio, nicht österreichisch, nicht italienisch, nicht französisch — wie ein geschworener Zeuge, der nichts sagt als die Wahrheit und die ganze Wahrheit. So hoffte ich zugleich ein Dokument zu Stande zu bringen, das vielleicht dereinst, wie viele so entstandene Schriften, dem Historiker als Zeugenschaft dienen könnte, und ich freute mich mit diesem hohen Berufe eines Zeugen der Geschichte, dessen man sich mit so kleiner Mühe, mit einigem guten Willen, wahr zu sein, bemächtigen kann. Der kleine Pepys, der Macaulay so große Dienste geleistet, hat immer meinen Neid erregt. Aber es schreibt nicht Jeder ein Tagebuch, der will. Dazu muß man ein Engländer sein, der sich auf seinem Isolirschemel von Insel und in seiner beruhigten Freiheit gewöhnt hat, die ganze Welt als das objektivste Objekt zu betrachten, oder ein sechzehnjähriges Mädchen, das in Welt und Tagebuch nur sich selbst bespiegelt, oder ein Mann, dem es um Abschluß, Abrundung, Uebersicht, Gestaltung nicht zu thun ist, der sich mit ewigen Anfängen begnügt, denn jeder Tag ist ein Anfang.

Auf dem Boden, der noch vom Kriege rauchte; in der neuen Geschichtsphase, die so viele neue Menschen auf die Bühne brachte;

in den Uebergangszuständen, die so viele neue Verhältnisse, neue Gedanken und Gefühle, neue Anschauungsweisen und Fernsichten, neue Hoffnungen und Befürchtungen, Behagen und Mißbehagen hervorbrachten, sah sich der Neuangekommene bald von so mannigfachen Eindrücken bestürmt, daß er sich weder für den Augenblick fassen, noch an seine gestrige Anschauungsweise jenseits des Simplon erinnern konnte. Er gab sich hin, er ließ auf sich wirken, nolens volens, und mit dem Tagebuche hatte es am ersten Tage ein Ende, und es ist ihm nur eine Rückerinnerung gestattet, nachdem er sich durch drei Monate umgethan und endlich im ruhevollen Florenz, zum Theil vielleicht mit Hülfe der ruhevollen Ewigkeit in den hiesigen Kunstwerken, zur Ruhe und Uebersicht gelangt ist.

Am Lago Maggiore trug Alles den Charakter der Ereignisse, die dieser reizende Boden gesehen. Die Eindrücke und Erinnerungen der Einwohner waren heiter, romantisch, als ob sie einem schönen Schauspiele beigewohnt hätten, denn sie sahen Garibaldi mit seiner ausgewählten Schaar; begeisterte Jünglinge, gebildete Männer, die sich unter einem schönen Helden in schönen Einzelkämpfen, im kleinen Kriege schlugen, in einem Kriege voll kühner Handstreiche, abenteuerlicher Unternehmungen, Ueberraschungen, Kriegslisten, mit fortwährendem Einsetzen der Persönlichkeit. Das ganze Volk war thätig dabei, und Jeder hatte was zu erzählen. So oft nun eine Mittagsglocke über den See herüberzitterte, erinnerte man sich an die Sturmglocke und fühlte man das Gefühl von vor drei Monaten noch angenehm nachzittern. Die Zöllner gingen müßig am Ufer des Sees auf und ab; die Zolllinie war zwar noch nicht aufgehoben, aber im Bewußtsein der Leute gab es keine trennende Gränze mehr, und man gab sich Ferien und hatte ein festliches Gefühl. In Novara aber wurde man durch den Anblick der unzähligen Kutten, die lächelnd und unberührt von der Geschichte des Tages in Massen die Stadt erfüllen, daran erinnert, daß noch nicht der letzte Sieg errungen, daß Italien noch mächtige Feinde niederzuwerfen habe.

In Mailand nahm die Physiognomie der Dinge einen hohen Ernst an. Diese energische Stadt, die in den letzten vierzig Jahren eine so wunderbare Ausdauer bewiesen wie in ihrer Heldenzeit, in der Epoche des lombardischen Städtebundes, sah sich endlich nach unsagbaren Leiden, nach heroischer Selbstverleugnung am Ziele ihrer Wünsche; die bedeutendsten Schlachten des Krieges hatten vor ihren Thoren gedonnert; alles Elend und aller Jubel waren durch ihre Straßen gezogen; die gewaltigsten Eindrücke waren ihr Theil, und sie war frei. Auf allen Gesichtern lag der Glanz eines hohen Festtages, der aber zu feierlich ist, als daß man den Wunsch zu Tanz und zum Pokuliren hätte. Man sammelte sich, man suchte sich in der neuen Lage zu erkennen. Aber auch die Prüfungen und Proben, die mit jedem neuen Verhältnisse verbunden sind, hatten schon angefangen. Aufrichtige Eheleute haben immer eingestanden, daß das Glück der Flitterwochen ein Vorurtheil sei, daß man viel zu thun und zu leiden habe, bis man sich in einander findet, bis die gegenseitigen nothwendigen Zugeständnisse gemacht sind, welche das ruhige Glück erst für die Zukunft sichern. Mailand und Piemont waren in den Flitterwochen, und Mailand war es vorzugsweise, das Opfer zu bringen hatte, nachdem es durch zwei Menschenalter fortlaufende Opfer gebracht. Die Vereinigung mit Piemont erheischte manche Entsagung; die uralte, gewaltige und in jeder Beziehung höher stehende Stadt sollte sich unter das unbedeutende Turin stellen und gewissermaßen zum untergeordneten Range einer Provinzstadt herabsteigen; es handelte sich darum, viele hohe Beamte und Stellen abzugeben, welche Mailand große Wichtigkeit verliehen, und aus Turin Befehle und Entscheidungen zu empfangen, die man sich, selbst unter österreichischer Herrschaft, selber gegeben. Es war natürlich, daß Diskussionen entstanden, daß man nicht mit freudigem Herzen an die theilweise Abdankung dachte, und die Feinde der italienischen Freiheit sahen diesen Zustand mit Schadenfreude, da er ihnen ein Zwiespalt schien, und sie spotteten. Aber diese gewisse Trauer der Mailänder war in

der Nähe gesehen um so ehrwürdiger, da das Opfer ein großes war und man sich am Ende doch mit jener Freude darein gab, die jedes Opfer verursacht. Von einem Zwiespalt konnte um so weniger die Rede sein, da nichts so sehr verbindet als das Opfer, und dieß in der That in Mailand der Fall war. Ich wußte damals noch nicht, daß ich damit ein Phänomen vor mir hatte, das überhaupt für das ganze heutige Italien der Bewegung bezeichnend ist: die Opferfähigkeit. Sie erstreckte sich bis auf den engherzigsten Krämer, der den stockenden Gang der Geschäfte lächelnd ertrug, nachdem er starke Kriegssteuern bezahlt hatte, und bis auf den Cicerone, der an der Straßenecke lungerte, ohne zu murren, daß die neue Wendung der Dinge den Fremden fern halte. Sie ging noch weiter; sie ging bis zur Unterdrückung der theuersten Wünsche, Hoffnungen und Träume, die in der Zeit des Kampfes mit Charakteren und Gemüthern Eins geworden waren, zur vollkommensten Selbstverleugnung. Die Nothwendigkeit der Eintracht wurde erkannt, und die Parteien hatten aufgehört; das Beispiel, das Manin gegeben, wurde von Tausenden von Republikanern mit derselben Seelenstärke nachgeahmt. Das Leben des eigensten Selbst wurde suspendirt. Es läßt sich über die Zulässigkeit solcher Suspension seines Selbst, solcher Vertagung seiner Ueberzeugungen vom absoluten Standpunkte aus streiten; so viel ist gewiß, daß sie nicht ohne Seelengröße stattfinden kann. Daß sie nicht ohne inneren Kampf und Schmerz vor sich gegangen, erkannte man an der ganzen Haltung der Republikaner, die durch Thätigkeit für die nationale Idee zu ersetzen suchten, was sie der politischen entzogen, und mit Eifer vor Allem die nationale Individualität zu retten suchten, um dereinst den Boden für die politische, bürgerliche zu gewinnen. Sie verleugneten ihre Meinung nicht, aber sie schlossen sich auch nicht pessimistisch ab. Sie nahmen Theil an der Neugestaltung, suchten überall, freiheitliche Prinzipien zu Grunde zu legen, und zogen sich nur da zurück, wo sie dem monarchischen Wesen nicht ausweichen konnten. Die Demokratie war nicht der Bauherr,

aber sie half mit, da die Grundsteine behauen und gelegt wurden, und die neue Monarchie durfte sie, der sie so viel verdankte, nicht zurückweisen, wenigstens in dem Momente nicht. So sah man damals in Mailand eine jener merkwürdigen historischen Operationen, wie sich Prinzip mit Prinzip vermählt, um ein Drittes hervorzubringen, dessen Produkt meist die Gesichtszüge nur des Einen tragen. Diese Vermählung fand in dem Geiste des ganzen Italien statt. Ob die Monarchie in die Familie der Republik, ob umgekehrt die Republik in die Familie der Monarchie geheirathet, wird die Zukunft lehren. Bezeichnend für Mailand war es, daß man sich daselbst über die Zustände nicht bei einzelnen hervorragenden oder leitenden Persönlichkeiten Raths erholen konnte, daß man sich an das ganze Volk, an die ganze Stimmung um Bescheid wenden mußte. Sollte dieß ein ausgesprochenes demokratisches Symptom sein?

Vielleicht! denn im monarchischen Turin war es ganz anders.

Piemont ist der praktische Bruder in der Familie, der den anderen in Unglück und Genialität mehr oder weniger verkommenen Brüdern wieder aufhilft und die Familienrechte herstellt. Er hat nicht die Energie des Einen, nicht die großen Leidenschaften des Andern, nicht die liebenswürdigen Talente und Künstlergaben des Dritten, nicht die weitgehenden Gedanken des Vierten, aber er hat einen gewissen nüchternen Verstand und ein Gleichgewicht durchschnittlich mittelmäßiger Vorzüge, die in der Welt besser forthelfen, als einzelne große, überwiegende Eigenschaften. Damit ist nicht gesagt, daß er immer die Familienangelegenheiten leiten werde; sind erst diese geordnet, ist es leicht möglich, daß Talent, Geist, Leidenschaft des einen oder des anderen Bruders im Hauswesen über den nüchternen Verstand den Sieg davon trägt und erst eine höhere Familienehre herstellt. Zur Zeit aber ist Piemont an der Spitze, und Turin ist dessen sprechender Ausdruck.

Man war mit sich selbst sehr zufrieden in Turin, obwohl der Mann, der alle in den letzten Monaten errungenen Erfolge

vorbereitet hatte, obwohl Cavour auf dem Lande lebte, wie in der Verbannung, obwohl nicht die Hälfte des aufgestellten Kriegsprogrammes erfüllt war, obwohl der Feind vier starke Festungen vor der offenen Gränze inne hatte, obwohl über die Zukunft Italiens dichtverhüllende Nebel lagen. Aber man hatte Siege erkämpft, eine neue Provinz gewonnen mit der Anwartschaft auf andere: man hatte erworben, man war reicher geworden; auf der Laufbahn, die man so lange geträumt und vorbereitet, hatte man einen und zwei große Schritte weiter gethan. An Italien wurde im Innersten des Herzens bei all Dem weniger gedacht als an Piemont; man war mehr piemontesisch als italienisch, wie in einem ähnlichen Falle viele Preußen preußischer wären als deutsch. Viel wurde von den Thaten der piemontesischen Armee erzählt, die sich auch wirklich mit höchster Tapferkeit geschlagen, viel selbst von dem vereinsamten Cavour, vom ritterlichen König Vittorio Emanuele, von seinem Benehmen in den Schlachten, von seinen populären Neigungen und guten Eigenschaften, viel von der Arbeitskraft und dem organisatorischen Talente des gegenwärtigen Ministers Rattazzi, der den neuen Besitz in Ordnung bringen und mit Piemont definitiv auch innerlich verbinden werde. Ein neues, verhältnißmäßig sehr starkes Anlehen wurde trotz der jüngst vergangenen großen Ausgaben mit Leichtigkeit unterschrieben, die Feindseligkeiten des Klerus mit Sicherheit belächelt. Staatsmänner, Deputirte, Offiziere, Bürger und Volk spazierten sorgenlos und heiter unter den berühmten Arkaden umher wie eine Schaar von Glücklichen; man verließ sich mit vollstem Vertrauen und mit Recht auf die Minister, die, mit diktatorialer Gewalt bekleidet, dem Lande Freiheiten gaben und denen es in der glücklichen Stimmung in der That nicht einfiel, ihre Vollgewalt nur im Geringsten zum Nachtheile der Volksfreiheiten zu benützen. Man war so glücklich und im Glücke so offenen Herzens, daß ein Hintergehen oder Hintergangenwerden unmöglich schien. In den Kaffeehäusern, wie in griechischen Gymnasien, versammelte sich Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die berühmtesten Staats-

männer, Volksvertreter, Gelehrte und obskure Leute, und auf gleichem Fuße und gleichberechtigt gab Jeder über den Stand der Dinge und über den Weg, der in Zukunft zu verfolgen, seine Meinung ab. Das glückliche Gefühl, der praktische Sinn, die politisch-konstitutionelle Bildung, die man sich in der kurzen Zeit von zehn Jahren zu einem erstaunlich hohen Grade angeeignet, viel Wissen und die mannigfaltigen, nützlichen Talente der Piemontesen kamen da, zu eigener Befriedigung und zur Verwunderung des Fremden, in bedeutendem Maße an den Tag. Erschien der König mit seinem gewaltigen Schnurrbart, seinem Jägerhut, seinem schlechten Mantel auf der Einen Schulter unter den Arkaden, dann war die Freude vollkommen und kontrastirte sehr mit der ernsten Stimmung und den weiter gehenden oder unterdrückten Gedanken der Mailänder, wenn man diese noch in Erinnerung hatte. — Ich weiß nicht, ob die Turinesen immer liebenswürdig sind; so viel ist gewiß, sie waren es im Glücke.

Aber es ist auch wahr, daß der glückliche Zustand der Piemontesen nicht als ein vergänglicher Festtag erscheint. In Turin gewinnt man eine große Zuversicht, ein festes Vertrauen in die Dauerbarkeit der guten Zustände; ihr Glück macht nicht den Eindruck eines Lottogewinnstes, der, ohne moralische Basen, ebenso schnell zerronnen als gewonnen ist, da man überall die Ueberlegung, den Plan, die Arbeit, die Vorbereitung erkennt. Selbst die äußere Erscheinung der Stadt erleichtert diese Erkenntniß. Wenige althistorische Städte sind so sehr die Chronik ihrer Entstehung, Erlebnisse und geheimsten Gedanken, wie dieses junge, scheinbar noch unhistorische Turin.

Savoyen zieht sich hierher an den Fuß der Alpen, als es die Unmöglichkeit erkennt, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und sich dem Norden zu, über das gewaltige Burgund, das dann in Frankreich aufgeht, und über die starrsinnigen Republikaner Genfs und der Schweiz auszudehnen. In der Ebene alliirt und schlägt man sich nach rechts und links, bis man in den Zeiten der stehenden Heere und der langen Regimenterlinien,

gerade wie Preußen, einen Königstitel erlangt und eine gradlinige Hauptstadt, wie Berlin, neu anlegt, in der Hoffnung und Zuversicht, daß sich die lange und breite einst mit Einwohnern fülle. Dieß geschah. Die Geschichte Piemonts wird durch Napoleon unterbrochen. Kaum wieder aufgenommen, wird auch die alte Ausdehnungspolitik, aber mit den neuen Mitteln wieder aufgenommen. Die französischen Eroberungen haben überall die Nationalitäten geweckt, und Nationalität ist das Losungswort des Jahrhunderts geworden. In Italien sprach man es zuerst in Neapel zu Gunsten der verjagten Bourbonen aus, einen Moment lang sogar zu Gunsten Murats, nach dem Wiener Kongresse zu Gunsten des Volkes und des Landes. Wort und Gefühl gehören jetzt der ganzen Halbinsel; am Grausamsten da verfolgt, wo man sich ihrer zuerst bedient hatte, flüchten sie sich in die nordwestlichste Ecke, und aus jener Zeit sehen wir im königlichen Archive zu Turin einen von königlicher Hand entworfenen Plan zu italienischer Propaganda und zu italienischer Einigung, der, in neunzehn ausführlichen Artikeln, nichts unberücksichtigt läßt. Es ist ein wahres und authentisches Seitenstück zu dem Testamente Peters des Großen. Prinzen und Könige mischen sich offen oder heimlich in die Bewegung, verrathen, werden verrathen, schlagen, werden geschlagen, stellen sich in den Vordergrund, ziehen sich zurück — aber man vergißt sie nicht. Sie thun Böses und haben nicht den Muth zum Guten, aber sie haben doch etwas gethan und ihre geheimsten Gedanken kund gegeben. Andere italienische Fürsten hatten dieselbe Idee; aber schwach und klein, wie der Herzog von Modena, verrathen sie mit größerer Energie und Grausamkeit, hängen sie ihre intimsten Freunde an den Galgen, um Metternich Unterpfänder ihrer Treue zu geben; werfen sich verzweifelt in die Arme Oesterreichs, des Papstes und der Sanfedisten und sind in den Augen der Nation für immer gerichtet und verloren.

Im Jahre 1848 stellt sich Piemont entschlossen an die Spitze Italiens. Von diesem Entschlusse, von den Vorbereitungen dazu

und von Allem, was darauf folgt, sprechen nun die Straßen Turins mit unverhüllter Stimme. Die Maske ist abgeworfen; der italienische Gedanke geht leibhaftig durch die Stadt; man begegnet ihm an jeder Ecke. Turin wird in eine Art von Pantheon Italiens verwandelt. Man sehe nur die Monumente. Da steht, unmittelbar vor dem Palaste der Nationalversammlung, die Statue Vincenzio Gioberti's, die an ein Primat Italiens erinnert, zugleich daran, daß das ursprünglich von ihm beabsichtigte Primat des Papstes eine Unmöglichkeit sei und sich als solche erwiesen und daß nunmehr nur das piemontesische übrig bleibe. Unweit davon, und zwar vor den Fenstern des Königs, das Monument, welches das österreichische Mailand der Oesterreich bekämpfenden Armee von 48 und 49 auf noch fremdem, aber verwandtem Boden errichtete; es ist wie eine Verkörperung des Wunsches der Mailänder, die sich hierher flüchtet. Auf einem anderen Platze sitzt in Marmor der alte Prediger italienischer Einheit, Balbo, und gleich neben ihm mit gezogenem Schwerte steht der neapolitanische General Pepe, dargestellt in dem Momente, da er den Befehl seines Königs zerreißt und trotz diesem Befehl zur Rückkehr dem bedrängten Venedig zu Hülfe eilt. Hat wohl je ein Militärstaat einem Generale, der den Befehl seines Königs zerreißt, ein Monument gestellt! Aber der einmal erfaßten großen Idee hat Piemont, größer als sein gewöhnlicher besonnener Charakter, alle anderen kleineren Rücksichten geopfert. Aus Florenz läßt es die vom Großherzog entfernten Marmortafeln mit den Namen der bei Curtatone gefallenen Patrioten stehlen und gibt ihnen einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Stadthauses, neben den Bildsäulen der gefeiertsten oder geliebtesten Savoyer, u. A. neben Karl Albert, den man den Märtyrer von Oporto nennt. Diesem Märtyrer wird ein Denkmal errichtet, wie es Turin noch nicht besitzt, denn er war der Erste, der die piemontesisch-italienische Idee in Fleisch und Blut zu verwandeln sucht. — Dieß die Todten der kämpfenden Generation; in der Deputirtenkammer aber, als wäre sie schon der Rath der ganzen Nation von den

Alpen bis nach Selinunt, sitzen sehr lebendig die Söhne aller italienischen Stämme; sie haben sich hierher geflüchtet, sie haben für Italien gekämpft oder gelitten, sie sind in Piemont heimatberechtigt, und der ärgste Philister sieht sie ohne Neid, ohne Eifersucht, ohne Kirchthurmpatriotismus mitrathen und thaten, wie er bereitwillig die Steuern bezahlt, welche ihm dieser panitalienische Rath zu italienischen, nicht piemontesischen Zwecken auferlegt. So hat dieser kleine Staat klug, weise, praktisch schon vor 1859 gethan, was so viel werth ist als Alles, was sein Alliirter mit ihm auf dem Schlachtfelde ausführte, und wer die Dinge in der Nähe, in ihrer Vorbereitung und Entwickelung betrachtet, wird nicht mehr sagen, daß er Fortschritt und Ausdehnung fremder Hülfe verdanke. Was die Fremde für ihn gethan, verhält sich wie ein Theil der materiellen Ausführung zum schöpferischen Gedanken. Was mit fremder Hülfe im Jahre 1859 in kurzer Zeit geschehen, wäre ohne diese Hülfe etwas später, in etwas längerer Zeit, mit tiefer Zerrüttung Italiens und Europa's geschehen.

In Piemont hat man dieses stolze Bewußtsein; man fühlt sich Sieger, man ist nicht gedemüthigt, wie ein Beschenkter. Die momentane Politik der Dabormida, Lamarmora, die Rücksichten für Frankreich, die Halbheit des Auftretens, daran eben so wohl das mysteriöse Wesen eines übermächtigen Alliirten als der Charakter des Konstitutionalismus schuld ist, lassen dieses Bewußtsein zwar nicht vor dem Auslande glänzen, aber es besteht im Volke, im Gemüthe der ganzen Nation. Daher jene Sicherheit und jene Freudigkeit.

Der Charakter des Königs ist bei all Dem nicht zu übersehen. Je weniger er sich im eigentlichsten ideellen Wesen des Staates geltend macht, desto bedeutender wird er in diesem. Es ist ein König, wie ihn die Zeit, wie ihn der Moment in der historischen Entwickelung braucht. Er ist ein Arm, darum kann das Gehirn freier, das ist: republikanischer, walten, als wenn er irgend ein Organ dieses Gehirnes wäre. Das Volk will, und er ist immer bereit, auszuführen. Wäre er mehr Regent, er wäre der Zeit in

Italien nicht so angemessen; er würde einen Theil des freien Bewußtseins absorbiren, ein Theil des Nationalwillens würde dem seinigen weichen müssen und wäre gelähmt und verstümmelt. Vielleicht, daß die Erinnerung, einmal — man sagt, bei Novara — gegen die Nation gehandelt zu haben, zur Selbstbeschränkung das Ihrige beiträgt, und daß Viktor Emanuel, dem es an eigenem Willen nicht fehlt, durch Unterordnung unter den italienischen Gedanken etwas sühnen will. Wie Dem nun sei: Viktor Emanuel ist jedenfalls ein König, der so wenig als möglich hindert und der sich in der Weltgeschichte dadurch auszeichnen wird, daß er die Nation anders für die Freiheit vorbereitet, als die englischen Karl, die französischen Louis und die deutschen Vielnamigen. Sein größtes, wenn auch weniger glänzendes Verdienst, das nicht genug gerühmt wurde, liegt wohl in der Ruhe, in dem holden Leichtsinn, mit dem er den Haß und die Flüche Roms auf sich geladen und durch acht Jahre getragen. Er hat damit mehr für die Freiheit Italiens gethan, als mit allen Thaten auf dem Schlachtfelde. Wie jene Apostel zeigte er dem furchtsamen Volk, daß der Blitz in der Hand des Donnergottes nicht zünde und daß das Innere des gestürzten Götzen nur Staub und Spinnwebe enthalte. Wenn der Kaiser Napoleon die Brochüre: „Der Papst und der Kongreß" geschrieben hat, so hat der einfachere Viktor Emanuel den Enthusiasmus, mit dem man sie in Italien aufgenommen, vorbereitet.

Mit Turin verlassen wir die Hauptstadt eines Landes, das mit sich zufrieden ist, voll Hoffnung und heiterer Aussicht in die Zukunft. Sie hat vom Kriege eigentlich nur das Erhebende gesehen: Truppendurchzüge, die sich siegesgewiß und kampflustig den Schlachtfeldern entgegen bewegten; Boten, die Siegesnachrichten brachten, heimkehrende Sieger. Die Bewegungen im übrigen Italien konnten auf Turin nur heitere Reflexe werfen, denn sie geschahen ihm zu Gunsten. Nun hatte man eine große Provinz mehr und Aussicht auf Weiteres. Das ganze Land war von dieser heitern Atmosphäre angefüllt; aber mit den ersten

Schritten aus dem Lande ändert sich diese Atmosphäre. Mittelitalien war revolutionäres Land.

Wir eilen dem Centrum zu und wollen uns in Piacenza nicht aufhalten. Es ist eine arme, verkommene Stadt; sie steckt in ihren bangen Straßen und Festungsmauern wie ein abgemagerter Mann im schlotternden Rocke, der ihm viel zu weit geworden. In anderen Ländern wird der Festungsrock den Städten zu eng. Die Häuser sind verfallen, aus den Fenstern ohne Scheiben glotzt die Armuth; in unendlich langen Straßen begegnet man keiner Seele; Klostermauern und Kirchenfaßaden nehmen oft eine ganze Seite der Gasse ein. Wäre nicht der herrliche Platz, mit dem Stadthause, der florentinischen Kirche, den Reiterstatuen, der gewaltigen Halle, man würde durch nichts erinnert, daß man sich im schönen Italien befinde. Die Einwohner konnten die Verbissenheit des Elendes, das ihnen eine der despotischsten Regierungen durch Menschenalter auferlegte, im Laufe der letzten drei Monate nicht aus den Gesichtern verbannen. Wir gehen weiter nach Parma. Diese Stadt, welche dieselbe Erziehung genossen wie Piacenza, ja eine schlimmere, da sie den Hof und die Willkürherrscher in ihrem Schooße hatte, war noch vom Blute Anviti's bespritzt, und Europa schrie gegen Parma und gegen die Freiheit, die es gewonnen. Und Niemand hat doch Anviti ermordet, als jene Mißregierung, die durch die Freiheit gestürzt, deren Wirkungen aber nicht in wenigen Wochen vernichtet werden konnten. Parma war bis dahin eine musterhaft ordentliche Stadt; man bewunderte sie deßhalb in ganz Mittelitalien, da man ihre Wildheit, ihre Verbissenheit, ihre glühende Rachsucht unter den früheren Regierungen kannte; sie war durch den nationalen Gedanken gehoben und erschien würdig des vielen Schönen, das ihre Mauern bergen. Unzählige ihrer alten Feinde, die der flüchtigen Herzogin nicht gefolgt waren, ließ man unbehelligt die Straßen durchwandern, und man belächelte die viel zu eitle Schwäche der Regierung, welche fortfuhr, die Werkzeuge der verjagten Tyrannei zu besolden, weil sie auf der Liste der Beamten standen; welche

dem Grafen Pallavicini sein Gehalt fortbezahlte, als dieser für die Herzogin nach Paris reiste, um gegen Parma zu unterhandeln. Aber die Erscheinung des verkleideten Anviti, des grausamsten Werkzeuges des todten Herzogs, war eine zu freche Herausforderung, eine zu blutige Erinnerung an vielfache schuldlose Opfer; das Blut kochte auf, und sein Mord wurde eine Vendetta. Die Regierung ließ die Säule umstürzen, die seinen Kopf getragen hatte, und man war damit zufrieden, weil sie ein Denkmal war, das an einen Bourbonen und einen Habsburger erinnerte, und Alles war wieder ruhig, aber nicht ruhig wie Turin.

Wäre es Mittelitalien und mit ihm Parma gegönnt gewesen, am Kriege Theil zu nehmen, die Ermordung Anviti's hätte wohl nie stattgefunden; so aber hatte man nichts gethan, als eine kleine Herzogin weggejagt. Es glühte in allen Gemüthern, man hatte das dunkle Gefühl, daß die Freiheit nicht leichten Kaufes erworben, daß sie mit Thaten besiegelt und gefestigt werden müsse. Die Truppen der Ligue, die sich zum Theil in Parma sammelten, der Waffenlärm, die Erzählungen junger Offiziere, die den Krieg mitgemacht, manche unter Garibaldi, die ganze Ungewißheit der damaligen Lage, die Vorbereitungen, die der populärste Held Italiens in Bologna und Rimini traf; Alles regte auf, und neben der Nationalgarde, die gelassen die Stadt durchzog und auf ihren Posten stand, nahmen sich die glühenden Augen, die leidenschaftlichen Geberden des Volks und der Jugend, die sich unter die Soldaten mischten, beinahe unheimlich aus. Erinnerte man sich der Leidensgeschichte dieses Volkes, seiner Erziehung durch Polizei, Mönche und abhängige, heimliche Richter, ferner des ungewissen Zustandes, der seine theuersten Wünsche hinhielt, des Mißbehagens, das man betreffs der neuen Regierungen selbst, z. B. Cipriani's wegen, der allgemein für einen napoleonischen Agenten galt, empfinden mußte, und endlich des Charakters dieses Volkes, das aufbrausend ist und nicht ausdauernd, erwartend, ruhig energisch wie das mailändische, konnte man allerdings für die nächste Zukunft besorgt werden und einen Ausbruch erwarten,

der terroristisch werden und die adoptirte Politik des Abwartens und stillen Organisirens kompromittiren könnte. Dazu kam, daß die kleinen Herzogthümer sich eigentlich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt hatten, daß sie noch über ihren eigenen Zustand und die neuesten Vorgänge erstaunt waren. Mailand hatte sich lange Zeit vorbereitet; es hatte nie an seiner Befreiung gezweifelt; was es jetzt faktisch war, war es seit Jahren theoretisch; die Herzogthümer unter dem unerhörten Drucke waren nie im Stande, einen Plan, eine Politik durchzuführen. Man hatte sie stumpfsinnig machen wollen, und Das war bis zur Betäubung gelungen. Parma war noch immer im Zustande eines Menschen, der soeben aus einer Betäubung erwacht und sich noch nicht gefaßt hat; von dem nicht vorauszusagen ist, was er im nächsten Momente beginnen würde.

Aber es waren in den Herzogthümern einzelne Männer an der Spitze, deren Charakter wie deren Politik jeder systematische Terrorismus, wie jede Förderung elementarischer Ausbrüche, gleich sehr fern war. In dem unglücklichen Piacenza z. B. milderte der gebildete Anselmo Guerrieri, der Uebersetzer des „Faust", die Stimmung, und Parma stand unter dem Einflusse Modenas, das von Farini und seiner Umgebung zugleich mit den anderen Herzogthümern so klug und praktisch regiert wurde.

Modena, oder vielmehr der Palast von Modena, war damals — Anfangs November — der eigentlichste Mittelpunkt der mittelitalienischen Bewegung.

Die Stadt selbst macht den trübseligsten Eindruck von der Welt; jeder Stein, die ganze Luft, jedes Gesicht erzählt von der unvergleichlichen Mißregierung des verjagten Herzogs und seines Vaters, der seine Freunde und Vertrauten hängen ließ. Jedes, sage jedes Haus trägt das Jesuitenzeichen I. H. S. als sprechenden Beweis, daß der Herr und Besitzer dieser Stadt sie den heiligen Brüdern gewissermaßen als Eigenthum zu beliebigem Schalten und Walten übermacht hat. Die Einwohner schleichen durch die Straßen, als ob jeder Einzelne sich von einem Späher

verfolgt fühlte. Die Gesichter geben sich vergebliche Mühe, sich in dem neuen Zustande aufzuheitern; die alte Gewohnheit und Furchtsamkeit ist stärker, als das noch neue Gefühl der Freiheit. Die Augen bleiben niedergeschlagen und haften am Boden. So wollten es die Herzoge, die Sanfedisten par excellence. In Deutschland ist diese politische Sekte wenig bekannt, obwohl es an seinen Höfen nicht an Bekennern derselben mangelt. Es ist hier nicht der Ort, ihre Geschichte und ihre Prinzipien auseinander zu setzen; es sei genug, wenn wir die Sanfedisten als die furchtbarsten Terroristen des Absolutismus bezeichnen. Ihr Streben geht dahin, alle Ideen der Civilisation und Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und zu diesem Zwecke sind alle Mittel erlaubt. Kein Prinzip der Menschlichkeit oder Gerechtigkeit darf auf diesem Wege aufhalten; jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit, jede Lüge und Heuchelei ist erlaubt, ja geboten, wenn sie auf diesem Wege fördert. Der Unterthan soll ein Sklave, ein Ding ohne alle Selbstbestimmung werden; der Fürst ein in jeder Beziehung unumschränkter, unverantwortlicher Herr und Eigenthümer, der nach Belieben schaltet und waltet. Da Bildung der Unterthanen der Erreichung dieses Zieles am Hinderlichsten ist, wird vor Allem alles Wissen, jeder selbständige Gedanke unterdrückt, wird die Religion zu Hülfe gerufen, damit der Unterthan nur glaube, was ihm von der Unbeschränktheit des göttlichen Rechtes gesagt wird. Das Ideal eines Sanfedistenstaates ist ein Haufe thierischer Individuen, der nur beten und arbeiten kann.

Wenn es die beiden letzten Herrscher Modenas auch nicht dahin brachten, ein Ideal sanfedistischen Staates zu bilden, so waren sie doch die Ideale sanfedistischer Regenten und waren ihre Helfershelfer Ideale sanfedistischer Höflinge und Beamten. Der verjagte Herzog Franz V. übertraf noch seinen Vater, der die gewaltigsten Tyrannen aller Zeiten übertraf. Er war großartig und schauderhaft konsequent in seinen Theorien und wählte zur Verwirklichung derselben, was ihm Spähertbum und Pfaffenthum des Verworfensten bot. Modena war schlimmer als ein Kerker;

es war wie jene Irrenhäuser, in denen die Menschen planmäßig um ihre Vernunft gebracht werden. Die Geschichte Modenas in den letzten dreißig Jahren wird nie geschrieben werden, denn der Historiker, der sich hinsetzt, um die Thaten der beiden Herzoge aufzuzeichnen, wird entmuthigt die Feder fallen lassen: er will nicht als Lügner erscheinen, und es wird ihm Niemand glauben. Es ist auch besser, daß solche Thaten in ewiger Vergessenheit verschwinden — zur Ehrenrettung der Menschheit; es ist zweckmäßiger, daß Dergleichen für Unmöglichkeiten gehalten werde, wie der Elternmord in der Lykurgischen Gesetzgebung. Doch klagen wir Herzog Franz nicht an. Der Areopag europäischer Menschheit, der Wiener Kongreß, hat die Legitimität im Angesichte einer zivilisirten Welt als ein heiliges Prinzip neugeweiht, und Europa hat es anerkannt. Herzog Franz ist nur eine Blüthe der Legitimität, eine nothwendige und logische Folge. Unlogisch wäre, wer sich über seine Existenz wundern würde. Alle anderen Legitimisten, wenn sie einen kleinen Winkel der Welt regieren würden, über den das Auge der Mitwelt flüchtig hinwegstreift, würden eben so regieren, wie Herzog Franz.

Wenn Modena Hekatomben weltlicher und geistlicher Anviti's geschlachtet hätte, Niemand wäre anzuklagen als Herzog Franz, der mit achtzig politischen Gefangenen, die er wie einen theuren Schatz auf die Flucht mitgenommen, in der Welt umherzieht, oder vielmehr die Legitimität. Wenn ein Volk in seiner gerechten, durch Jahrzehnte unterdrückten Wuth einen Henker niederschlägt, da erhebt die Welt ein Geschrei der Entrüstung über die Formlosigkeit dieses Gerichtes. Wer hat gefragt, mit welcher Form die unzähligen Opfer der heimlichen Gerichte der Herzoge um Leben und Freiheit gebracht wurden? Wie wurden jene Achtzig verurtheilt? und welches Recht hat Oesterreich, sie in seinen Kerkern mit grauenvoller Gastlichkeit verschmachten zu lassen? Warum schreit Europa über Anviti's Tod? warum schreit es nicht über jene Entführung und diese Gastlichkeit?

Stille, wie ein Gespenst zog Herzog Franz mit seinen

Soldaten und seinen Opfern an der Gränze einher, nur wenige Meilen entfernt von Modena. Diese Nähe hat vielleicht nicht wenig zu der fieberischen Aufregung beigetragen, welche bei aller gewohnten Niedergeschlagenheit das Blut erhitzte. Nirgends wie in Modena verlangte man Kampf; die Truppenmärsche, die gegen die Romagna zu begannen, belebten nach und nach die Gemüther, die Unheimlichkeit nahm ab.

Gänzlich verschwand sie im Palaste, wo sämmtliche Ministerien um Farini versammelt waren, denn hier herrschte eine Thätigkeit, die den Beobachter mit größter Sicherheit, mit den besten Hoffnungen für ganz Italien erfüllte. Der Palast in Modena war damals, unmittelbar vor der Wahl Farini's zum Diktator der Romagna, vielleicht der interessanteste Punkt Italiens, jedenfalls derjenige, wo man über Charakter der Menschen und der Bewegung die reichste Belehrung schöpfen konnte und die überraschendsten Erfahrungen machte. Es war daselbst wie in einem Bienenkorbe; aber wie in einem solchen konnte man auch hier mitten in der gewaltigen Rührigkeit Plan und Zweckmäßigkeit beobachten. Jeder war auf seinem Posten, Jeder wußte, was er zu thun hatte, und that es mit bureaukratischer Regelmäßigkeit und unbureaukratischer Liebe: man sah die ordentlichste, bestorganisirte Revolution. Ein solches Phänomen ist nur möglich bei vollstem Bewußtsein des Zieles, bei einer klaren Politik und bei hoher Bildung Derjenigen, die mit der Ausführung betraut sind.

Die Seele dieser thätigen Welt war Farini, und er mußte es seinem ganzen Wesen und den Umständen nach sein, auch wenn ihn seine Stellung als Diktator nicht dazu gemacht hätte. Wir können uns bei einem übersichtlichen Bericht unmöglich auf die Schilderung einzelner Persönlichkeiten einlassen, um so weniger, als die italienische Bewegung so sehr viele hervorgebracht; wir müssen uns damit begnügen, das Bild derjenigen leicht zu skizziren, welche für die Zeit im Ganzen oder für einzelne Gruppen und Richtungen bezeichnend sind und gewissermaßen

einen Inbegriff, eine Personifizirung darstellen. Da darf denn Farini freilich nicht vergessen werden.

Farini steht in einem Alter, das ihm erlaubt hat, die italienische Bewegung, seit sie immer größere Verhältnisse angenommen, d. i. seit dem Jahre 1830, ihre Niederlagen und ihr mit jeder Niederlage wachsendes Anschwellen als bewußter Verstand zu betrachten; aus einem enthusiastischen Jüngling ist er ein praktischer, besonnener Mann geworden: keine der vielen Erfahrungen war für ihn verloren. Das italienische Temperament, die revolutionäre Ungeduld wußte er seiner angeborenen Klugheit unterzuordnen, ohne aus dieser Unterordnung ein allgemein gültiges Dogma zu machen, ohne Enthusiasmus und menschliche Leidenschaften an Andern zu verachten oder gar zu verpönen, ohne, mit Einem Worte, ein Doktrinär zu werden. Seine Klugheit und praktische Lebenserfahrung haben die Wärme des Patriotismus nicht erkalten lassen, und so ist er ein Politiker, wie seiner der Moment bedurfte und wie Italien in neuer Zeit viele hervorgebracht und noch viele hervorbringen wird. Im Auslande vergißt man gar zu gerne, daß Italien von jeher das Land der Politiker gewesen, daß es in seinen schlechtesten und verfallensten Zeiten den meisten Großstaaten Europa's unumschränkte Herrscher in Gestalt von Ministern gegeben, daß das geknechtete Land immer durch irgend einen seiner Söhne, einen Mazarini oder Alberoni, in Europa geherrscht hat. Hätte Farini etwas Abenteuerliches in seinem Charakter, hätte er eine eigene Carriere mehr geliebt als sein Vaterland und wäre er in die Welt gelaufen, um sein Glück zu machen, er wäre ganz der Mann darnach gewesen, sich irgendwo, wo man klugen Rathes und umsichtigen Auges bedurfte, in die Reihe jener Italiener zu stellen. Aber Zeiten und Charaktere haben sich geändert; nur der erbärmlichste Adel des Hoflakaienthums und die Abenteurer schlechtester Sorte suchen noch heute, wie im 17. und 18. Jahrhundert, im Auslande ihr Glück zu machen. Den Patrioten sagt es ihr Herz, den Klugen ihre Klugheit, daß sie in der Gegen-

wart ihres Vaterlandes eine Zukunft pflegen. Bei Farini haben von jeher beide gesprochen, und seit er denkt, hat er sich für die Rolle vorbereitet, die er jetzt spielt. Seinen Jugendstudien nach ein Arzt, hat er die Beobachtung der Symptome und die Rücksicht auf die Folgen der Heilmittel auf das politische Feld übertragen und seit dreißig Jahren in allen Krisen am Krankenbette Italiens gestanden. Im Jahre 1849 aus der römischen Revolution trotz seinem Antirepublikanismus ins Exil und nach Piemont geworfen, lernte er daselbst sämmtliche Kräfte, die zur Befreiung Italiens beitragen konnten, anerkennen und schätzen. Das lag in der propagandistischen Luft Piemonts; wie Manin piemontesisch-konstitutionell, so wurde er in Piemont republikanischer, wenigstens mit Rücksicht auf Andere. Er wurde weniger ausschließlich und mehr objektiv. So gehört er heute zu Denjenigen, deren Farbe als Politiker schwer zu bestimmen ist; wir glauben, daß ihm an der Form des Staates weniger gelegen sei, daß er diejenige adoptire, die für den Moment zum nationalen Ziele führt. Hätte er die Republik als solche erkannt, er hätte sich nicht besonnen, republikanische Mittel zu ergreifen. Seine persönlichen Wünsche und Gesinnungen gehen weiter als der Moment, aber er legt ihnen einen Zügel an, daß sie über diesen nicht hinausgehen, und weiß auch andere zurückzuhalten oder zu freiwilliger Beschränkung zu bewegen. Man braucht Farini nur zu sehen, nur eine halbe Stunde zu sprechen, um sich dieses Bild seines Charakters zu entwerfen. Aus seinem ganzen Wesen spricht feurige Thätigkeit bei großer äußerer Ruhe, Klugheit, selbst einiger List, über die aber männliche Energie, Muth und Entschlossenheit beruhigen, weltmännische und geistige Bildung und eine Klarheit des Ueberblickes, die in den verwickeltsten Lagen Sicherheit gibt und endliche Ordnung verspricht. Auch ist das Vertrauen in Farini ein allseitiges. Selbst Diejenigen, die er fallen läßt, weil er nicht mit ihnen oder sie nicht mit ihm gehen können, oder denen er sich widersetzt, weil er ihr Beginnen für unzweckmäßig hält, klagen ihn nicht an,

sondern die Verhältnisse, die ihm nicht gestatten, auf ihre Absichten einzugehen. Garibaldi, der sich über viele der leitenden Persönlichkeiten zu beklagen hatte, stand immer auf Farini's Seite, obwohl dieser mit jenen Persönlichkeiten handelte.

Farini ist vielleicht der bedeutendste Mensch seiner Art, aber er ist nicht der Einzige, er ist nur der charakteristische Charakter einer ganzen Richtung, wie sie Nationalanlagen und die Geschichte der letzten dreißig Jahre ausbildeten. Dieß erklärt zum Theil die kluge, politische Haltung des revolutionären Italiens, die große Organisationsfähigkeit, die es entfaltete, die Umsicht, mit der es in so schwieriger Lage handelte, Klippen umschiffte, Verlockungen widerstand und den feindlichen Schlingen auswich, kurz alle die Eigenschaften, welche Europa in Verwunderung setzten, weil es sich gewöhnt hatte, in Italien nur Talente zu Attentaten, Putschen und augenblicklichem Auflodern ohne Halt und Folge zu suchen.

Daß Farini nur ein Theil einer Gattung sei, konnte man in Modena am Besten erfahren.

Die Regierung, der vorzugsweise die Organisation Mittelitaliens aus der Anarchie heraus, ja noch schlimmer, aus verrotteten Zuständen heraus oblag, die eine Armee, unzählige Aemter, ja Gedanken, Volk und Menschen zu schaffen hatte, bedurfte vieler Helfer; berufen oder freiwillig strömten sie aus allen Theilen Italiens herbei, und im Palaste Modena's konnte man eine schöne Auswahl italienischer Bildung und italienischer Vaterlandsliebe kennen lernen. Die Beamten, die allen Ständen angehörten, obskure bürgerliche und berühmte altadelige Namen trugen und ohne Unterschied des Namens hohe oder niedrige Aemter bekleideten, versammelten sich des Abends auf eine oder zwei freie Stunden zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit und zu kurzer Ruhe nach tage- und nächtelanger Arbeit, in einem abgelegenen Saale des weitläufigen Palastes. Daselbst befand man sich in einer der gebildetsten Gesellschaften Europa's, unter Männern, die die verschiedensten Sprachen kannten, von allen

Früchten des Wissens gekostet, in allen zivilisirten Ländern gelernt hatten und die nun, mit Heiterkeit und im gehobenen Gefühl des Momentes, alle ihre Kräfte dem Vaterlaude widmeten und aus der ermüdenden Arbeit in ihren Erfolgen neue Kräfte schöpften. Da waren viele im Bureaurocke, die noch vor Kurzem die Uniform auf dem Schlachtfelde getragen und bereit waren, sie jeden Augenblick wieder anzuthun. Unter diesen war wieder der vielerfahrene und gelehrte Oberst Frapolli der charakterisirende Typus. Auch betreffs der Bildung dieses bestverleumdeten Landes herrschen in Europa große Vorurtheile. Die Jugend Italiens hat die sanfedistische Absicht der Regierungen bald erkannt, welche dahin ging, die Halbinsel von den Strömungen moderner Bildung abzuschließen, das Land in Unwissenheit versinken, die Schulen aussterben oder in jesuitischen Lehranstalten nur ein falsches Wissen pflegen zu lassen und strebende Geister um die schönsten und fruchtbarsten Jahre zu betrügen, zu bestehlen. In der Angst des wiedererwachten Italiens, hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, und im Eifer, sich für das Vaterland der Zukunft zu bilden, warf man sich mit desto größerem Feuer auf die verpönten Studien, suchte man sich das Wissen jedes Faches anzueignen. Wir vormärzlichen Oesterreicher wissen etwas von dieser Angst und von der Sehnsucht, mit der man über die Gränzen auf das Streben und Forschen freierer Völker sieht. Welche Früchte dieser Seelenzustand in Italien getragen, sieht man heute: eine sehr verbreitete Bildung, die eine naive Freude an sich selbst und ein jugendliches Streben vor der Bildung anderer Länder voraus hat, die ferner, da sie zum Theil mit Hinblick auf einen gewissen Zweck erworben worden, einen praktischen Charakter hat. Auch Dieß vergißt man gern, daß in Italien, selbst in den schlechtesten Zeiten, Wissen und Gelehrsamkeit nicht ausgestorben und daß dieses Land immer Männer geliefert, an welche alle Wissenschaft, oft wie am Ausgangspunkte, anknüpfen muß. Selbst das 17. Jahrhundert sah Galilei; selbst das 18. Vico und das 19. seinen Volta. Drei so gewaltige Größen sind nie

vereinzelte Erscheinungen. In Toskana kann man in Beziehung auf italienische Bildung noch größere Erfahrungen machen als in Modena.

In Modena befand ich mich eben im Momente einer großen Krise, durch welche die Stadt an Bedeutung verlieren sollte. Farini wurde zum Diktator auch der Legationen ernannt und begab sich nach Bologna; mit ihm manche seiner erprobtesten Stützen und Arbeiter. Ferner wollten, nachdem Italien den Völkern Europa's der Garantien genug gegeben, die Turiner Politiker, welche Cavour ersetzten, auch der Diplomatie Garantien geben, um sich so bescheiden als möglich dem Kongresse zu unterwerfen. Die Bürgertugenden, die Mittelitalien bewiesen, schienen nicht hinreichend; um würdig vor dem Kongresse zu erscheinen, mußte es gut altpedantisch einregimentirt, bureaukratisirt auftreten; trotz der unleugbaren Revolution, die vor sich gegangen, sollte Revolution so viel als möglich geleugnet und mußten alle revolutionären Kräfte, wie sehr sie sich auch unterordneten und verleugneten, entfernt werden. General Fanti, Oberbefehlshaber der Truppen Mittelitaliens, der mit Turin in engster Verbindung stand, begann die Operation, um dem Regenten, Carignan, der Mittelitalien repräsentiren sollte, ein monarchisch wohlgeordnetes, gescheuertes Land zu übergeben. Er fing es im Kleinen an, indem er diejenigen Männer, die sich für Italien geschlagen und daher noch Grade in der Armee hatten, auch die entschiedensten von Gesinnung waren, von ihren Posten weg in ihre Garnisonen kommandirte. So wurde Frapolli, der sich im zeitweiligen Kriegsministerium die größten Verdienste um die Organisation der Armee erwarb und in dieser Armee seiner Vorsorge wegen und als tapferer Soldat beliebt war, so wurden viele Andere entfernt, um später einen Größeren entfernen zu können Modena wurde stiller, auch etwas verstimmt; das Centrum war nach Bologna verlegt, wo nun Farini und Garibaldi waren. Ich ging nach Bologna: in neue Ereignisse, in eine neue Welt.

Ich glaubte in Parma und Modena, im Lande der Revolution

zu sein; ich hatte mich geirrt. Ein Blick auf Bologna und auf das Land, das ich bis dahin durchzog, sagte mir, daß die Legationen die eigentliche Revolution beherbergten. Garibaldi sagte mir in Turin: Ein schlimmeres 1793 steht hinter uns; wir halten es auf; ohne uns würden alle Priester niedergemacht; die Wuth des Volkes gegen die Priesterherrschaft ist ungeheuer. Nach eintägigem Aufenthalte in Bologna glaubte ich ihm ganz; denn ich fühlte es, ich las es aus allen Augen, ich sah es an der ganzen Haltung der Bevölkerung, daß man hier zum Aeußersten entschlossen, daß hier ein seit Jahrzehnten konzentrirter Haß zum Ausbruch kommen könnte. Die Freiwilligen, die sich in dieser Atmosphäre sammelten und Bologna und Rimini in Kriegslager verwandelten, waren bald von der Stimmung des Volkes angesteckt; waffenlos, wie sie zum Theil noch waren, hätten sie sich in einem Knäul mit dem Volke über Ancona, über die Marken, über den ganzen Kirchenstaat und Rom hingewälzt und Alles auf ihrem Wege erdrückt, immer anwachsend wie eine Lawine, wenn Garibaldi nur ein Wort gesprochen hätte. Er sprach dieses Wort nicht, weil er sich der sardinischen Politik versprochen hatte, er gab im Gegentheil das Beispiel der Unterordnung unter Fanti, während dieser an seiner Entfernung arbeitete, und das ganze Volk ahmte sein Beispiel nach. Bei jener furchtbarsten Stimmung, die nach einer That lechzte, blieb es in den Legationen so ruhig, wie in Mailand und Modena, und konnte Farini seine bürgerliche Organisation beginnen und fortsetzen; wie in friedlichsten Zeiten. Ja, diese Stimmung selbst unterstützte ihn, denn da man sich die That versagen mußte, nahm man mit Freude die Dekrete auf und half zu ihrer Ausführung, weil sie das verrottete Staatsgebäude des verhaßten Feindes untergruben. Alltäglich erschienen neue Dekrete, und das Volk las sie und weidete sich an der Enthüllung uralter Infamien, welche ihre „Erwägungen" enthielten. In der That waren diese Dekrete ein fortgesetzter und lehrreicher Kursus über kirchliche Regierungskunst. Diesen Dekreten folgte die Veröffentlichung der offiziellen Korrespon-

denzen der Kardinalminister und Kardinallegaten, aus denen hervorging, daß die Herrscher des Kirchenstaates sich bei der ungeheuren Majorität des Volkes verhaßt wußten, und die den Eindruck, daß man hier ein von Empörung erfülltes Volk vor sich habe, offiziell bestätigten. Auf das Volk wirkten diese Dokumente in so ferne beruhigend, als es sich sagte, Europa könne unmöglich die Legationen zur Rückkehr unter die Herrschaft des Papstes zwingen wollen, da das Papstthum in diesen Dokumenten sich selbst als verhaßt und als alle Reformen von sich weisend darstelle. Naives Volk!

Uebrigens bedurfte das Volk im Ganzen dieser Beruhigung nicht; in seiner Ueberzeugung war es ausgemacht, daß jede Restauration wie jede Reform eine Unmöglichkeit sei, wie es in jedem unbefangenen Beobachter ausgemacht war, daß, wenn trotz dieser Ueberzeugung in Folge überlegener Kräfte eine Restauration versucht und durchgeführt werde, die Revolution in Italien und mit ihm in ganz Europa ein unbestimmbar langes Leben erhalte. Unter diesen Umständen und beim Anblicke der Spuren, welche die päpstliche Herrschaft zurückgelassen, konnte man zu den Nachrichten von den beginnenden katholischen Agitationen zu Gunsten der weltlichen Regierung des Papstes nur lächeln. Sie haben gut reden und Adressen unterschreiben, diese Gläubigen, sehr Gläubigen, an Rhein und Donau, an Loire und Boyne; ihnen ist es leicht, ihre Frömmigkeit mit dem Blute, mit der Freiheit, mit allem Schönsten und Besten Anderer auszulösen, Anderer Geist und Leben als Opfer auf den Altar ihres Hohenpriesters niederzulegen. Man verpflanze sie nur für zehn Jahre in die Legationen, und wir wollen sehen, ob dann nicht wieder fern wohnende Gläubige gegen sie solche Adressen unterschreiben werden, wie sie sie jetzt gegen die Romagnolen unterzeichnen.

Um aber zu den Bolognesen zurückzukehren, muß man gestehen, daß der Anblick dieses revolutionär-ruhigen Volkes nichts Erquickliches hatte, wenig Schönes, wenig Erhebendes. Der Geist, gegen den es gewaffnet stand, warf seinen Reflex auf seine

Feinde; die düstere Atmosphäre herzloser Priesterlichkeit schien noch auf Alles zu drücken. Wie schön in ihre Mäntel drapirt diese Männer auf dem Marktplatze standen, durch die langen Arkaden wandelten, ihr Blick voll Haß, voll Bitterkeit, ihr Schweigen, ihr Lauern machte sie unheimlich. Aufschwung, Begeisterung machte sich in diesem Auflehnen gegen kirchliche Gewalt nicht geltend; der schleichende Feind, der dieses Land seit Jahrhunderten unterdrückte, hatte sich einen schleichenden Widersacher erzogen. Diese Revolution sah nicht wie ein schönes, siegendes, mit Fahne und gezogenem Schwert vorwärtsschreitendes Weib aus, sondern wie ein Mann, der mit einem Dolche unter dem Mantel durch die Gasse schleicht. Spanische Städte, die sich für die Inquisition schlugen, mögen so ausgesehen haben, wie diese Stadt, die sich gegen die Inquisition waffnete. Es war düster in Bologna; die Schatten einer jahrhundertlangen Nacht lagen noch auf allen diesen erwachenden Seelen, die schweren Träume wirkten nach. Wollte man Begeisterung, Aufschwung, schöne Regungen, Heiterkeit vor der Schlacht, mußte man zu den Freiwilligen gehen, die aus allen Theilen Italiens, besonders aus Venetien, herbeiströmten und die auch die jungen Romagnolen, die sich ihnen anschlossen, aufweckten und ermunterten. Diese stachen sonderbar ab von den revolutionären Bolognesen und von unzähligen Mönchen, die unter dem Schutze bürgerlicher Ordnung ekklesiastisch lächelnd oder mit dem weißen Bettelsacke auf dunkler Kutte nach wie vor die Gassen durchschritten.

Die Verkörperung der schönen Revolution, der Begeisterung, sah man in ihrem Hauptquartier, im Palaste Aldobrandi, den Garibaldi mit seinem Stabe und seinen Freunden bewohnte. Dieser Punkt ist eben so charakteristisch, als es uns der Palast von Modena gewesen. Garibaldi ist eben so ein Typus, wie Farini, denn Charaktere wie er sind Pflanzen, die nur in Familien wachsen, wenn sie auch ein höheres Wachsthum erreichen als ihre Familienbrüder. Sie ragen nur hervor, und aus weiter Ferne mag man an ihnen erkennen, welche ihre Umgebung ist, und kann

man aus ihrem Dasein schließen, auf welchem Boden sie wachsen und welche Eigenschaften Tausende mit ihnen gemein haben. Es giebt nur Bevorzugungen in einem Volke, nicht Ausnahmen. Garibaldi ist keine Ausnahme in seinem Volke und in der jetzigen Bewegung; sein Muth, seine Hingebung, seine Entschlossenheit, Freiheitsliebe, seine unauslöschbare Begeisterung, seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit finden sich in einem großen und im schönsten Theile der Nation. Seine unerhörte Popularität ist nur eine Folge des allgemeinen Verständnisses solchen Charakters und der Wahlverwandtschaft; seine Gewalt besteht in dem Familiengefühle, das Tausende mit ihm verbindet. Es ist Kurzsichtigkeit oder Böswilligkeit, die, gezwungen, Garibaldi's edle Erscheinung anzuerkennen, bei Beurtheilung des italienischen Volkes sagt: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es gibt aber nie nur Eine Schwalbe; die Schwalben kommen immer in Schaaren. An Garibaldi kann man die vorzugsweisen schönen, ich möchte sagen, die ästhetisch-schönen Eigenschaften der jetzigen Bewegung nur am Besten beobachten, weil sie alle in ihm vereinigt und in einem großen Maßstab gezeichnet sind, wie man an Farini u. A. die sogenannten praktischen, politischen Eigenschaften studiren kann, die durch ihren Nutzen ihren Werth erhalten.

Ich habe Garibaldi schon in Turin gesprochen, und ich glaube ihn nach dem ersten Gespräche so gut gekannt zu haben, wie nach dem längeren Umgange in Bologna. Schon seine äußere Erscheinung reicht hin, ihn zu kennzeichnen und für immer ein Charakterbild in die Seele zu prägen; und man glaubt dem ersten Eindrucke, weil aus Blick, Ton der Stimme, Haltung und Geberde nur Wahrheit spricht; da ist nichts Gemachtes, nichts Arrangirtes; an dem Manne, der seit zehn Jahren auf der Weltbühne steht, nichts, was an eine Rolle erinnert. Er gibt sich mit vollkommenster Unbefangenheit, und überzeugt von seinem Rechte, möchte er es vor der ganzen Welt proklamiren und die Mittel, die er zu dessen Verwirklichung nothwendig hält, Jedem bekannt machen. Er würde mit dem Kaiser von Oesterreich und

dem Papst mit derselben Offenherzigkeit von den Zwecken seines Lebens sprechen, wie mit dem Republikaner. Er kann es, denn er denkt nicht an sich, wie er sein vergißt, wenn er, immer der Erste, dem Feinde entgegenreitet; er denkt nur an Italien, nicht an seinen Ruhm, nicht an Reichthümer und Stellen. Seine ganze Persönlichkeit ist in der Liebe zu Italien aufgegangen; seines Landes Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt sind ihm Alles. Er, der Jedermann wie eine fertige, in sich abgeschlossene Gestalt erscheinen muß, von der man nicht ein Atom entfernen kann, ohne die allgemeine Harmonie der Erscheinung zu stören, mag sich selbst am Wenigsten als eine Persönlichkeit vorkommen, da er aller persönlichen Zwecke so sehr entäußert ist. Italien sei heute frei, und er wird auf seiner Insel verschwinden, wie eine Fahne, die ihre Dienste gethan. Seit langer Zeit hat die Welt keinen Helden hervorgebracht, der mit seiner Idee so Eins gewesen, wie Garibaldi. Das weiß man, darum ist er so geliebt, wie die Idee selbst, die der Nation wieder Seele und Leben geben soll, darum ist er mehr geliebt, als alle Anderen, die dem Lande Erfolge und Fortschritte erringen. Ihnen ist man dankbar für den momentanen Sieg, der dem Feinde einen Vortheil, ein Stück der Heimat entreißt; in Garibaldi sieht man den ganzen Sieg, das ganze Glück, das die Zukunft bringen soll dem ganzen Lande. Seine Popularität ist beispiellos; die Liebe seiner Umgebung zu ihm leidenschaftlich, eifersüchtig. Man weiß aus Geschichte und Mythe, daß die erhabensten Helden, Lehrer und Erlöser ihre Judasse gefunden; doch scheint es unmöglich, daß in der Nähe Garibaldi's ein Verräther aufwachsen könne. Was in seine Atmosphäre kommt — und diese erstreckt sich über das Heer und tief ins Volk hinein — wird Garibaldisch oder ist es schon, denn, wie gesagt, die schönen menschlichen und patriotischen Tugenden sind über das Land ausgestreut und haben sich seit 1848 zu einer reichen Blüthe entfaltet. Ich könnte Viele nennen, die ihm in nichts nachstehen, wo es sich um Vaterlandsliebe, um Muth, Hingebung, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des ganzen

Wesens handelt; aber sie gehören nicht so der Oeffentlichkeit wie Garibaldi. Solche Menschen, solche Charaktere sind Symptome der Auferstehung, aus ihrem Dasein lassen sich mit größerem Rechte Schlußfolgerungen ziehen als aus der Süßigkeit Bellinischer Musik, wie es Herr Riehl in München thut. Dieser, nachdem er willkürlich Bellini zum Kompositeur der Auferstehung Italiens macht, schließt daraus, daß diese Auferstehung keine Auferstehung sein könne. O Herr Riehl! Wenn einst ein künftiger Kulturhistoriker Riehl den Kompositeur Riehl zum Tambour-Major unserer deutschen Auferstehung macht, welche Schlüsse wird er daraus ziehen? Daß der Auferstandene sich nun wieder begraben lasse! So wird Beschränktheit unwillkürliche Perfidie. Warum soll ein Musiker, und gerade ein etwas süßlicher Musiker, der Vertreter einer Volksauferstehung sein? seit wann hat man vorzugsweise Musikern diese Vertretung zugedacht und nicht z. B. konkreteren Dichtern? Und warum denkt Herr Riehl nicht an den gewaltigen Dichter Giusti, der aus dem innersten Herzen der Nation heraus gesungen, und zwar mit gewaltiger Kraft wie wenige nationale Dichter! Herr Riehl ist zu entschuldigen; er weiß wohl nichts von Giusti und versteht einen Garibaldi nicht, der gegen ein Mittelalter zu Felde zieht, das Herr Riehl, der Kulturhistoriker, so sehr liebt und so gerne wieder herstellen möchte.

Ist es nicht erstaunlich, wie Menschen, die vielleicht nicht fähig sind, einem Individuum ungerechterweise das geringste Böse nachzusagen, mit größtem Leichtsinn eine ganze Nation verleumden, oder herabsetzen, oder auf unberechtigte und willkürliche Symptome hin zur Befestigung alter Vorurtheile beitragen? Und ist es nicht erstaunlich, daß Das bei uns universellen Deutschen so oft vorkommt?

Doch wir haben es nicht mit Kulturhistorikern zu thun, sondern mit der lebendigen Geschichte selbst, die Wahres spricht und Anderes lehrt, als jenes Absprechen, das germanisch sein soll und so ungermanisch ist, eben weil es den weltbegreifenden germanischen Geist verleugnet und höhnisch-dumm vor dem Schönsten

der Fremde stehen bleibt. Es ist begreiflich, daß man sich in gewissen Gegenden Deutschlands erinnerte, Oesterreich sei deutsch, deutsche Ehre sei in Italien verpfändet, und was Dergleichen mehr sei, ist es aber darum unausweichlich nothwendig, den Feind zu verleumden, seine augenscheinlichsten Tugenden, seine besten Thaten, seine besten Menschen anzuschwärzen? Selbst die Klugheit verwirft solches Verhalten. Die beste Politik ist die des Dichters, der den Feind seines Helden hebt und seine Tugenden anerkennt, um seinen Helden desto größer erscheinen zu lassen. Homer stellt seinem Achilles einen Hektor entgegen, und Milton macht selbst den Satan zu einem schönen und gewaltigen Helden.

Zu den größten Freunden Garibaldi's gehört Viktor Emanuel; der tapfere König bewundert den tapferen Patrioten, und da dieser sich der national-politischen Idee Manins angeschlossen, hat der König das größte Vertrauen in den Republikaner, wohl wissend, daß es ihm dieser ankündigen würde, so bald er für die Republik in Italien auftreten wollte. Aber der König Viktor Emanuel ist nicht die Monarchie und nicht die monarchische Diplomatie Europa's. Die Monarchie saß im Turiner Ministerium in Gestalt der beiden Generale Lamarmora und Dabormida und war in Mittelitalien durch den Oberkommandanten General Fanti vertreten. Der Monarchie graute es vor der Bundesgenossin, der Demokratie, nachdem sie ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; der bureaukratischen Monarchie vor dem Geiste freiwilliger Soldaten, die für eine bewußte Sache bewußt kämpfen wollten. Die regelrechten, aus Militärschulen hervorgegangenen und auf dem Exerzierplatz erzogenen Generale fühlen sich nicht wohl neben einem General wie Garibaldi, der den Volksgeist anerkannte, auch den freiwilligen Muth seiner Soldaten und die begeisternde Idee gelten ließ und vielleicht höher stellte als irgend eine taktische Bewegung. Piemontesischerseits hatte man bereits das Schwert bis über den Griff in die Scheide gestoßen und die Ordnung der italienischen Angelegenheiten ganz der Feder und der Diplomatie überlassen; man zitterte vor dem Gedanken, daß in

Mittelitalien ein Inzidenzfall geschaffen würde, der neue Verwicklungen herbeiführen und die Verhandlungen, die so schön im Gange waren, stören könnte. Und man hatte Recht, zu zittern. Der ganze Kirchenstaat war in fieberischer Aufregung; Ancona bereitete sich auf seinen Fall wie auf ein Fest vor: von allen Seiten rief und erwartete man die Befreier. Hätte man sich an den Gränzen von Rimini zu schlagen angefangen, die italienischen Freiheitstruppen hätten nicht müßig zusehen dürfen. Der ganze Kirchenstaat wäre in drei Tagen befreit gewesen. Dieß konnte die Turiner Politik kompromittiren und die Diplomatie verstimmen. Man mußte Garantie haben und geben, und da man Letzteres mit den eigenen politischen und persönlichen Wünschen vereinigen konnte, war der Fall Garibaldi's beschlossen. In dem Augenblicke, da er wie ein Feuer erobernd über die Halbinsel ziehen konnte — konnte, nicht wollte, da er sich dem König verpflichtet hatte — wurde er nach Turin berufen und gab oder vielmehr bekam seine Entlassung. Er wich den Bitten und Vorstellungen, die allerdings mit der Politik übereinstimmten, auf die er einmal eingegangen war, und kümmerte sich wenig um die persönlichen Kleinlichkeiten, welche die Herbeiführung dieser Katastrophe erleichterten und förderten. Es that ihm auch weh, seine Armee zu verlassen; den Posten, auf dem er unthätig hätte stehen müssen, gab er gerne auf.

Die Entlassung oder der Rücktritt Garibaldi's — denn es war Beides — bildet einen der schwierigsten Momente in der Epoche Italiens. Das Land wollte sich rüsten, und trotz allem Vertrauen in das organisatorische Talent des gebildeten und erfahrenen Fanti, der nun Mittelitalien allein bewaffnen sollte, kam man sich ohne Garibaldi entwaffnet vor. Dazu kam, daß eben die Regentschaft des Prinzen Carignan, die provisorische Einigung, durch Frankreichs Widerspruch gegen dieselbe vereitelt wurde. Man sah sich fremden Einflüssen preisgegeben, der Diplomatie, von der man nichts hoffte, überantwortet, und der Mann, den das ganze Volk als einen Damm selbst gegen voll-

endete ungünstige Thatsachen wie gegen laufende Gefahren betrachtete, war beseitigt. Es war die große Probe zu bestehen, ob Italien wirklich so politischen Sinn habe, wie es nun seit Monaten gezeigt, ob es sich selbst bei so tief gehender Erschütterung des Vertrauens in Menschen und Verhältnisse, nicht auch im Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Zukunft werde erschüttern lassen; ob es den einmal eingeschlagenen Weg weiter gehen oder unkonsequent auf einen andern überspringen werde? Es hat die Probe auf großartige Weise bestanden; aber daß es sie bestanden, ist mehr den Garibaldisten als allen andern Parteien zu danken.

Anfangs war die Nachricht nur der Regierung und einigen Eingeweihten bekannt; Niemand wagte, sie dem Publikum ruchbar zu machen, und es war in der That Gefahr dabei, die Thatsache anzukündigen. Es hätte sie Niemand geglaubt, der Bote wäre für einen Lügner gehalten worden, für einen Aufwiegler, der nur Zwietracht säen will. Selbst der Monitore ließ mehrere Tage verstreichen, ohne das wichtige Ereigniß mit einem Worte zu erwähnen. Die intimsten Freunde Garibaldi's, die bereit gewesen wären, die Welt dieses Ereignisses wegen aufzuwühlen, schwiegen und verhielten sich in aller Stille, aus Furcht vor dem Unberechenbaren, das auf diese Nachricht bei diesem Volke folgen konnte. Endlich ging ein Gerücht durch die Stadt; es wirkte nicht, weil man es belächelte, es verbreitete aber doch einige Besorgniß, und die Stimmung wurde unheimlich. Die ganze Nacht hindurch schlichen stumme Gruppen um den dunklen Palast Garibaldi's und sahen fragend die stummen Mauern, das geschlossene Thor, die schwarzen Fenster an. Die Schildwache selbst hatte sich in den inneren Thorweg hinter das geschlossene Thor zurückgezogen. Ein Wort in diese Gruppen geworfen, und der Aufstand loderte lichterloh, und die ganze Geschichte Italiens nahm eine andere Wendung — vielleicht eine glücklichere, jedenfalls eine selbständigere und großartigere. Aber die Freunde Garibaldi's hatten indessen Zeit gewonnen zur Berathung und zur Verhinderung von Feindseligkeiten gegen die Regierung: man hatte sich

erholt, man hatte sich damit getröstet, daß der Rücktritt des Generals nur eine diplomatische, momentane Konzession sei, daß er immer wieder auftreten müsse, wenn die Bewegung vorwärts gehe, man unterdrückte alle persönlichen Gefühle, die wohlwollenden für Garibaldi, die feindlichen gegen Fanti, die verstimmten gegen Farini: man beschloß Ruhe, und die ganze ungeheure Gährung, die endlich, da kein Zweifel mehr war, im Volke entstand, konnte auf eine Demonstration vor dem Palazzo del Governatore beschränkt werden. Dieß dankt Italien den Garibaldisten.

Wir wollen nicht untersuchen, ob es für Italien besser gewesen wäre, wenn es in diesem kochenden Momente die Waffen ergriffen und gegen innere und äußere Feinde, wie gegen seinen Alliirten, einen gewaltigen Unabhängigkeitskrieg begonnen hätte; wir wollen nur feststellen, daß auch in solchen Momenten selbst ein Volk wie das von Bologna sich zu fassen und zur Ausdauer zu entschließen verstanden und daß sich Italien in den Tagen, die dem 17. November folgten, ein Zeugniß der Furchtbarkeit ausgestellt, den Feinden seiner Zukunft eine Warnung gegeben.

Die Geschichte war nun in Bologna auf den alten, von Papst- und Kaiserbildern angefüllten Palast del Governatore beschränkt; sie saß diskutirend im Kabinette Farini's oder finanzielle Zahlen schreibend in der Kanzlei des Marchese Pepoli, des Vetters Louis Napoleons; sie stieg nicht groß und würdig die breiten Treppen Bramanti's hinauf, und es war Zeit, Bologna zu verlassen und die Reise nach Rimini, der letzten Gränze der Revolution, die nicht mehr ausgedehnt werden sollte, aufzugeben.

Ich ging über die Apenninen, ich fuhr eine Nacht durch; am nächsten Tage erwachte ich in einer anderen Welt. Ist zwischen Bologna und Florenz noch immer ein Unterschied wie zwischen Gallien und Etrurien?

Vom rauhen Apennin hinab ins Thal des Arno fährt man durch eine unendliche Zahl der herrlichsten Landhäuser, in die sich die Glücklichen der Erde zurückziehen; Alles ringsum lacht und blüht. Das Arnothal mit Florenz im Schooße ist un-

beschreiblich und dem trunkenen Auge unerschöpflich. Man fährt durch das Thor San Gallo, das mit Fresken von Ghirlandajo geschmückt ist, dann an Palästen vorbei, vorbei am Battisterio mit den Thoren Ghiberti's und Bologna's, am Dome Arnolfo's und Brunnelleschi's, am Campanile Giotto's, an Or San Michele mit Orgagna und Donatello und hält auf der Piazza del Granduca, jetzt Piazza del popolo, vor dem märchenhaften Palazzo Vecchio, vor dem Ideal der Baukunst, der Loggia Orgagna's, vor den Antiken, vor den Werken Michel Angelo's, Cellini's, Donatello's, Bologna's, wohin man blickt, vor den Uffizien Vasari's mit ihren unsagbaren Reichthümern: auf diesem wunderbarsten aller Plätze ein Volk voll Milde und Güte, das herbeieilt, um gefällig zu sein, um sich hülfreich zu zeigen, das den Fremden in einer melodischen, edlen Sprache anredet, die ihn an die edelsten Dichter alter Zeiten erinnert. Wo ist die Revolution? wo ist die Aufregung? wo sind all die Symptome einer politisch unsicheren Zeit, einer Uebergangsepoche, die fast überall beunruhigt, erhitzt, Besorgniß erregt? Man sieht sich näher um, man bleibt nicht in den Straßen, man dringt in Häuser und Familien, man spricht mit Volk und Politikern — von all Dem keine Spur; der erste Eindruck war der wahre, man befindet sich bei einem milden Volke von Künstlern, in einem ruhevollen, friedfertigen Lande.

Ihr Revolutionstag im sonnigen April ist wie ein Fest abgelaufen, und die festliche Stimmung ist in den Gemüthern geblieben. Jedermann erzählt mit Genugthuung von dem Tage, wie da Alles so schön gewesen und wie die Sache so heiter abgemacht worden. Das Volk versammelte sich und wollte eine nationale Politik vom Großherzog; der Großherzog ging auf den Willen des Volkes nicht ein und wollte Florenz bombardiren lassen. Aber findet sich ein Toskaner, der auf Florenz eine Kugel abfeuern könnte? Er fand sich nicht, und die lothringische Familie, die Das nur durch die Thatsache begreifen konnte, reiste ab. Sie fuhr durch ein ungeheures Volksgedränge, das vor dem ent-

thronten Fürsten, dessen Gattin weinte, den Hut abnahm; als die Fliehenden so weit waren, daß sie nicht mehr hören konnten, flogen die abgenommenen Hüte und Mützen in die Luft und erhob sich der Ruf: Es lebe Italien! So rücksichtsvoll war das Volk dem fliehenden Feinde gegenüber. Einige hiesige Offiziere begleiteten den Flüchtling bis an die Gränze. Dort verlangte er, seinen Begleitern die Hände zu drücken, und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Begleitung, aber ich muß mein Bedauern aussprechen, daß es in Toskana nie eine treue Armee geben werde." Ein Oberst antwortete: „Kaiserliche Hoheit, Toskana wird eine treue Armee haben, so bald es einen italienischen Fürsten haben wird." — Der Großherzog zuckte die Achsel und fuhr weiter, die Offiziere ritten nach Florenz zurück, das sich indessen mit dreifarbigen Fahnen geschmückt hatte. Das war die ganze Revolution, und von jenem Tage an war die Ordnung nicht einen Augenblick gestört, die Stimmung nicht einen Moment getrübt. Anfangs saß eine provisorische, dann eine definitive Regierung; darauf kam es nicht an; das Volk braucht kaum eine Regierung, höchstens eine Administration, die die Steuer erhebe und sie verwende.

Der Fremde, besonders wenn er von den kochenden Legationen kommt, kann sich Anfangs von seinem Erstaunen nicht erholen; ja, er ist empört über diese Ruhe, über diese festliche Glückseligkeit mitten in einer so bewegten Zeit, in der sich's um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, in der alle Leidenschaften, selbst Haß, Mißtrauen, Argwohn nicht nur berechtigt, sondern selbst als Pflicht erscheinen. Er sucht das alte Florenz, das er aus der Geschichte kennt, mit seinen gewaltigen Kämpfen, mit seinen Parteien, mit seinen Dolchen und Schwertern und Proskriptionen, mit seinen Macchiavelli und Guicciardini, das Florenz, das an den Straßenecken an die Pazzi, Albizzi, an Dante erinnert — er findet es nicht: er findet im Gegentheil — nach längerer Bekanntschaft und dann nicht mehr empört — eine Stadt, von der er glaubt, daß sie ohne alle Politik, ohne jede

Regierung und ohne alle Revolutionen bestehen könnte, denn sie ist vom sanftesten, wohlwollendsten, gebildetsten Volke bewohnt. Sieht er sich näher um, überzeugt er sich, daß er in der That in demselben alten Toskana lebt, das er Anfangs vergebens suchte, in demselben Toskana, nur anders geworden; in einem Toskana, das nur die Folge des alten ist.

In Parma, der ersten italienischen Stadt, die dem Fremden mit auf ihrem Boden gewachsenen herrlichen Kunstwerken, mit großartigen Architekturen und schönsten Bildern — den schönsten Correggios — entgegentritt, fällt es dem Beschauer nicht ein, Jetzt und Einst in irgend welche geistige Verbindung zu bringen, eben so wenig in Bologna, das mit einer unerhörten Anzahl von Kunstwerken geschmückt ist, obwohl die meisten Produkte der Bologneser Schule eine Düsterheit zur Schau tragen, die sehr wohl an Geist und Stimmung der heutigen Bewohner erinnert. In Parma und Bologna sieht man immer den Abgrund, der zwischen jenen Kulturzeiten und dem heutigen Tage klafft; in Florenz im Gegentheil überall die Kontinuirlichkeit des zivilisatorischen Wesens. Darf man über Bildung und Milde eines Volkes erstaunen, bei dem die Zivilisation nie ausgestorben, bei dem sie vor historischen Zeiten beginnt und in den traurigsten Epochen der modernen Geschichte so zu sagen unterirdisch, ungesehen, unmerklich fortwirkt? Zivilisationsadel ist kein leerer Wahn. Auf diesem Boden blühte eine mysteriöse Bildung in Zeiten, die uns noch heute ein Geheimniß sind; sie breitete sich über Rom aus, das sie eroberte, und kehrte durch griechische Anmuth und römische Kraft bereichert von da zurück. Unenträthselte Monumente sagen doch so viel, daß sie hier fortlebte, während Barbarei des Verfalls, des neuen Germanenthums und des neuen Christenthums den Rest der Welt bedeckte; und während die aszetische Kirche noch über den Erdkreis ihre dunklen Schatten warf, im tiefsten Mittelalter, zeugen auf toskanischem Boden die Werke Cimabues, Giottos, der Pisani, Gaddi, Orgagna, Dante von einer lichtvollen Bildung, die mitten in der Nacht den ein-

zigen Flecken der Erde, Toskana, mit beinahe hellenisch-klarem Lichte beleuchtet. Und nun durch drei überall sonst barbarische Jahrhunderte hindurch, über Brunnelleschi hinweg, über Fra Angelico von Fiesole, dem seraphischen Verklärer düsteren Christenthums, bis in die allgemeine Entfaltung aller schönsten menschlichen Schöpferkraft, die in der Weltgeschichte ohne Gleichen ist. Aber es frommt nicht, die Geschichte Toskanas zu erklären. Die Kenntniß seiner vielfachen Thaten und Kämpfe kann das Bild nur verwirren und trüben; man muß die Werke sehen, die aus dieser Geschichte hervorgewachsen, die Monumente von Florenz, Pisa u. A., um sich zu überzeugen, daß hier Licht war, helles Licht wie in diesen Tempeln, während der Rest der Welt in Byzantinismus und Gothik, das ist in Aszetik und Dämmerung, stak. Die fremde Eroberung, das Papstthum, die Monarchie haben die männliche Schöpferkraft gebrochen; aber die Geschichte und ihre Produkte waren nicht verloren. Mit weiblichem Sinne ließ der Toskaner die Werke seinet männlichen Zeit auf sich wirken; in Mitte der herrlichsten Kunstwerke lebend, die aus seinem eigenen Genius hervorgegangen, verstand er sie und ließ er sich von ihnen erziehen, wie von den anderen Traditionen seiner Kultur. Unbewußt, stille stand er mit allen Wurzeln in einer uralten Bildung, und jetzt, da er wieder am Tageslicht erscheint, staunen wir, ein mildes, höchst zivilisirtes Volk vor uns zu haben, dem Fürsten und Priester die Bücher genommen, das aber in seinen Straßen und in den Erinnerungen alter Zeiten las.

Wie viele Länder und Städte ein vielerfahrener Ulysses gesehen, wie vielfache Sitten er erforscht haben möge, er hat nichts gesehen und erforscht, was sich mit diesem Lande, mit Sitte und Charakter dieses Volkes vergleichen ließe. Ein Statistiker wird berechnen, wie viele Toskaner nicht schreiben und lesen können, und daraus den Schluß ziehen, daß Toskana ein ungebildetes Land sei; aber diese hergebrachten Kriterien der Bildung hören hier auf, und der Statistiker wird ungerecht sein. Das Volk kann nicht lesen, aber es hat edlere Formen, es ist besser, milder,

künstlerischer, anmuthiger als irgend eine aus Schulen hervorgegangene Nation. Der Tourist, der die Gesellschaft von Florenz kennen lernt, wird sagen, daß die Florentiner Müßiggänger sind, und er hat Recht, da er eben von dieser eleganten Gesellschaft spricht, die zu den verächtlichsten aller Städte gehört. Jene verderbte Welt, die wir aus Parinis Satiren kennen und die die Monarchie erzogen, ist nicht ganz aus der neuen Zeit verschwunden. Florenz ist in vieler Beziehung ein großartiges Baden-Baden; das elegante Gesindel aller zivilisirten und unzivilisirten Länder, die Müßiggänger und Abenteurer Englands, Frankreichs, Deutschlands, Rußlands, Polens, der Walachei rc. versammeln sich hier und vermischen sich in Florenz mit den Sprößlingen des alten Cicisbeats. Es gibt nirgends leerere Stutzer und frivolere Weltdamen als am Arno. Aber diese sind nur ein Rest der Welt, welche die Zustände unter den letzten Medicis und den Lothringern geschaffen: Produkte historischen und systematischen Verderbnisses, Folgen einer monarchischen Politik, die nichts so sehr fürchtete, als das Heranwachsen bürgerlicher Tugenden, und nichts so sehr begünstigte, wie Verflachung, persönliche Eitelkeit, äußerlichste Genüsse, Frivolität, lakaienhafte Gemeinheit. Daß trotz dieser Zustände das Land sich so erheben konnte, wie es gethan, daß selbst aus dieser Gesellschaft heraus mit einem Male sich große Beispiele schönster Bürgertugend geltend machten, das ist es gerade, was Toskana als ein zukunftfähiges Land erscheinen läßt. Wie viele dieser leeren Stutzer verwandelten sich, als die Zeit kam, schon im Jahre 1848, plötzlich in begeisterte Jünglinge, die sich mit Heldenmuth ihrem Capua entrissen und den Beschwerden des Krieges und den Gefahren des Todes entgegeneilten. Bei Curtatone und in letzter Zeit bei Magenta und Solferino standen junge Männer, die hunderttausend Lire jährlich zu verzehren haben, als gemeine Soldaten in Reihe und Glied; daß viele Andere in der neuen toskanischen Armee nicht dazu kamen, für das Vaterland Blut und Leben zu lassen, war die Schuld von Villafranca, nicht ihre. Andere, die vordem ihre Tage in den

Boudoirs russischer Damen verzärtelten, sitzen seitdem in den Bureaus der neuen Regierung. Jene eitlen, leeren Weltdamen wurden zum Theil und schon seit 1848 zu römischen Matronen, die ihren ersten Sohn, dann den zweiten, dann den dritten ins Feld schickten, nachdem sie sich durch zehn Jahre aller Vergnügungen beraubten, um durch ihre Zurückgezogenheit mit in den Widerspruch gegen die bestehenden Verhältnisse einzustimmen. Die Patrizier, deren sich viele, wie die Aristokraten aller andern Länder, im Laufe zweier Jahrhunderte in Höflinge und Kammerherren verwandeln ließen, erinnerten sich, im Gegensatze zu der anderen Aristokratie Europa's, bei der Erhebung ihres Vaterlandes zu einem menschenwürdigeren Dasein, ihrer Namen, die auf jedem Blatte der toskanischen Geschichte genannt sind, und wurden gute Bürger. Ob Aristokraten jemals wirkliche Freunde der Freiheit werden können, ist freilich auch hier die Frage, trotz dem Muthe, der Opferwilligkeit und Selbstverleugnung, welche die toskanischen gezeigt haben. Aber zur Zeit ist die aristokratische Idee in Italien eben so wie die kirchliche, ja selbst die politische, vor der nationalen in den Hintergrund getreten. Uebrigens ist der florentinische Aristokrat, so weit ihn die Monarchie nicht verdorben, in Toskana, besonders in Florenz ein anderer; er ist mit der Geschichte des Volkes viel inniger und demokratischer verwachsen als sonst wo, und jedenfalls ist ihm eine vorbereitende Freiheitsbestimmung zugedacht, wie die Bestimmung der Männer dritten Standes vor und nach der Julirevolution gewesen.

Aber es gibt nicht bloß edle aus dem Charakter und der Geschichte stammende Instinkte; Toskana besitzt auch eine solide, tiefgehende, bewußte moderne Bildung. Was wir in Modena erfahren, wird uns hier durch bei Weitem zahlreichere Beispiele bestätigt. Gelehrsamkeit, Bildung, edler Geschmack treten nicht, wie im vorigen und siebenzehnten Jahrhundert, als vereinzelte Erscheinungen auf; sie gehören bereits ganzen Klassen und Ständen. Die Zahl Derjenigen, die sich durch historische, naturwissenschaftliche, literarische und künstlerische Bildung auszeichnen, ist er-

staunlich groß und verwischt mehr als in anderen zivilisirten Ländern Gränzen und Unterschied der Stände. Nirgends wie hier ist Wissen ein Adelstitel, der alle Thore öffnet und alle Wege ebnet. Die Besetzung der Stellen seit der Aprilrevolution hat Das genugsam bewiesen. Der Salon des alten Vieusseux, des Freundes aller bedeutenden Menschen, die Italien seit vierzig Jahren hervorgebracht, ist einer der merkwürdigsten Vereinigungspunkte für Wissen und Talent, wie ihn nicht Berlin, nicht Rom aufzuweisen hat. Dorthin muß der Fremde gehen, um sich zu überzeugen, daß noch mehr als drei Hochschulen und daß mehr Akademien in Toskana mit würdigen Mitgliedern besetzt werden können. Die alte Stube, in der Colletta, die Pepe, Giordano, Giusti, Capponi und so viele Andere der ausgezeichnetsten Menschen dieses Jahrhunderts heimisch waren, sieht noch heute an jedem Sonnabend eine Gesellschaft, die nur die erweiterte und entfaltete Fortsetzung jener Zeit repräsentirt. Neben Michele Amari, Vanucci, Giudicci, Lambruschini und anderen Berühmtheiten erholen sich hier in dieser durchgeistigten Atmosphäre der Minister Ridolfi, der in seiner viermonatlichen Thätigkeit für den Unterricht mehr gethan, als die Lothringer in vier Menschenaltern, Ricasoli, Buoncompagni und andere öffentliche Charaktere, denen man es ansieht, daß sie sich für ihre Laufbahn nicht allein in Bureaus ausgebildet haben, und versammelt sich eine strebsame Jugend, die sich solcher Vergangenheit und Gegenwart als vielversprechende Zukunft anschließt. Von der in Toskana herrschenden Bildung und Gelehrsamkeit würde schon eine Aufzählung aller der wissenschaftlichen Organe, die selbst unter dem Drucke gegen den Willen der Regierung gegründet wurden, einen großen Begriff geben, geschweige die plötzliche Entfaltung, die sich in der Freiheit überall ausbreitet. Aber solche Aufzählungen liegen außer dem Bereiche eines summarischen Berichtes; es muß die Versicherung genügen, daß man auf wenigen Punkten der Welt, auf so kleinem Raum, so viel Talent, Streben, Wissen und Patriotismus vereinigt findet, wie in Florenz, überhaupt in Tos-

kana. Die alten Zustände, die Abtrennung von Europa, dann die Bescheidenheit und der Patriotismus dieser Männer, der sie bewog, sich im Innern zu konzentriren, daheim zu wirken und ihren Ruf nach Außen zu vernachlässigen, sind allein Schuld daran, daß sich Toskana in dieser Beziehung nicht eines größeren Ruhmes erfreut und daß der Fremde bei dem Schauspiele, das sich ihm hier bietet, fast beleidigend staunen muß.

Um aber vom Einzelnen wieder auf das Volk im Ganzen und zum Theil auf die gestürzte Regierung zurückzukommen, so ist die Antwort bezeichnend, die der Fremde auf die Frage erhält, warum man denn die Lothringer, die doch ziemlich milde regierten, weggejagt habe? Die Antwort verwandelt sich in die Frage: Und das Mittel, ein solches Volk hart zu regieren? In der That gibt es auf diese Gegenfrage keine Erwiderung. Die Weichheit und Nachgiebigkeit dieses Volkes macht jede energische Unterdrückung unmöglich und würde jede härteste Tyrannei unscheinbar machen. Es gibt nach, es erträgt, und es schreit nicht. Nur eine grausame, blutige Regierung, die an Grausamkeit und Blut eine zwecklose Freude hätte, könnte sich in Toskana bemerklich machen; jeder andere Druck geht geräuschlos vorüber, wie ein Druck auf ein weiches Kissen. Minister Landucci wußte Das sehr wohl, und in der Verzweiflung, die Aufmerksamkeit der europäischen Reaktion nicht erwecken zu können, und in der Absicht, die heimische Reaktion nach 1849 auf lärmende Weise einzuleiten, einen Terrorismus als nothwendig erscheinen zu lassen, ließ er in Sta. Croce auf unschuldiges, betendes Volk von Weibern und Kindern schießen. Die Unterdrückung des Statutes über das Konkordat mit Rom, welches das alte freie, toskanische Kirchenrecht vernichtete, nur um den Papst für Oesterreich zu gewinnen, und andere solche Willkürlichkeiten ließ sich das Volk ruhig gefallen, ohne sie jedoch zu vergessen. Es hätte sich noch mehr gefallen lassen, wenn nicht die Nationalität im Spiele gewesen wäre. Durch ihre österreichische Politik und durch hundert Einzelnheiten haben die Lothringer fortwährend daran erinnert, daß

sie Fremde waren und daß Italien nichts von ihnen zu hoffen habe. Unglücklicherweise für sie thaten sie Das noch im letzten entscheidenden Momente, indem sie Florenz wollten bombardiren lassen, eine Absicht, deren Barbarei selbst der Fremde nicht begreift, und die den Florentinern ungeheuer erscheinen mußte. Ein Mensch, in dessen Blute nur ein italienischer Tropfen fließt, dessen Geist nur eines kleinsten zivilisatorischen Momentes fähig ist, konnte dieser reizendsten und von Werken der Schönheit bevölkerten Stadt gegenüber unmöglich einen Augenblick lang einen solchen Gedanken haben, und er war bei den Lothringern seit lange vorbereitet. Sie waren also diesem Volke als Feinde des Vaterlandes und als Barbaren doppelt fremd. [1]

Aber wenn die Lothringer dem Volke fremd waren, so folgt daraus noch nicht, daß die neue Regierung dem Geiste Toskana's ganz und gar homogen und seiner würdig sei. Sie ist es nicht. Das Volk ist mehr werth als die jetzige Regierung, und wenn aus dieser Ungleichheit des Werthes bisher kein Antagonismus hervor-

[1] Das Faktum, daß Großherzog und Sohn Florenz wollten bombardiren lassen, das so vielfach bestritten wurde, steht heute außer allem Zweifel. Die Schülerinnen im Mädcheninstitut der Großherzogin wurden auf das Bombardement vorbereitet. Man sagte ihnen, sie sollten nicht erschrecken, wenn sie vom Fort des Belvedere her Kanonendonner hören. Sie seien sicher, auf ihr Haus werde nicht geschossen werden. Uebrigens schieße man nur, um einen Sieg der Oesterreicher über die Franzosen zu feiern. — Aber offenbar erfunden ist folgende Anekdote. Ein toskanischer Hofmann des Großherzogs, der davon gehört hatte, daß Florenz beschossen werden sollte, kam zu diesem, um von der That abzurathen. „K. Hoheit," sagte er, „es wird sich kein Toskaner finden, der auf die Stadt Dante's feuere." — „Al Diavolo Dante!" rief der Großherzog. — „Al Diavolo Dante?" brummte der Toskaner — „al Diavolo il Granduca," fügte er hinzu, indem er aus der Thüre ging, um nie wieder zu seinem Herrn zurückzukehren. — Diese Anekdote ist, wie gesagt, offenbar erfunden, aber sie beweist, für wie fremd man den Großherzog gehalten, denn kein Toskaner wäre fähig, selbst auf der Tortur nicht, „al Diavolo Dante" zu sagen. Man kann auf Gott, die Madonna und alle Heiligen schimpfen; ein grobes Wort gegen Dante ist eine pure Unmöglichkeit. — Es gibt noch viele andere Anekdoten solchen Charakters.

gegangen, so ist Das das Verdienst des Volkes, welches durch Widerspruch die Schwierigkeiten einer umgestaltenden Uebergangszeit nicht erhöhen will. Das Volk von Toskana hat durch neun Monate und zwar in den schwierigsten, aufgeregtesten Zeiten gezeigt, daß es eigentlich gar keiner Regierung bedarf, daß es ohne Regierung bestehen könnte, wie es ohne Fürsten besteht, mit einem Worte, daß es eigentlich ein vortreffliches, republikanisches Volk sei, das keinen andern Zügel braucht, als den es sich selbst anlegt. Und die Regierung, wie sie heute zusammengesetzt ist, besteht zum großen Theil aus doktrinären Männern. Doktrinär aber sind solche Menschen, die an Freiheit und Selbstbestimmung viel weniger glauben, als viele der ärgsten Absolutisten, die an Dergleichen oft nur nicht glauben *wollen*. Doktrinäre haben Dogmen, gefrorene Dogmen, die ihnen höher stehen, als alle Erfahrungen und als alle schönsten Eigenschaften, die je ein Volk manifestiren kann; nach diesen Dogmen handeln und denken sie in allen Verhältnissen, unter allen Klimaten. Es ist sonderbar: das Philisterthum, das sich seit Ciceros Zeiten niemals in der italienischen Geschichte geltend gemacht, es tritt heute in der Gestalt des Doktrinarismus auf, in der Gestalt jener Fledermaus, die nicht Maus, nicht Vogel ist, nicht geht und nicht fliegt und am Liebsten in der Dämmerung erscheint. Italien dankt Das dem Kontakt mit dem übrigen Europa, aus dessen Schule viele seiner Staatsmänner hervorgegangen; eine eingeborne Frucht ist der Doktrinarismus nicht. Der von Toskana zeichnet sich wie überall aus durch einen eingewurzelten Haß gegen jede freie, spontane, menschliche Regung, die nicht in seine engen Formen paßt, und gegen den Republikanismus und, wie überall, durch Selbstüberschätzung, durch Glauben an seine Unfehlbarkeit und, in Folge dessen, durch einen kalten Fanatismus jedem Widerspruch, jeder anderen Meinung gegenüber, die ihm unerträglich scheint. Wo er transigiren und Zugeständnisse machen *muß*, ist er, ebenfalls wie überall, mehr geneigt sich dem geschriebenen todten Rechte als dem lebendigen, natürlichen zu fügen. Die

Doktrinäre der toskanischen Regierung und ihre Anhänger lassen keine Gelegenheit vorüber gehen, in ihrem Monitore und in anderen offiziellen und offiziösen Blättern dem Republikanismus und dem Jahre 1848, wie man sich auszudrücken pflegt, einen Fußtritt zu geben; auf die Ruhe, die unter ihrem Regime herrscht, und auf die Unruhe des genannten Jahres hinzuweisen, die besten Männer der republikanischen Partei herabzusetzen oder mit einer großmüthigen Anerkennung zu beleidigen, nicht bedenkend, daß im Jahre 1848 eine Revolution mit Parteien im Innern gemacht worden und daß man jetzt einen Krieg mit einem äußeren Feinde führe, zu dessen Bekämpfung sich alle Parteien selbstständig und aufopfernd auf nationalem Boden vereinigten, nicht bedenkend ferner, daß die Kämpfe und Erfolge des Jahres 1859 durch die Kämpfe, Leiden und ununterbrochenen Arbeiten der anderen Parteien, auf die sie heute herabsehen, vorbereitet worden, und daß jene ohne diese unmöglich gewesen oder ganz und gar der fremden Hülfe verdankt worden wären. Nein, sie geberden sich, als ob sie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erfunden hätten, als dankte man den ganzen Stand der Dinge nur ihnen, als hätten sie es auch ohne alle Antecedentien dahin gebracht, wo Italien heute ist. Sobald sie zur Regierung kamen, verlangten sie von Volk und Parteien jene Abdankung, mit der ihre Unfehlbarkeit allein am Ruder bleiben kann, und Volk und Parteien verleugneten sich mit jenem Heldenmuthe, den wir schon erwähnt und der für die ganze italienische Bewegung bezeichnend ist. Anfangs freilich erschrickt man über den Schlaf, in den man das Volk gewiegt, über die Friedfertigkeit, zu der man es mit allen Mitteln gezwungen; man fragt sich, ob, wenn ein neuer Kampf bevorsteht, noch die rechte Thatkräftigkeit da sei, ob der Feind nicht ein verschlafenes Lager finden werde? — aber bei näherer Bekanntschaft beruhigt man sich. Das nationale Gefühl ist nicht eingeschlafen; man bedurfte der Aufregungen und der Regsamkeit nicht, um wach zu bleiben. Man haßt nicht, man ist nicht erhitzt, man ist nicht fanatisch, aber man ist entschlossen.

So ist mir Italien in den Hauptorten jener Theile, denen es vergönnt war, an der Bewegung Theil zu nehmen, so sind mir Stimmung und Charaktere in Mailand, Turin, Parma, Modena, Bologna, Florenz und in manchen weniger bedeutenden Städten und hie und da im offenen Lande entgegengetreten. Ich glaube, daß die Schlüsse, zu denen diese Erscheinungen nicht nur berechtigen, sondern vielmehr zwingen, im Ganzen höchst tröstlich und für die Zukunft vielversprechend ausfallen müssen. Keines der Völker, die sich in modernster Zeit zu einer nationalen Existenz glücklich oder unglücklich aufrafften, Griechenland, Polen, Ungarn, ist so ausgerüstet und so schön in seiner Erscheinung auf dem Kampfplatze erschienen wie Italien. Mögen seine Feinde, aufrichtig überzeugt oder politisch lügenhaft, seine Zukunft anzweifeln, wer es in der Nähe betrachtet, gibt zu, daß es alle Elemente besitze, um eine große Nation zu bilden, um einst, vielleicht bald, als mächtiger Bundesgenosse der Freiheit und Zivilisation Europa's aufzutreten. Oesterreichisch gesinnte Deutsche, die voll Vorurtheil hierher gekommen, wie praktische Engländer, die das Land als kühle Beobachter bereisten, haben mir Das nach kurzem Aufenthalte zugegeben. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Italien nicht noch unterliegen könne; historische und moderne, außerhalb des Volkscharakters liegende Verhältnisse, wie plumpe materielle Uebermacht können das Volk aufs Neue überwältigen und sich erdrückend über dasselbe herwälzen: aber sie können die Zukunft nicht mehr vernichten und die großen Eigenschaften, die sich entfaltet und die die Geschichte wird anerkennen müssen, nicht mehr entwurzeln.

Was uns Deutsche betrifft, so haben wir alle Ursache Italien die besten Erfolge zu wünschen. Ein freies und unabhängiges Italien ist an sich eine Schwächung jener Macht, die sich von jeher der Einigung der nationalen Existenz, der Freiheit Deutschlands widersetzte. Ein kräftiges Italien ist der beste Bundesgenosse Deutschlands, denn die beiden Länder haben einen gemeinschaftlichen Feind, so lange Eroberung oder Einfluß in der

Fremde zu den traditionellen Forderungen europäischer Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, so lange die Folgen eines gemeinschaftlich unternommenen Krieges, die daraus entstandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche auf der geographischen Lage und den Interessen beruhende Verhältniß wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Gränze steht, den natürlichen Bundesgenossen zu suchen und vice versa auch Deutschland. So sind wir bei einem starken Italien noch mehr interessirt als England, das sein Interesse längst erkannt hat, obwohl es bei Erstarkung der Halbinsel die Einbuße eines Theiles seines Einflusses im mittelländischen Meere zu fürchten hat. — Mit der Befreiung Italiens wird ein Prinzip festgestellt, das vor Allem dem zerrissenen Deutschland zu Gute kommen muß, dessen Zustände mit den italienischen so große Analogie haben; und ein Prinzip, das von der Zivilisation, wie sie der deutsche Geist versteht, heilig gesprochen werden muß. Denn mit der Heiligsprechung dieses Prinzips, das allen Völkern seine Individualität sichert, beginnt mit der Sicherung der einzig natürlichen Gränzen, die Anbahnung jenes Friedenszustandes, welcher der Bildung höchstes und schönstes Ziel ist. Es ist Zeit, daß wir jenen seit lange steril gewordenen romantischen, den Geruch der Barbarei tragenden Wahn einer Herrschaft über Italien aufgeben; er ist keines Volkes so wenig würdig, wie des universellen, weltbürgerlichen Deutschen; er hat uns durch Jahrhunderte unser Blut, unsere beste Kraft und endlich unsere Einheit gekostet, indem er das Fürstenthum erstarken machte, während sich das Reich in Italien verblutete. Wir haben mit jenen Traditionen nichts zu thun; sie tragen nur dazu bei, Prinzipe aufrecht zu halten, unter denen Deutschland am Meisten leidet, Deutschland mit Oesterreich zu identifiziren und es in der Fremde für Anderer, ihm selbst nachtheilige Interessen verhaßt zu machen.

Man hat uns ein neues Schreckbild aufgestellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer Einigung der

Völker romanischer Zungen unter französischer Hegemonie drohen soll. Das Wort drückt einen bei Weitem größeren Unsinn aus als Panslavismus und Pangermanismus. Frankreich, die pyrenäische, die apenninische Halbinsel haben nichts mit einander gemein als höchstens die Rivalität im mittelländischen Meere. Die Charaktere der drei Völker gehen noch weiter auseinander als ihre Interessen und ihre historische Entwicklung. Es gibt keine drei Völker in Europa, die drei so verschiedene Geschichtsentwicklungen durchgemacht hätten. Man beruft sich auf die Verwandtschaft der Sprachen. Sie sind allerdings Töchter der lateinischen, aber diese ist von den Eroberern den verschiedensten Stämmen auferlegt und später von anderen eingewanderten, erobernden Stämmen angenommen worden; in den romanischen Ländern sind Verwandtschaft der Sprache und Verwandtschaft der Völker zwei Dinge, die nichts mit einander gemein haben, die einander nicht bedingen, wie in slavischen und germanischen Ländern. Der Panromanismus ist die grundloseste aller Chimären, die in diesem Jahrhunderte ausgeheckt worden, da er weder auf Interessen und Charakteren, noch auf Geschichte und Stammverwandtschaft beruht.

Wir haben von Italien nichts zu fürchten; wir haben vom Siege der italienischen Sache Alles zu hoffen, was in der immer enger werdenden europäischen Familie, was bei der Gemeinschaftlichkeit zivilisatorischer Interessen vom Siege eines zivilisatorischen, d. i. freiheitlichen Prinzips zu hoffen ist. Uns Deutschen, dem universellsten Volke germanischen Stammes, gesellt sich mit einem freien starken Italien, in der Arbeit für Freiheit und Kultur, das universellste Volk romanischer Zunge als geistvoller und von der Natur reich begabter, edler Helfer bei. Und wir sollten es zurückweisen? Wir sollten ihm nicht vielmehr mit Liebe und Anerkennung entgegenkommen? ....

Moritz Hartmann.

Biographische Bilder und Skizzen.

Mazzini.

Er lebt! Er ist todt! So berichten seit Tagen die Zeitungen über Mazzini, und sein Sterben will mythisch, geheimnißvoll werden wie sein ganzes Leben. Vielleicht ist er schon todt, und seine Jünger haben ihn in der Stille begraben und lassen ihn nur noch, wie die Höflinge Solimans und Selims, fälschlich weiter leben, um die Feinde zu schrecken und den Muth der Freunde aufrecht zu erhalten. Ach nein! Auch der moderne Alte vom Berge, der so viele Schicksale gelenkt, wie ein hehrer Rosselenker, auch er muß dem Schicksale endlich erliegen, und dieser Herbst scheint dazu bestimmt, die letzten wirklichen, großen Größen, die noch von alter Saat her auf dem Stoppelfelde Europa hervorragen, einzuheimsen, die höchsten Mohnköpfe abzuschlagen, wie Tarquinius; auf daß die Zeit der Mittelmäßigkeiten, der Philistergrößen, der klugen Leute, der bewunderten Beutelschneider und Taschenspieler, das Jahrhundert der Bismarcke und ihrer Lehrer und Schüler ungehindert seine Pracht entfalte: die Epoche der erhabenen Erscheinungen, die Geibel besingt und deren Herodote Treitschke heißen. — Wer wie Joseph Mazzini in seinem Herzen die Leiden eines ganzen Volkes getragen, allein gegen eine Welt der mächtigsten Feinde gekämpft, allein, ein wunderbarer Freimaurer, die Grundmauern einer ganzen Zukunft angelegt, allein arbeitend in dunklen Tiefen, in denen nichts leuchtete als ein schwacher Hoffnungsstrahl — der hat ein Recht, müde zu sein und sein Haupt hinzulegen in einem

Momente, da die Geschichte mit einer Periode persönlicher Größen abzuschließen gedenkt. In Lugano, so heißt es, liege er mit brechenden Augen, an der Gränze seines Vaterlandes, seines Kanaan, wie Moses! — O Viktor Emanuel, du sitzest daheim in deinem Palazzo Pitti, in Gesellschaft all der Kleinen von den Deinen, den Rattazzi's und Konsorten, und bist ein Knecht jenes parodirten Mazzini in den Tuilerien und nennst dich König von Italien — und jener alte Mann muß an der Thür Italiens sterben, weil du noch vor dem Greise zitterst, und deine Spione umschleichen sein Sterbehaus, um dir nicht eine Minute zu spät die Nachricht zu telegraphiren: Er ist nicht mehr! — Und doch dankst du ihm allein deine Krone, und er ist der große Patriot, und deinen Namen spricht heute kein Italiener ohne Verachtung aus. —

So wenden sich die Geschicke, und am Ende weiß die Welt doch einen Unterschied zu machen zwischen Denen, die Trompeterstöchter lieben und Louis Napoleons Bundesgenossen sind, und Jenen, die Louis Napoleon hassen und die Freiheit lieben. Das Verhältniß zu Napoleon wird der Zukunft ein Kriterium werden zur Beurtheilung der Menschen unserer Tage.

Doch ich will nicht Politik machen; nur eine kleine, unbedeutende Erinnerung an den großen Agitator will ich niederschreiben.

Es war im Frühling 1850. Ich war in London oder vielmehr in Chelsea draußen, im Hause Thomas Carlyle's, des berühmten Historikers der französischen Revolution, Cromwells, Friedrichs des Großen, des Uebersetzers und maßlosen Verehrers, ja Vergötterers Goethe's. Wir saßen in der Empfangsstube mit dem berühmten Kaminschirm, auf dem sich unzählige, nur auf Goethe bezügliche Bilder befinden: Goethe's Porträts in den verschiedenen Lebensaltern, Goethe's Geburtshaus, Wohnhaus, Landhaus, Sesenheim ꝛc. Wir plauderten über das deutsche Parlament, oder vielmehr wir hatten geplaudert, denn jetzt sprach Carlyle allein, wie es seine Gewohnheit war, nach kurzem Zwiegespräch über den angeregten Gegenstand einen unend-

lichen, geistreichen, sprühenden, oft leidenschaftlichen Monolog zu beginnen. Man saß dann da wie am Ufer eines Stromes und ließ es vor sich hinbrausen. Da erhub Mistreß Carlyle, die kluge, vortreffliche Frau, plötzlich den Kopf. Aus dem Vorzimmer hatte ein Ton an ihr Ohr geschlagen, der sie elektrisirte. Ihr Auge leuchtete, sie eilte auf die Thür zu, und mit einem Freudenschrei erfaßte sie die Hände eines eintretenden Mannes auf eine Weise, die einer Umarmung fast gleich kam. Auch Carlyle verstummte und machte mit seinen langen Storchbeinen dem Ankömmlinge einen einzigen großen Schritt entgegen. Der Ankommende sowohl wie die Freunde, die ihn so empfingen, waren offenbar im Innersten ihrer Herzen tief gerührt — und ich, der Fremde, der den Ankömmling gar nicht kannte, war es mit, denn einmal sah ich hier auf sämmtlichen betreffenden Gesichtern die wahrhaftigsten Gefühle ausgedrückt, und dann klang aus den wenigen Worten, die der Ankömmling sprach, ein Ton, ein Wohllaut, eine Musik der Seele hervor, die augenblicklich und unwiderstehlich für ihn einnahm und Theilnahme an seinem Schicksale einflößte. Der Ankömmling war Mazzini. Die Freunde hatten ihn nicht gesehen, seit er London verlassen, um die römische Republik zu gründen.

Mistreß Carlyle konnte nicht umhin, sie mußte Mazzini mit der Hand über den Bart fahren, und mit Thränen in der Stimme rief sie aus: Ach, wie ist er grau geworden! Das Zittern ihrer Stimme sagte es, daß diese treffliche Frau, besser: dieses Weib, in dem Augenblicke alle Sorgen, Arbeiten, Leiden nachempfand, die den Bart des Triumvirs in diesen letzten zwei Jahren grau gemacht hatten. —

Wer Thomas Carlyle und seine Meinungen kennt, wird zugeben, daß dieser Empfang des Wiederkehrenden, des für den Moment geschlagenen Liberators und Agitators, diese Freundschaft für Mazzini, bei dessen Namen sich doch Millionen Philister bekreuzten, ein eigenthümliches, eigentlich unverständliches Schauspiel gewährte. Carlyle, der furchtbare Absolutist, der

Bewunderer des Kaisers Nikolaus und aller Quäler des Menschengeschlechtes; der da behauptet, der Mensch sei ein Thier, in dem der Teufel stecke, und daß die großen Tyrannen auserwählte, heilige Zuchtruthen dieses teuflischen Thieres: Mensch, seien; der Cavaignac nur so lange verehrte, als er in ihm eine künftige Zuchtruthe Frankreichs sah; der in diesem Augenblicke mit der Herausgabe seiner alle Freiheit und alle Freiheitsbestrebungen verhöhnenden „Latter day pamphlets“ beschäftigt war — dieser furchtbare Carlyle war im Innersten gerührt beim Wiedersehen dieses Freundes Mazzini und bei dem Gedanken, wie viel er bei der Trennung durchgemacht, wie vielen Gefahren er seitdem entronnen. Die Sache ist die: daß Größen einander immer nahestehen und einander verstehen; daß es mit Carlyle's Absolutismus und Hobbesismus im Grunde nicht so arg gemeint, daß er viel mehr ein verzweifelter Freund, denn ein ursprünglicher Feind der Freiheit und Menschheit sei — und endlich daß Mazzini ein unwiderstehlicher Mensch war. Ein trockener Absolutist wie Metternich konnte wohl die Achsel über ihn zucken, entseelten Bureaukraten bedeutet er nichts — aber ein Absolutist wie Carlyle mußte ihn lieben.

Mazzini war damals in den Vierzigen, aber sein schwarzer Bart war, wie schon angedeutet, bereits stark mit Grau melirt; sein Gesicht braun, blaß und etwas mager; die Stirne hochgewölbt, die Kopfform ausnahmsweise schön und mäßig groß; die Gestalt mittlerer Größe, beinahe mager; die Kleidung einfach und einfärbig dunkel. Das läßt sich Alles wie in einem Signalement beschreiben, ist Alles wahr und gibt von Mazzini nicht den geringsten Begriff. Auf der Straße an ihm vorübergehend, würde man nicht das geringste Auffallende an ihm entdecken, dieß um so weniger, als die schöne Stirne vom Hute bedeckt wäre. Aber selbst in der Straße würde man stehen bleiben, wenn er zufällig die Augen aufschlüge und den Begegnenden mit Aufmerksamkeit betrachtete; stehen bleiben und ein Gefühl des tiefsten Wohlbehagens würde man empfinden, wenn er zufällig

lächelte; aber ganz gewiß würde man betroffen Halt machen und mit allen Sinnen lauschen, wenn Mazzini zufällig spräche und mehrere Laute an das Ohr des Vorübergehenden schlügen. Diese drei Dinge sind weder für das Signalement des Passes noch für den Beschreiber geschaffen: sein Blick, sein Lächeln, der Ton seiner Stimme. Und wieder der Blick voll Gluth und Milde und das bezaubernde herzbannende Lächeln, sie treten weit zurück in den Hintergrund vor diesem Tone, diesem Klange, dieser wahrhaften Musik seiner Stimme. Wie ich ihn sprechen hörte, im ersten Augenblick begriff ich die hingebende, die religiöse Begeisterung für seine Person, die ich bis dahin an so vielen Menschen, Männern und Frauen, kennen gelernt hatte; verstand ich, daß er Hunderten und Tausenden ein Dogma war „indiscutable“ und warum man ihm so treu anhing, warum man an ihn glaubte, warum man auf ein Wort von ihm in Tod und Gefahren eilte. Er bedurfte nicht des Haschisch, dessen sich der Alte vom Berge bediente, um seine Anhänger zu begeistern; sein Wesen reichte hin, sein Wort war Haschisch. Er hatte weder in seiner Ausdrucksweise, noch in seinen Geberden und Bewegungen etwas Pathetisches; Alles an ihm war einfach, nämlich anmuthig, anspruchslos im höchsten Grade, aber wie er zu sprechen begann und sein Wort mit diesem Blicke voll Güte und Kraft, mit diesem Lächeln begleitete, begann es auch im Herzen seines Zuhörers zu vibriren und harmonisch mitzutönen, daß man sich mit ihm wie Eins und zugleich unendlich wohl fühlte. Was aus dieser Stimme klang, war Liebe und Wahrheit, hatte etwas von jener Schönheit voll Einfalt, die wir an den Werken der großen alten Meister bewundern. Darüber ist man wohl einig, daß der Mensch für oder wider sich keine wahrhaftigeren Zeugen hat, als die drei: seinen Blick, sein Lächeln und den Ton seiner Stimme. Diese Drei täuschen nicht, und diese Drei gingen siegreich, liebliche Liktoren mit rosenumwundenen Bündeln, neben dem großen Agitator, den Millionen Dummköpfe und Tausende offizieller, feiler Seelen durch vierzig Jahre verleumdeten.

Ein Vorschlag zur Güte.

Wir leben in der Zeit der Weltausstellungen. Versuchen wir einmal, auf irgend einem neutralen Orte, etwa in London oder irgendwo in der Schweiz, eine Weltausstellung von Menschen, öffentlichen Menschen. Jedes Land schickt zwei Gattungen: Solche, welche die Welt mit Staatsstreichen, und Solche, die sie mit Ideen, Bildung, Freiheit beglücken wollen. In dem einen Flügel des Ausstellungsgebäudes finden sich die Louis Napoleon, Viktor Emanuel, Bismarck &c. aller Länder, und was nach unten und oben zu ihnen gehört; in dem andern die Mazzini, Garibaldi, Johann Jacoby &c.; in kleinen Seitenflügeln auf der einen Seite die Cassagnacs aller Länder, auf der andern die Börne, Paul Louis Courier, Rochefort &c. Die Völker strömen herbei. Sie haben sich nicht mit Theorien den Kopf zu zerbrechen; sie sollen nur sehen, nichts als sehen und dann wählen! Wenn sie dann noch Viktor Emanuel, Louis Napoleon, Bismarck wählen — habeant sibi. —

Wenn die Engländer vor 90 Jahren eine solche Ausstellung veranstaltet und auf die eine Seite König George, Lord North und Graften, auf die andere Washington und Franklin gestellt hätten — es wäre wohl nie zum Kriege gekommen. —

Es ist hier nicht am Platze, zu wiederholen, was dort in Chelsea nach jenem Wiedersehen im Freundeskreise gesprochen wurde. Erst spät Abends verließ ich mit Mazzini das Haus. Wir machten einen langen Spaziergang, fuhren dann out-side mit dem Omnibus durch Oxford-Street und lustwandelten dann wieder weiter gegen Tavistock-Square. Mazzini sprach in der einfachsten und anspruchlosesten Weise von Allem, was er in diesen letzten zwei Jahren gethan und erlebt, erkundigte sich nach deutschen Verhältnissen, die er übrigens sehr wohl kannte, und nach Persönlichkeiten in der Emigration, auf die man sich verlassen könne. Ich nannte ihm Manche, die sich seitdem als unzuverlässig erwiesen. — Ich verließ ihn, ganz bezaubert von seinem Wesen, und doch erfüllt von jenem Staunen, das wir

trotz aller Erfahrung nicht unterdrücken können, wenn wir mit einer gewaltigen Persönlichkeit zusammentreffen und diese gewaltige, historische Persönlichkeit in Allem und Jedem die allereinfachste, anspruchloseste Einfachheit darstellt.

Kurze Zeit nach jenem Zusammentreffen ging ich nach Irland, von da nach Schottland, von da nach Hollaud u. s. f. und bekam Mazzini nie wieder mit Augen zu sehen.

Aber zufällig kam es im Laufe der Jahre doch zu mancher mittelbaren Berührung mit dem großen Agitator. Ungefähr sechs Jahre später — es war in Paris, ich lag krank zu Bette — da trat eines Abends spät, noch ganz athemlos durch meine fünf Treppen, ein Mann in meine kleine Stube. Es war kein Anderer als Daniel Manin, den ich übrigens seit längerer Zeit kannte. Er setzte sich zu mir ans Bett und theilte mir mit, daß er von argen Sorgen geplagt sei. Er wisse, daß drei Italiener sich aus London aufgemacht, um sich über Deutschland nach Paris zu begeben und daselbst etwas, wahrscheinlich gegen Louis Napoleon, zu unternehmen. Nun seien diese drei Italiener aber schon der französischen Polizei verrathen, und sie gingen nutzlos in ihr Verderben. Er, Manin, der sich damals schon der piemontesischen Cavour-Politik angeschlossen, war mit Mazzini und der Londoner Emigration Italiens vollkommen zerfallen und außer aller Verbindung. Er kam darum zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Warnung nach London gelangen lassen könnte. Das konnte ich allerdings, und es geschah auch in derselben Nacht, indem ich Mazzini durch einen Freund benachrichtigen ließ. Die drei Italiener sind in der That den Fallstricken, die sie erwarteten, entgangen.

Aber wie kam Manin dazu, die Geheimnisse der Pariser Polizei zu durchschauen? Die Sache ist an sich interessant, und ich will die kleine Polizeigeschichte hier erzählen.

Herr X., einer der geschworenen Uebersetzer (traducteurs jurés) der Pariser Polizei-Präfektur, ließ sich neben einigen Sprachen, die er schlecht verstand, auch auf andere beeidigen,

die er gar nicht verstand. Um sich eintretenden Falls aus der Verlegenheit zu helfen, auch bequemlichkeitshalber, da er bereits alt und wohlhabend war, engagirte er einen polyglotten Ungar, natürlich einen Flüchtling, der die Dokumente, die ihm von der Präfektur zukamen, für ihn übersetzen mußte. — Zu diesem Zwecke mußte Herr X. die Dokumente natürlich heim in seine Wohnung nehmen, wo sie der Ungar entweder in seiner Gegenwart übersetzte oder auch, wenn es viel zu arbeiten gab, wieder seinerseits heim in seine Wohnung nahm. So brachte der Ungar eines Tages ein Dokument nach Hause, das seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

Es war eine deutsch geschriebene, aus London eingeschickte Denunziation. Sie rührte von einem österreichischen Maler her (ich könnte ihn nennen, wenn ich wollte), der sich in die Gesellschaft der italienischen Flüchtlinge eingeschlichen hatte und bei ihnen den Spion machte. Wahrscheinlich war er von Oesterreich bezahlt, aber aus Liebe zur Kunst wollte er offenbar seine Verbindungen ausdehnen und berichtete auch der französischen Polizei, wie er versicherte, aus purer Verehrung. Er gab in jener Denunziation alle möglichen Einzelnheiten über Aussehen, Charakter, Ausrüstung, Reiseroute 2c. der drei Italiener und verlangte für seine freiwillige Dienstleistung nichts als Gnade der französischen Polizei, indem er sich zu fernerweitigen Diensten mit hingebender Liebe erbot. Dem Ungar wurde, als er die Denunziation las, ganz schwül; der arme Mann wußte nicht, was er beginnen sollte, und lief mit dem Dokumente zu Manin, welcher in Folge dessen dann zu mir kam. Nachdem ich nach London meine Warnung hatte ergehen lassen, wurde noch dafür gesorgt, daß die Denunziation so spät als möglich in die Hände der Polizei zurückkam.

Und wieder drei Jahre später — im November 1859 — saß ich zu Bologna bei Herrn Frapoli, der wenige Tage vorher Kriegsminister der neueroberten Emilia gewesen, auf seinem Zimmer in der „Pension Suisse.“ Er hatte seine Entlassung

gegeben, weil man von Turin aus arg gegen Garibaldi intriguirte, und während wir in Bologna zusammen saßen, war der Schlag gegen den General bereits gefallen. Man hatte ihn von Bologna, wo er sein Hauptquartier hatte, nach Turin gelockt und dort hinterlistiger Weise zur Abdankung bewogen oder gezwungen. Mit der Eroberung Ancona's und der Marken war es also nichts für jetzt. Als die Nachricht nach Bologna kam, suchte sie Jedermann zu verheimlichen, aus Angst vor Dem, was kommen könnte, wenn sie im Volke ruchbar würde. — Und in der That war die Nachricht, obwohl sie bereits Hunderte von Mitwissern hatte, noch nicht ins eigentliche Volk gedrungen. Wir sprachen über die Lage der Dinge, als sich mit einem Male die Thür öffnete und drei uns Beiden unbekannte Männer eintraten: zwei von ihnen ziemlich eleganter, der dritte etwas derber Natur, mit einem Stocke in der Hand, mit nacktem Halse und gar heiß glühenden Augen.

Dieser Dritte nahm das Wort und wendete sich mit einem Seitenblicke auf mich, an Frapoli: „Herr Oberst, wir haben mit Ihnen zu sprechen:"

„Geniren Sie sich vor diesem Herrn nicht," antwortete der Oberst.

„Wir sind Agenten Mazzini's."

„Das dachte ich mir."

„Sie wissen, wie es steht. Noch weiß das Volk nicht, wie man dem General mitgespielt. Es wird in große Aufregung gerathen. Sie wissen, Herr Oberst, daß wir die Turiner Politik nicht mitmachen und uns in nichts mischen. Aber Sie sind ein Freund des Generals, und wenn Sie eine Demonstration oder eine Revolution für nöthig halten, so stellen wir uns zu ihrer Verfügung. Ganz Bologna soll, wenn Sie es wünschen, heute Abend auf den Beinen und bewaffnet sein."

Diese Rede wurde kurz und entschieden hervorgestoßen. Man sah es dem Manne an, daß er nur versprach, was er leisten konnte. Herr Frapoli dankte für die patriotische Bereitwilligkeit

und bat um kurze Bedenkzeit. So gingen denn die Herren und versprachen, um zwei Uhr wiederzukommen.

Herr Frapoli meinte, man dürfe jetzt, wo sich scheinbar ganz Italien in dem Rufe: „Es lebe Viktor Emanuel, es lebe Cavour!" vereinige, dem Auslande nicht das Schauspiel innerer Zwietracht geben; auch wolle er die Verantwortlichkeit, von jetzt in wenigen Stunden eine große Stadt in die Revolution gestürzt zu sehen, was vielleicht den Anfang zu einer Reihe von Revolutionen abgeben würde, nicht auf sich nehmen, und so dankte er den drei Männern, die pünktlich wieder erschienen, ablehnend. Sie verneigten sich stumm und verschwanden.

Es war nicht viel, aber es war doch ein Eindruck und zwar ein etwas unheimlicher, geheimnißvoller. Es erinnerte an mittelalterliche Verschwörungen, an geheime Bruderschaften, an Vehme, selbst an venezianisches Polizeiwesen. Ich wußte, daß mazzinistische Agenten und mazzinistische Organisationen nicht ins phantastische Fabelreich gehörten — und später wußte ich noch besser, welche wohl organisirte, eng zusammenhängende Bruderschaft über ganz Italien ausgebreitet ist.

Mazzini wird vielleicht in diesen Tagen sterben — sein Werk wird leben, und die Carignans werden das Ihrige thun, um diesem Werke immer neue Lebenskraft zu geben. Viktor Emanuel täuschte sich nicht: es gibt bereits eine Republik unter seinen Füßen, und wenn sie ihm oder seinem Sohne auch erst in zwanzig Jahren bis an den Hals heranwächst — der Stifter war und bleibt Mazzini. Und der Tag wird kommen, da werden die Statuen der Savoyarden gestürzt und werden an ihrer Stelle die Statuen der Begründer der Freiheit errichtet werden.

(1868.)

Prim.

Das bekannte Wort: „Für den Kammerdiener gibt es keinen großen Mann," hat Goethe auf den richtigen Werth zurückgeführt, indem er hinzufügte: „Das ist die Schuld des Kammerdieners." Sehr ungern sähe ich mich für einen Kammerdiener gehalten, aber ich muß gestehen, daß ich den Mann, der jetzt alltäglich in den Zeitungen genannt wird, der schon viel gerühmt wurde und der, wenn er in der jetzigen Bewegung siegt, höchst wahrscheinlich in den Himmel gehoben wird, nicht für einen großen Mann halten kann, obgleich oder weil ich ihn oft zu sehen oder zu sprechen Gelegenheit hatte.

Ich lernte den General Prim zu Anfang der Fünfziger Jahre zu Paris in einem Hause der Place de la Concorde bei einem Diner kennen. Er saß links von mir, während ich rechts einen Gesandten hatte. Die Gesellschaft war vorherrschend aristokratisch; dennoch schien es nicht den geringsten unangenehmen Eindruck zu machen, daß der General mich sofort mit Flüchtlingskollegialität behandelte und recht demokratisch sprach. Es choquirte Das selbst den Gesandten nicht, der das Gespräch am Deutlichsten hören konnte. Die Damen — es war eine damals berühmte, jetzt verstorbene Schönheit darunter — hörten ihm trotz entgegengesetzter Gesinnungen mit sichtlichem Interesse und offenbarer Sympathie zu. Seine Reden bildeten einen auffallenden Kontrast mit den großen Ordenssternen auf dem dunkelblauen Frack. Ihm schräge gegenüber saß General Ortega, sein Mitverbannter, ein Mann, der aussah, als hätte er von der Pique auf gedient, was, wenn

ich nicht irre, auch der Fall war, und welcher mehr einem Sergeanten als einem General glich: ein langer, schlanker Flügelmann, ohne viel Gedanken im Gesichte, aber mit dem Ausdrucke starker, passiver Energie. Wer öfter mit Männern, die eine Rolle spielten, zusammenkam, wird immer Menschen dieser Art in ihrer Gesellschaft gefunden haben; es sind Das Typen des „Anhängers," oder auch, wenn man will, des „Werkzeugs." Sie haben keine eigenen Gedanken und leben von denen des Mannes, dem sie anhängen, sie sind „die That von seinen Gedanken," sein Schwert, sein Beil, sein Gewehr. General Ortega sprach wenig, woran nicht allein sein schlechtes Französisch Schuld war, dafür aber begleitete er jedes Wort Prims mit großer Aufmerksamkeit: er sah ihn fast ununterbrochen an, und gegen wen General Prim liebenswürdig war, den lächelte auch General Ortega freundlich an. Im Uebrigen war die Unähnlichkeit zwischen Beiden eine ganz außerordentliche. Während aus des magern, langen, sonnverbrannten Ortega Augen eine dunkle, gedankenlose und darum unheimliche Gluth brannte, blickten die ebenfalls dunkeln meines Nebenmannes mit wahrhaft weiblicher Sanftmuth. Während man es Jenem ansah, daß er ohne Zaudern der verderblichsten Gefahr entgegen zu gehen, die furchtbarsten, ja grausamsten Thaten mit der größten Ruhe auszuführen im Stande war, wenn es ihm nur von Dem, der seinen Gedanken vorstellte, befohlen wurde, war in dem Gesichte Prims von jener Energie, die man an ihm rühmt, der er einen ganzen Zyklus heroischer Legenden verdankt, nicht die Spur zu entdecken. Mir war es um so schwerer, den Eindruck eines Schlachtenhelden und gefährlichen Verschwörers von ihm zu erhalten, als mich seine ganze Gestalt wie der Schnitt seiner Augen, der kleine weibliche Mund und selbst die Form des Bartes fortwährend an den friedlichen österreichischen Dichter Ludwig August Frankl erinnerte. Er hatte auch nichts von einem spanischen Don Juan an sich; dennoch konnte man bemerken, daß alle Frauen, mit denen er in Berührung kam, für ihn schwärmten, und die Sage, daß er den

Kugeln seiner Feinde zu wiederholten Malen nur mit Hülfe der unschuldigen Isabella entronnen, welche über das Haupt ihres Lieblings höchstens ein Verbannungsurtheil aussprechen ließ, war nur geeignet, sein „Prestige“ in den Augen und Herzen der Frauen zu erhöhen. Bei all Dem war es, als ob nur das Milde und Weiche auf die weiblichen Herzen wirkte: von männlicher Kraft des Gemüthes oder des Geistes kam in seinem Benehmen wie in seinem Gespräche nichts zum Vorschein; ja, die Art und Weise, wie er sich verhätscheln und anbeten ließ, hatte etwas, das nichts weniger als heldenhaft aussah — ich muß aber rasch hinzufügen, daß auch nicht das Geringste in seinem Wesen an einen Gecken oder Abenteurer erinnerte. Von Prahlerei oder Großmannssucht entstellte ihn auch nicht der Schatten eines Schattens; er war im Gegentheile immer anspruchslos, bescheiden und suchte weder durch Reden noch durch Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Was das Gespräch betrifft, so war dieses allerdings gebildet, angenehm, einnehmend und durch einen schönen Klang der Stimme geschmückt: aber eigene, ungewöhnliche, auf einen ausgesprochenen Charakter oder selbständige Anschauung deutende Gedanken kamen nie, nie an den Tag. Man traute ihm zu, daß er im gegebenen Falle beredt sein konnte — aber man erwartete von dieser Beredtsamkeit kein tieferes Eingehen auf Menschen und Zustände, kein zusammenfassendes, Ziele zeigendes, schöpferisches Schlagwort, das den Stempel der Situation trüge.

Diese Beobachtungen sind, wie sich von selbst versteht, nicht das vorwitzige Ergebniß jener ersten Bekanntschaft während des Essens auf der Place de la Concorde. Ich traf den General Prim in demselben Hause zu wiederholten Malen; später wohnte er mit mir unter Einem Dache, in einem Hotel garni der Rue des trois frères, und in Schumla und in den Türkenlagern an der Donau traf ich mit ihm als mit einem alten Bekannten zusammen.

Unser Haus, das Hotel garni, war, so lange er es bewohnte, fortwährend von Spionen umschwärmt, und täglich kam ein

verkleideter Polizist, um über Thun und Lassen des Generals Prim und seines kleinen Gefolges die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Madame Thierry, unsere Hauswirthin, konnte sich nicht genug verwundern, daß man einen so liebenswürdigen, sanften, unschuldigen Mann auf diese Weise überwache, und als Französin konnte sie nicht umhin, dem nachfragenden Kommissär oder auch von der Schwelle herab den draußen umherschleichenden Aufpassern manche spitze Bemerkung entgegen zu schleudern oder geradezu ihre Entrüstung auszusprechen. Im Innern des Hauses sprach sie über dieses Verfahren der Regierung mit dem verachtungsvollsten Achselzucken und in den stärksten Ausdrücken. „Der gute General Prim," sagte sie mit Beziehung, „sieht gar nicht so aus, als ob er irgend ein Verbrechen oder gar — einen Staatsstreich begehen könnte. Dazu muß man ganz anders aussehen. Wir wissen sehr wohl, wie! nous autres Français! Hm!"

In Schumla, wohin man ihn geschickt hatte, um ihn aus Madrid zu entfernen, bewohnte er einen großen Konak mit breiter Veranda. Nachdem er mit Glanz beim Serdar Ekrem, Omer Pascha, vorgeritten war, umgeben von seinen zahlreichen Offizieren, darunter ein wahrer Adonis, einer der schönsten Menschen, die ich je gesehen, war er fürs Publikum verschwunden. Tage lang lag oder saß er auf türkische Weise auf den Teppichen der Veranda und rauchte, vor sich hinblickend und träumend, wie ein ächter Orientale, wie ein Mensch, der zu diesem morgenländischen Faulenzerleben geboren und erzogen ist — während seine Offiziere sich überall in das buntbewegte Treiben, das damals im Hauptquartier herrschte, mischten und als die liebenswürdigsten Kameraden bekannt und sehr beliebt wurden. Während unser Einer mit neugierigem Eifer überall hin eilte, wo ein Gefecht, ein Flußübergang, ein Brückenschlagen, eine Belagerung u. dergl. zu sehen war, blieb General Prim mit der größten Gemüthsruhe zu Hause, wie ein Mann, der solche Dinge sattsam gesehen, und während man Silistria belagerte oder den Flußübergang bei Giurgewo versuchte, rauchte er daheim Cigaretten

und Nargileh. Eines Tages fand ich ihn, wie er mit großem Fleiße Buchstaben auf Sackleinwandpakete zeichnete, und er sagte mir, daß er sich seit Stunden so beschäftigte. — „Was soll man," fragte er, „in dieser Einsamkeit beginnen?" Mit einem Buche betraf ich ihn niemals, und immer war ich erstaunt, um wie viel besser ich über die kriegerischen Vorgänge unterrichtet war, als er, zu dem ich doch ging, um etwas Neues zu erfahren. Es war, als ob er sich für Dinge dieser Art nicht im Geringsten interessirte. Erst später, in Rustschuk, sah ich ihn mehrere Male mit seinen Adjutanten verschiedene militärische Positionen bereiten. Sein Gefolge bestand beinahe ganz bis auf die gemeinen Soldaten herab, welche theils militärisch, theils in die heimische Landestracht gekleidet waren, aus seinen engern Landsleuten, aus Katalanen. Sie alle schienen gern zu seiner Umgebung zu gehören, aber von jener tiefen Anhänglichkeit, von jener so zu sagen religiösen Ergebenheit der Jünger an ihren Meister, wie ich sie in der Umgebung Garibaldi's gefunden, war hier kaum ein schwacher Anklang zu entdecken.

Ueberhaupt scheint mir nichts falscher als die Vergleichung zwischen Prim und Garibaldi, wie man sie jetzt hie und da zu hören bekommt. Es ist äußerlich wie innerlich ein abgrundtiefer Unterschied zwischen diesen beiden Menschen — ein Unterschied wie zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Profan und Religios, zwischen Klugheit und Opfer, zwischen Politik der Thatsachen und Kampf für die Idee. Ein Garibaldi wird nicht ein Graf Reus, wird nicht Capitan General von Cuba, heirathet keine mexikanischen Millionen, transigirt nicht mit einer Isabella, und wenn er eine Revolution macht, so sagt er es offen, zu welchem Zwecke — und wenn er seinem Vaterlande einen Dienst geleistet oder ein Stück seines Ruhmes geopfert, zieht er sich in seine Einsamkeit oder Armuth zurück.

Vielleicht siegt Prim — dann ist er in vierzehn Tagen ein großer Mann und ich — ein Kammerdiener.

(September 1867.)

Künstler und Prätendent.

Wir gemeinen Sterblichen, wie wir uns bescheiden nennen, sind meist so großherziger Natur, daß wir uns von dem Kampfe, den die Ablehnung eines Thrones kostet, gar keine Vorstellung machen können. Für die Sprößlinge der wenigen Familien, die sich zur Beherrschung der Welt unter allen Breitegraden geboren wähnen, muß dieser Kampf ein außerordentlich harter sein; denn selten sieht man Einen dieser Hochgebornen daraus als Sieger hervorgehen, d. h. einen Thron ausschlagen. Wir sehen Prinzen erlauchter Häuser, die ihre Stammbäume an die Sterne wachsend glauben, Kronen annehmen, die nicht viel besser sind als Karnevalskronen von Papier — Kronen, über die jeder Kluge lacht, wie über Narrenkappen, und Andere wieder Throne besteigen, an deren Füßen jedes gesunde Auge Abgründe voll Blut und Schlangen klaffen sah, und Kronen annehmen aus so unreinen Händen, daß sich mancher ehrenhafte Bettler besonnen hätte, aus solchen Händen einen Sou als Almosen zu empfangen, aus Angst, mit dem Sou Unheil und Schande wie mit einer fluchbeladenen Gabe heimzutragen — zu geschweigen der großen und kleinen, der schamlos offenkundigen wie meuchlerisch-heimlichen Verbrechen, die man zu allen Zeiten begangen, um sich eines Thrones oder Thrönleins zu bemächtigen. Es muß also eine ganz eigene Bewandtniß haben mit einem bloß nominellen König, der noch dazu einer Familie angehört, deren Zweck und Bestimmung es

seit einiger Zeit scheint, sich in jedem Jahrzehnt irgend einen europäischen Thron zu erwerben, ohne Rücksicht auf Nationalität, Klima oder Religion, wenn dieser nominelle König endlich Gelegenheit hat, sich aus einer imaginären Größe in eine wirkliche, aus einem bloßen Zähler in einen Nenner, in einen wirklichen König, und zwar eines weit größeren Reiches zu verwandeln, und diese Gelegenheit nicht bei der fliegenden Locke faßt, ja sie kurzer Hand und schnell besonnen von sich weist, als brächte sie in ihrer Schürze, nicht eine alte romantische Krone, um die einst Habsburg und Bourbon, ja ganz Europa zwölf Jahre lang blutig gestritten, sondern irgend ein dem Manne verächtliches Spielzeug.

Was bewegt den König-Vater Dom Ferdinand Koburg, eine der Kronen Caroli Quinti so brevi manu und mit ernsthafterer Handbewegung als die Cäsars auf dem Kapitol zu verschmähen, und zwar in einem Augenblicke, da diese Krone durch ein großes nationales Erwachen Aussicht auf neuen Glanz verspricht? Er mag wohl ein halbes Dutzend guter Gründe haben, die wir nicht kennen; aber einen, der ihm vielleicht selbst nicht klar ist und der in der Diplomatie kaum erwähnt werden wird, glauben wir zu errathen. Er liegt in den wenigen Worten verborgen: Dom Ferdinand ist ein Künstler!

Es ist bekannt, daß die Ehe Ferdinands von Koburg und der Donna Maria da Gloria viel glücklicher ausfiel, als die unter ähnlichen Verhältnissen und Voraussetzungen geschlossene der unschuldigen Isabella und Don Francisco's, die Wand an Wand mit ihnen hausten. Donna Maria war allzeit getreu, der Germane Ferdinand immer häuslich und voll Familiengefühls. Die Interessen seiner Gattin machte er ganz und gar zu den seinigen, und obwohl erst bei der Geburt seines ersten Sohnes mit dem Königstitel geschmückt, nahm er sich doch im Stillen der Regierung so weit an, als er es als treuer Freund und Rathgeber der vertrauensvollen Frau mußte und als es die Konstitution des Landes gestattete. In dieser Beziehung war er noch ein angemessenerer Königin-Gemahl als Prinz Albert, der

sich durch seine Stellung gedrückt fühlte und an geheimem Ehrgeiz litt. Er war eine leichtere Natur, obwohl er andererseits, was seine Pflichten und stille Wirksamkeit betraf, mit seinem Bruder Leopold von Belgien einige Aehnlichkeit hatte. Er stellte sich zu seiner Gattin ungefähr wie dieser zur belgischen Verfassung. So bewahrte er sich die ruhevolle und heitere Gemüthsstimmung, die ihm seinen Neigungen zu leben gestattete. Diese aber gehörten vor Allem der Kunst! Wer jemals das alte Moreskenschloß de la Pena in der Sierra de Cintra gesehen, muß Dom Fernando für einen Künstler oder wenigstens höchst künstlerischen Menschen halten. Aus Ruinen hat er ein Feenschloß gemacht, elende Fragmente zu einer moreskischen Romanze voll Klang, Duft und Goldglanz neu gedichtet, und der Schatz von Kunstwerken, den er darin aufgehäuft, bildet den würdigen Kern dieser herrlichen, edlen Schale. Dort, wie in seinem Palaste zu Lissabon, finden sich an den Wänden wie in zahlreichen Mappen neben den Kunstwerken der verschiedensten Meister die vielen eigenen Werke des Königs.

Dom Fernando ist nicht nur, wie La Pena beweist, ein Architekt, der sich mit ganzer Seele und schöpferisch in einen alten, edlen, ganz eigenthümlichen und phantasievollen Stil mit germanischer Empfänglichkeit hineinzuleben versteht, sondern auch erfindungsreicher Zeichner, Kupferstecher und Aquafortist — und dabei ein Sammler und Kunstverständiger, wie ihn manche Galerie als Direktor sehr wohl brauchen könnte. In allen diesen Eigenschaften ist er für Portugal von außerordentlichem Werthe.

Für das arme Land — an dessen Schätzen die Jahrhunderte, die Jesuiten und die Engländer lang gesogen — ist nicht nur die Zeit der großen Seehelden, der Prinz Heinrich, Vasco de Gama, Magellan, Albuquerquez, die Zeit der Camoens, die Zeit der großen Staatsmänner à la Pombal längst dahin, sondern auch die Zeit der bedeutenden Künstler wie Gran-Varco, Sequiena, Viera. Mit den künstlerischen und national-bewußten Epochen ist auch der Sinn für die Kunst total abgestorben. Die Jesuiten

schufen eine Wüste nach der portugiesischen Renaissance, in der noch viele Generationen weder säen noch ernten werden. Die Errichtung eines Denkmals für den großen nationalen Dichter war in neuerer Zeit wie eine traumhafte Erinnerung, wie eine Bewegung im Schlafe — vielleicht aber auch nur eine mechanische Nachahmung der allgemeinen europäischen Mode. In Portugal wäre an vieles Große zu erinnern, vieles Verfallende zu retten, vieles Versprengte zu sammeln gewesen, — es dachte kein Mensch an diese Pflicht gegen das Schöne, die Geschichte und die Nation, bis der Deutsche dahin kam. Er sah, was bis dahin kein Auge gesehen; er restaurirte, er stützte, er sammelte, er kaufte, soweit seine beschränkten Mittel reichten, und seine Zimmer in der Stadt wie auf dem Lande sind eigentlich die einzigen Museen, die das Land heute besitzt. Wer nach Portugal kommt, um portugiesische Kunst und Geschichte zu studiren, muß sich direkt an den König-Vater wenden.

Aber mit Museen allein war es nicht gethan; dem Lande fehlen auch die Künstler. Dom Fernando gab ihm wenigstens Einen — ein Schelm gibt mehr, als er kann — in seiner eigenen Person. Wir wollen nicht übertreiben, wie man Das gern thut, wenn man einen neuen Gegenstand aufs Tapet bringt und diesen Gegenstand interessant machen will; wir werden nicht behaupten, daß König Ferdinand in Kupfer sticht wie Keller oder Jakobi, daß er zu ätzen versteht wie Rembrandt 2c., aber mit gutem Gewissen können wir behaupten, daß manche illustrirte Zeitung sich Glück wünschen dürfte, besagten König als Mitarbeiter zu besitzen. Bisher ist das vielbewegte und bunte portugiesische Volksleben, sind die Straßenszenen von Lissabon noch von keinem Künstler so geistvoll, wahr und dabei so humoristisch aufgefaßt worden, wie von ihm. Ein Nachahmer kann er auf diesem Felde nicht sein, weil er keinen Vorläufer hatte, und man kann nicht behaupten, daß er Goya aus dem Spanischen ins Portugiesische übersetzt habe, da er mit diesem noch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Daß er weit mehr ist als ein Dilettant, dafür spricht

die ausgesprochene Individualität seiner Werke, in der sich der harmlose Humor, die Gutmüthigkeit seiner Seele, die ganze Bonhommie seines Wesens aufs Treueste wiederspiegeln. Mit wenigen Strichen, mit kleiner Uebertreibung könnte er seine Zeichnungen leicht in Karikaturen oder Satiren verwandeln; er macht diese Striche nicht, er weicht der Uebertreibung aus und bleibt bei scherzhafter Komik, bei gemüthlichem Humor stehen. Er ist freilich auch Karikaturen-Zeichner, aber bis auf diesen Tag hat er sich als Opfer seiner Karikaturen nur die Vertrautesten oder die Geachtetsten und Ehrenwerthesten seiner Umgebung ausersehen, von denen er sicher ist, daß der Scherz sie nicht schmerzt oder der ihnen schuldigen Ehrerbietung keinen Eintrag thut. Doch auch diese Karikaturen sind höchst gutmüthiger Natur. Nur Eine kennt man, die wirklich diesen Namen verdient und ihren Gegenstand mit einiger Bosheit behandelt; dieser Gegenstand ist aber kein anderer als der Zeichner und König in höchsteigener Person. Sie stellt ein Konzert bei Hofe dar, in welchem sich der König als Tenor und in armenischer Verkleidung mit seiner übertriebenen Magerkeit neben der bekanntlich sehr korpulenten Primadonna Marietta Alboni in der That höchst lächerlich ausnimmt, und je lächerlicher die beiden Sänger durch den Kontrast, desto komischer wirkt die Verzückung der Höflinge, die dem Duett zuhören. Ein deutscher Zeichner, der einen deutschen Souverän so darzustellen wagte, würde wegen Erregung von Haß und Verachtung und Majestätsbeleidigung in eine der zahlreichen deutschen Hausvogteien gesperrt werden.

Daß Dom Ferdinand auch am Tajo ein guter Deutscher geblieben, dafür sprechen, neben den häuslichen Tugenden, deren sich die Deutschen trotz ihres ausgebildeten Kneipenlebens so gerne rühmen, auch die Gegenstände seiner Zeichnungen, deren Stoffe meist deutschen Märchen oder deutschen Dichtern entnommen sind, wie z. B. sein „Pegasus im Joche", welches Gedicht er als Administrator manchmal bis auf den Grund empfunden haben mag, oder seine Zeichnungen zum „Kater Murr" von

E. T. A. Hoffmann. Wir kennen eine in diesen Zyklus gehörige Handzeichnung, und wir stehen nicht an, sie als eine durch und durch treffliche Illustration hervorzuheben. Dom Ferdinand ist überhaupt stark in Szenen aus dem Thierleben; die gequälten portugiesischen Pferde und Esel haben ihm manche rührend-komische Szene geliefert, aber sein „Kater Murr" ist ein Ausbund von katzenhafter Grazie und von Hoffmann'schem Humor zugleich. Der Ernst des memoiren-schreibenden, philosophischen Katers, der auf einem Haufen von Folianten sitzt, die Ueberraschung Kreislers, der ihn belauscht, geben ein dem Original vollkommen entsprechendes Bild, das noch durch die Einrahmung, welche aus lauter Katzen in den verschiedensten katzenhaften Stellungen besteht, ergänzt und abgeschlossen wird.

Für das nachhaltige Deutschthum des portugiesischen Königs spricht auch die Vorliebe, mit der er neben den Werken alter italienischer und niederländischer Meister selbst große moderne Bilder seiner Landsleute, wie Lessings, Heß' und Anderer, in Aqua forte reproduzirt — und für sein Familiengefühl und lebhafte Erinnerung an die Jugend die häufig vorkommende Widmung: „Meinem Bruder Leopold als Andenken an vergangene glückliche Zeiten."

Sonderbar ist, daß den regierenden Vetter Koburg-Gotha, den Schützenkönig und ruhmvollen Eroberer des Waldes von Schmalkalden, nicht eine einzige solche Widmung ehrt, obwohl der Tonsetzer von „Santa Chiara" sein Bruder in Apollo ist — denn Das haben wir zu sagen vergessen, daß Dom Ferdinand auch einiger musikalischer Kompositionen verdächtig geworden. Gewiß ist, daß er viel singt, daß er eine schöne Tenorstimme besitzt oder einst besessen und Frau Musikam in Ehren hält, soweit Das in Portugal bei dem großen Mangel an Musikern überhaupt möglich ist.

Die Vereinigung so vieler Eigenschaften in der Person Dom Fernando's motivirt der französische Kunstkritiker Alfred Bucquet, der sich lange in Portugal aufgehalten und den König

wie seine Talente kennen gelernt, damit, „daß er die edle Milch jener mächtigen Amme eingesogen, die man Deutschland nennt; daß die Grundlagen der Erziehung niemals verloren gehen, welchen Verlockungen uns auch im späteren Leben das Schicksal aussetzen möge ... König Dom Fernando," fährt Herr Bucquet fort, „spricht sieben Sprachen; er ist ein ausgezeichneter Musiker, wie (der Franzose sagt es) alle seine Landsleute . . . er ist auch Bildhauer. Wir kennen von ihm eine Reiterstatue des Marschalls von Ranzau, die achtbare Eigenschaften besitzt, und er hat auch das Getäfel im Schlafzimmer der Königin mit Bildern in Farben geschmückt. Man erkennt da eine durch und durch deutsche, und zwar eine höchst sorgsame deutsche Erziehung. Auch ist der König ein Phänomen im heutigen Portugal."

Letzteres wollen wir gerne glauben, und wir sind überzeugt daß die Portugiesen seinem Thun und Treiben ohne Ver- und Bewunderung höchst phlegmatisch zusehen, diesem, wie Allem, was in der Welt geschaffen wird, ihr beliebtes Wort entgegensetzend: „Das können wir Portugiesen auch, wenn wir nur wollen."

Herr Bucquet hat auch viele schöne Worte für die Person und den Charakter des Königs und meint, es sei unmöglich, ihn zu sehen, ohne lebhafte Sympathie für ihn zu empfinden. Das mag wahr sein, kann aber auch in der Leichtigkeit begründet sein, mit der souveräne Häupter le commun des mortels einnehmen. Wahr aber ist es jedenfalls, daß aus allen seinen Werken ein glücklicher, heiterer, idyllischer Charakter spricht, den man mit einem unsympathischen Wesen schwer oder gar nicht vereinigen kann. Und dieser heitere, glückliche, idyllische, singende Mensch, der die Genüsse des Schaffens kennt, die höchsten, die immer gleichen, die das Privilegium nur bevorzugter Kreaturen sind, die keine Krone der Erde aufwiegen kann — er soll sich zum König von Spanien, zum Nachfolger einer Isabella machen lassen?

Wir wundern uns nicht, daß er ablehnt; wir werden uns

verwundern, wenn wir hören, daß er doch angenommen, und uns diesen Abfall von sich selbst nur mit seiner Vaterliebe erklären.

Kaiser Leopold meinte zwar, als Scarlatti bedauerte, daß er nicht Musiker geworden, daß er sich so besser stehe — wer aber das Glück des Schaffens wirklich kennen gelernt, wer mit Recht ausrufen kann: Anch io son pittore! der läßt sich dieses Glück nicht abkaufen mit Reichen, in denen die Sonne nie untergeht, am Wenigsten mit Reichen, in denen sie längst untergegangen.

(Oktober 1868.)

François Rude.

Rude, comme artiste, appartiendrait à Vasari;
comme homme, il tenterait Plutarque.
J. Rousseau.

Seit dem Tode François Rude's sind unzählige Artikel, ja Bücher erschienen, welche Leben, Charakter und Werke dieses großen Bildhauers mit Begeisterung rühmen und preisen. Wahrscheinlich wird man davon wieder Veranlassung nehmen, über die Ungerechtigkeit der Menschen zu klagen, über ihre Bereitwilligkeit, Todte zu apotheosiren, die sie bei Lebzeiten vernachlässigt haben, und was dergleichen oft gerechte Klagen mehr sind. Dießmal aber irrt sich das Publikum. Selten hat es wohl einen Künstler gegeben, dessen Leben und Wirken mit gleich starker Macht zu Lob und Preis herausforderten; selten einen, dem gegenüber selbst der Neid das böse Wort so zu unterdrücken gesucht hat, wie vor Rude. Aber das Lob mußte schweigen; die Begeisterung mußte sich in stille Verehrung umwandeln. Rude haßte das Cliquenwesen und verabscheute die Lärmglocken, mit denen sich moderne Künstler zu umgeben lieben. Nur seine Werke sollten von ihm sprechen und sollten ihm Ruhm verschaffen, wenn Das in ihrer Macht war. Den Freunden wurde Schweigen über ihn und sein Wirken als die erste Bedingung fortdauernden freundschaftlichen Umganges auferlegt, und so gingen sie schweigend wie eleusinische Eingeweihte umher und durften es Niemand verrathen, daß in der bescheidenen Werkstatt der Rue d'Enfer unsterbliche

Weike geschaffen wurden, himmelweit verschieden von denen, die alltäglich auf offenem Markte als Wunderwerke ausgerufen wurden. Nun ist Rude todt, und die Schleusen der Herzen öffnen sich, und Alles eilt, es dem Jahrhundert zu verkünden, daß mit ihm der größte Künstler Frankreichs, das fleckenloseste Leben, der edelste Charakter zu Grabe gegangen. Das lange unterdrückte Lob macht sich Luft, und über dem Grabe ertönen die rühmenden Fanfaren, schön zusammenstimmend, sanft gedämpft von Trauer, doch hochfeierlich und Unsterblichkeit verkündend.

Neben dem Schweigen der Freunde gibt es noch andere tiefere Ursachen, welche den Ruhm Rude's bei Lebzeiten nicht so hoch aufwachsen ließen, als er seinem gesunden Keime nach hätte aufwachsen sollen. Rude war ein Fremder im modernen Frankreich. Jede Zeit, die ihr Gebäude vollendet, läßt vorspringende Steine an ihrem Gebäude, an denen die nachfolgende Zeit weiterbauend anknüpfen kann. Aber die nachfolgende Zeit baut manchmal an einem anderen Punkte an, und die vorspringenden Steine ragen einsam, traurig, ruinenhaft in die Luft. Ein solcher vorspringender Stein seiner Zeit, der besten und schönsten Zeit der französischen Revolution, war François Rude. Das moderne Frankreich hat an einer entgegengesetzten Seite weitergebaut. F. Rude war einsam, festgewurzelt in jenem Gebäude, das auf Grundsätzen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Liebe aufgeführt worden. Sein Atelier in der fernen und stillen Rue d'Enfer ohne allen koketten Schmuck, wie ihn Künstler lieben, um ihre Werkstatt interessant zu machen, nur mit Dingen angefüllt, die nothwendig zur Arbeit gehörten; in diesem Atelier fleißige und verehrungsvolle Schüler, welche vor Eintritt in diese Schule wissen mußten, daß sie allen Privilegien, allen Protektionen entsagen, die ihnen in anderen offiziellen Werkstätten winkten und ein sorgenfreies Leben versprachen, welche ferner wissen mußten, daß hier nur Arbeit verlangt und nur Kunstbildung, aber nicht der geringste weltliche Vortheil verheißen werde; in Mitte dieser Schüler der Meister in einfachster Arbeitertracht, aus

dessen Zügen Strenge der Sitten, unüberwindliche Festigkeit der Ueberzeugungen und außerordentliche, lächelnde Milde und Heiterkeit des Gemüthes sprechen, dessen Kopf wie von ihm selbst gemeißelt, dessen Hand Porphyr und Erz zu bemeistern geeignet scheint — alles Das zusammengenommen bildet einen herrlichen Anachronismus, in den man sich gerne vertieft, wie man sich in den Traum von vergangenen großen Zeiten zu versenken liebt. Wie gern hätte man oft stundenlang in diesem Atelier geträumt, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Meister die Träumer nicht liebte, er, der immer thätig war und jeden Traum in eine That verwandelte.

Doch erzählen wir das Leben dieses Künstlers, das an sich ein tadelloses, harmonisches Kunstwerk war.

François Rude erblickte das Licht der Welt am 4. Januar 1784 zu Dijon in Burgund, und er war ein ächter Burgunder. Im Ausland, wenn man von Frankreich spricht, hat man immer Paris und die Zentralisation im Auge und mit einem gewissen Rechte, denn Paris ist die Quintessenz Frankreichs, da seine Einwohner, von denen die Statistik behauptet, daß sie nicht die vierte Generation erreichen, sich ununterbrochen aus der Provinz rekrutiren. Aber die verschiedenen Volksstämme haben trotz der Einheit Frankreichs, von der so viel gesprochen wird, trotz der gewaltigen Zentralisation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre verschiedenen Charaktere bewahrt bis auf diesen Tag. Man konnte die Namen und alten Gränzen der Provinzen aufheben, man konnte den angeborenen Geist, die angeborenen Familien-Eigenthümlichkeiten, Familien-Tugenden und Fehler nicht abschaffen. Der Kenner der Provinzen weiß, wie gewaltig noch heute der Unterschied zwischen Franzosen und Franzosen. Wir wollen nur die Hauptstämme mit ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten erwähnen. Der Bretone von alter, ungemischter Race, an der entferntesten Gränze des Reiches wohnend, hat sich mit dem eigentlichen Frankreich und mit seiner Zeit niemals Eins gefühlt. Er liebt es, sich zu vertiefen, und lebt entweder in der Zukunft oder

in der Vergangenheit; träumend von dieser oder jene mystisch oder auch rationalistisch aufbauend. Abailard, Cartesius (ein Bretone, obwohl durch Zufall in der Touraine geboren), Chateaubriand, Lamennais, Renan, Brizeux und andere größere und kleinere Landsleute sowie der spekulative und mystische Geist der Bretagne überhaupt sprechen dafür. Wie ganz anders schon sind die benachbarten Einwohner der Touraine, des Blaisois, des Orleannais, überhaupt die Söhne des mittleren Frankreichs geartet! Sie sind die wahren Franzosen, wie man sie sich allgemein im Auslande vorstellt, wie sie zumeist in der Geschichte als leichtsinniges Volk, als Musketäre, als geistreiche Spötter auftreten. Diese stehen immer und ganz in ihrer Zeit, ob sie sie nun angreifen oder sie nur bespötteln, wie Rabelais, Courier, Balzac rc. Der Südländer der Gascogne, Languedocs, der Provence gehört nicht sowohl seiner Zeit als vielmehr dem Augenblicke an. Er läßt sich hinreißen, er ist voll Feuer und Pathos, ein begeisterter Apostel und Kämpfer für alle Beschlüsse, die er selber faßt oder die Andere für ihn fassen. Aber er gibt sich schnell auf und erschöpft sich im Pathos, und die Saaten, die er gesäet hat, pflegt der Nordländer und trägt sie heim. Darauf versteht sich vorzugsweise der kluge, ausdauernde, kühle Normann mit seinen Nachbaren, den Pikarden u. A. Er bemächtigt sich des genialen Gedankens des Südländers und führt ihn praktisch aus; am Feuer der südlichen Begeisterung kocht er gemächlich seine Suppe. So beherrscht er den Süden. Zwischen dem Nord- und Südländer steht der Burgunder, wohl der begabteste und tüchtigste Stamm Frankreichs, der die Eigenschaften der beiden Nachbaren in sich vereinigt. Er denkt und handelt; er faßt den Gedanken und führt ihn selber aus und genießt selber die Früchte. Das hat er seit den ältesten Zeiten in einer unendlichen Reihe der verschiedensten Männer bewiesen, von Bernhard v. Clairvaux und früher angefangen über Buffon herab bis auf Monge und Franz Rude.

Dieser war ein ächtester Sohn seines Stammes, denn er kam

aus den untersten ungemischten Klassen des Volkes. Sein Vater, ein Schmied, war stolz auf seinen Stand wie auf sein Handwerk und auf die Wohlthat, die er Frankreich durch Erfindung der sogenannten „preußischen Kamine“ glaubte erwiesen zu haben. Er hatte diese Kamine auf seiner Wanderschaft durch Süddeutschland kennen gelernt und paßte sie dem französischen Bedürfniß an. Bald wurden sie in Dijon populär, und ihre Verfertigung nährte ihn reichlich. Kein Wunder, daß er diesen Nahrungszweig und die Ehre, die er mit sich brachte, auf seinen Sohn zu vererben und seinen Namen auf ewig mit dem der preußischen Kamine zu verschmelzen wünschte. Aber der kleine François Rude hatte, bevor er den Schmiedehammer in die Hand nahm, noch eine andere Schule durchzumachen.

Sein Knabenalter fiel in die heißeste Zeit der Revolution, in jene Zeit, da man einander mit römischen Namen anrief und so schnell als möglich, etwas treibhausmäßig, republikanische Bürger großzuziehen suchte. Aecht französisch fing man damit an, daß man schon acht- bis zehnjährige Knaben in die Uniform steckte und aus ihnen Regimenter bildete, welche einen Theil der Nationalgarde ausmachten. Diese Regimenter exerzirten und machten alle Festlichkeiten der wirklichen Nationalgarde mit. Des Morgens erschienen sie auf dem Paradeplatz, des Abends führten sie auf der Bühne, vor dem ganzen Publikum, um die Büste Marats und Robespierre's militärische Evolutionen auf und sangen sie mit ihren unschuldigen Stimmen unter enthusiastischem Applaus das Lied Rouget de Lisle's. Am Sonntag marschirten sie in die Kirche, wo ihnen ein Stadtrath eine Rede über die Tugenden und Pflichten des Bürgers hielt. Alles Das war geeignet, Affen oder Komödianten zu bilden; aber tiefere Gemüther erfassen überall das Erndstere, und dasselbe Schauspiel, das den Einen zum Gecken macht, ist geeignet, in dem Andern heldenmüthige und männliche Gefühle zu wecken. Das Letztere war bei F. Rude der Fall, der im Regiment Royal Bonbon diente und der sich noch im spätern Alter mit Rührung des kindischen Spieles und

mit Ehrfurcht der Gefühle erinnerte, welche bei den ermahnenden Worten des Bürgers Stadtrathes in ihm Wurzel faßten. Vielleicht, daß eben in jener kindischen Zeit sich in ihm die Grundsätze festigten, auf denen Rude sein Leben lang fest und glänzend dastand, wie eine Erzstatue auf ihrem Piedestal. Wenigstens zeigte er schon damals einen Muth, eine Charakterfestigkeit, die des künftigen heitern Stoikers würdig gewesen. Als nämlich nach dem neunten Thermidor und dem Sturze der Bergpartei ein Theil der Nationalgarde und mit ihr das Regiment Royal Bonbon aufgelöst wurde und die Waffen abliefern mußte, weigerte sich der kleine Rude, sein civisches Recht des Waffentragens aufzugeben. Trotz dem Beispiele, das ihm große und kleine Bürger gegeben, trotz allen Drohungen behielt er seine Waffen und wußte er sie so gut zu verbergen, daß er unter allen ausgeschiedenen Nationalgardisten Dijons der Einzige war, der im Besitze derselben verblieb. Was sollte man mit ihm anfangen? Konnte man den zehnjährigen Bürger guillotiniren, unter einem Regierungswechsel, der eben gegen die Guillotine gerichtet war? —

Kurze Zeit nach Auflösung des Regimentes Royal Bonbon, sobald Rude den Blasebalg zu bewegen und einen Hammer zu schwingen im Stande war, trat er in die Werkstatt seines Vaters und begann seine Laufbahn, wie Quintin Messis, Peter Vischer, Sasso Ferrato, als Zyklop. Sechs volle Jahre verbrachte er so als Lehrling und Geselle seines Vaters, bis ihm sein Künstlerberuf durch einen Zufall enthüllt wurde. Ein rothglühendes Eisen war ihm auf den Fuß gefallen und machte ihn während mehrerer Wochen zur Arbeit unfähig. Als Rekonvaleszent an den Krücken durch die Gassen schleichend, kam er an der neuerlich durch Herrn Devosges gegründeten Zeichenschule vorüber, wo eben die öffentliche Preisvertheilung stattfand. Rude trat ein. Beim Anblick der ausgestellten Zeichnungen war es ihm, als ob er auch Dergleichen zu schaffen im Stande wäre, und ein unwiderstehlicher Drang, so zu thun, wie die preisgekrönten Schüler gethan hatten, bemächtigte sich seiner. Er hinkte nach Hause und

flehte seinen Vater an, ihm den Besuch der Zeichenschule zu gestatten. Nach langem Bitten wurde es ihm gewährt, täglich des Abends nach Schluß der Werkstätte die Schule auf zwei Stunden besuchen zu dürfen, aber auch nur unter der Bedingung, daß er niemals Künstler werde, daß er unter Tags mit dem Vater arbeiten und die in der Zeichenschule gewonnenen Kenntnisse nur zur Ausbildung und zum Schmuck des Handwerks verwenden solle. Daß Rude Letzteres gethan, beweist ein eiserner Balkon zu Dijon, dem man es ansieht, daß ihn ein kunstbegabter Schmied geschmiedet.

Schon nach einjährigem Besuche der Schule trug Rude drei Preise heim: den ersten Preis in der Ornamentirkunst in Gestalt einer goldenen Medaille; den zweiten in Gestalt einer silbernen für seine Zeichnungen nach lebendem Modell, und endlich ein Accessit für eine nach der Natur in Thon gemodelte Figur. Den Mangel an Zeit ersetzte der arme Schmiedegeselle, der den ganzen Tag den Hammer schwingen mußte, durch angeborenes Talent, durch Begeisterung für seine Kunst und durch jenes große Mittel, das er allen Künstlern als das wirksamste, als das am Sichersten zum Ziel führende empfiehlt: durch ausdauernden, hartnäckigen Fleiß. Devosges, der Direktor der Schule, der von Anfang an die große künstlerische und moralische Begabung seines Schülers erkannt hatte, stand ihm mit seinen einsichtsvollen und gesunden Rathschlägen treu zur Seite. Bald wurde der Lehrer der begeisterte Freund seines Schülers, in dem er das verwirklichte Ideal Dessen sah, was er dereinst aus sich selbst hatte machen wollen. Es wurde das eine Freundschaft, die sich in aller Zukunft auch keinen Augenblick verleugnete. Sie fing damit an, daß Devosges seinem vielversprechenden Schüler Papier und Bleistift lieferte, die sich dieser aus eigenen Mitteln nicht anzuschaffen vermochte.

Die vielfachen Zeichnungen und Kopien nach Antiken und nach den größten Meistern der neuen Zeit, die Rude in der Akademie zu Gesichte bekam, machten ihn auf die Verschiedenheit der Auffassung und Ausführung, auf die Verschiedenheit der einzelnen Künstler und ihrer Werke und endlich auf die Verschieden-

heit der Zeiten, in denen diese Kunstwerke entstanden, diese Künstler gelebt, aufmerksam. Der denkende Jüngling konnte sich mit dieser äußerlichen Beobachtung nicht begnügen; er mußte diese Erscheinung ergründen, und welch ein Feld des Studiums eröffnete sich ihm damit! Mußte er nicht die Völker kennen lernen, die solcher Ideale fähig waren? mußte er nicht einen Blick in ihre Entwickelungsgeschichte werfen? und was hat sie begeistert? und wer sind ihre Helden und Götter? und welche Mittel wandte man zu allen Zeiten an, sie darzustellen? Wo sind die alten Ueberlieferungen aufzufinden, die uns sagen, wie Ideal und Wahrheit in Eins verwachsen? Geschichte, Mythologie, Poesie, Geometrie, Anatomie und wie viel Anderes war noch zu studiren, um all diese Fragen zu beantworten. Und so lag zwischen den Stunden am Studirtische in der Dachstube und zwischen den Stunden am Amboß oft nur ein ganz kurzes Stündchen Schlaf. Wieder war es der edle Devosges, der zu diesen nächtlichen Studien die Bücher und selbst die Kerzen lieferte. Damals legte Rude den Grund zu den tiefen und ausgezeichneten Kenntnissen, die ihn sein Lebenlang unter seinen Kollegen in der Kunst zu einer auch in dieser Beziehung hervorragenden Erscheinung machten.

Diese Studien dauerten mehrere Jahre. In der Schule glänzte er bereits als Künstler; im Umgang mit den Gebildetsten seiner Vaterstadt als ein an Wissen sehr reicher Geist. So trat die Disharmonie zwischen seiner Bildung, zwischen den Hoffnungen, die man von ihm hegte, und seiner täglichen Beschäftigung immer greller hervor. Die Besten der Stadt bestürmten den Vater, doch den so hochbegabten Sohn die Laufbahn, für die er offenbar geboren war, ganz und ungehindert betreten zu lassen. Lange umsonst. Endlich gab der Vater nach, und Rude sollte den Schmiedehammer wegwerfen, um den Meißel zu ergreifen. Da wurde der Vater durch eine Lähmung aufs Krankenbett geworfen, und die Ernährung der Familie fiel dem jungen Künstler als unabweisbare Pflicht anheim. Als Schmied war er noch nicht so weit, um das Geschäft des Vaters selbständig fort-

setzen zu können, und als Künstler? — er war noch ein Schüler, ohne Namen, ohne Geld und in einer Provinzstadt! Mit der ihm eigenen Charakterstärke entschloß er sich schnell, und wir sehen ihn plötzlich als Gesellen eines Zimmermalers, wie er Farben reibt, Schnörkel an Sims und Schränken malt und Fenster und Thüren anstreicht.

Aber Freund Devosges wird seinen Schüler und eine große Zukunft nicht so zu Grunde gehen lassen. Während Rude Fenster und Thüren anstreicht, eilt er von Haus zu Haus, ob er ihm nicht eine seines Talents würdigere Beschäftigung schaffen könnte. Dem unermüdlichsten Freundeseifer gelingt das Unwahrscheinlichste. In der guten Stadt Dijon wird es plötzlich Mode, nicht mehr, wie es alter Brauch gewesen, Familiengemälde aufzuhängen, sondern Familienbüsten aufzustellen, und Rude steht wieder vor Thon, ja selbst vor Marmor und versieht die Familien mit Laren und Penaten. Mehrere seiner Büsten machen Aufsehen. Herr Devosges — immer der gute Herr Devosges — hat nun den Muth, ihn dem kunstverständigen Herrn Fremiet, einem höheren Steuerbeamten, vorzustellen, für den er eine Büste seines Schwiegervaters ausführen soll. So kommt Rude mit einer Familie in Berührung, die ihm eben so theuer wird wie Devosges und die auf sein ganzes Leben den entscheidendsten Einfluß ausübt. Rude wird bald so intim in der Familie, daß er sich leicht bewegen läßt, eine Stube im Hause anzunehmen, in der er seine Arbeit mit größerer Bequemlichkeit ausführen kann. Man lernt sich immer näher kennen, immer inniger lieben, und Rude ist ein Sohn des Hauses. So vergeht eine schöne und glückliche Zeit. Rude gewinnt genug, um seine Familie zu ernähren; er hat ein Atelier, er wird als Künstler betrachtet, er studirt, er arbeitet, er hat theuere und treue Freunde. Das Kriegsjahr 1805 droht, ihn seinem Glücke zu entreißen; denn Napoleon ruft Alles zusammen, was Frankreich an junger Kraft besitzt. Rude hat einundzwanzig Jahre und kann sich nicht länger der Konskription entziehen. Aber der gedankenlose Zufall, der ihn eine böse Nummer ziehen läßt,

wird durch die Freundschaft unschädlich gemacht, indem Herr Fremiet von seinem bescheidenen Vermögen soviel hergibt, als nöthig wär, um einen Stellvertreter zu bezahlen. So vergingen dann noch zwei glückliche und fleißige Jahre.

Endlich im Jahre 1807 entreißt er sich dem liebevollen Umgange und wandert, dem eigenen Drange und dem Rathe der Freunde folgend, nach Paris, um die Welt zu sehen und in die Schule größerer Meister zu treten. Mit einer Gipsstatue, die einen Theseus vorstellte, und mit einem Empfehlungsschreiben von Devosges bewaffnet, stellt er sich dem berühmten Denon vor. Dieser nimmt die Theseusstatue für die Kopie einer Antike, und über diesen Irrthum mehr erfreut als beschämt, macht er sich zum Beschützer des jungen Künstlers, dem er den Eintritt in das Atelier des Gaules verschafft, wo eben an der Vendomesäule gearbeitet wurde. Ein Theil der Basreliefs am Piedestal wurde nach einigen Probearbeiten sofort dem Neuangekommenen übergeben. Zur selben Zeit öffnete ihm der Bildhauer Cartelier sein Atelier.

Wenige Monate darauf nahm er an dem Konkurs der Akademie Theil und gewann einen Preis, der ihm die Pforten dieser pedantischen Schule öffnete. Mit dem Eintritt in dieselbe begann für Rude eine Zeit, die er sein Leben lang als eine verlorene betrachtete. Der offizielle, pedantische Unterricht, der dem Schüler ein lebloses, aller Natur und Wahrheit widersprechendes Ideal hinstellt, brachte ihn um alle Früchte, die er durch anhaltendes Studium nach der Natur, nur seinem gesunden Sinn und den guten Rathschlägen des Herrn Devosges folgend, mit Mühe und Ausdauer errungen hatte. Eben so großer Mühe und Ausdauer bedurfte er später, wie er oft versichert hat, um sich wieder von den todten und starren Regeln zu befreien und zu den ersten unbeirrten Anschauungen der Jugend zurückkehren zu können. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er sich auf schlechten Wegen befand, und der Zwiespalt, der zwischen dem Schüler, der auf die Worte des Meisters schwören muß, und der frischen, gesunden, unabhängigen Künstlernatur entstand, machte ihn um so unglücklicher,

als er zu gleicher Zeit sehr harte Kämpfe mit dem äußeren Leben zu bestehen hatte. Diese Kämpfe, in denen Hunger, Elend, Entbehrung jeder Art die Hauptrollen spielen, sind in Künstlerbiographien schon so oft geschildert worden, daß wir uns dabei nicht länger aufhalten wollen. Wir wollen nur erwähnen, daß dieser schreckliche, für Körper, Geist und Charakter oft so sehr gefährliche Kampf bei Rude an fünf Jahre gedauert, daß er ihn nicht nur nicht gebrochen, sondern im Gegentheil geläutert und gestählt hat für das ganze künftige Leben. Arbeit und Entsagung bauten ihm Brücken über die Abgründe, in die so Viele versinken, um nie wieder aufzutauchen. Im Jahre 1812 steht Rude, der hungernde Zeichenlehrer im abgeschabten Rocke, als ein Mann da, der sein edles Ziel jenseits der Abgründe nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, der dem schlechten Geschmack oder irgend einem äußerlichen Bedürfniß nicht das geringste Zugeständniß gemacht, der seine Unabhängigkeit und seinen ganzen Stolz bewahrt hat und dem endlich eine gewichtige und dießmal fruchtreiche Lorbeerkrone aufs Haupt gelegt wird. Er erhielt den großen römischen Preis, jenen Preis, der dem Gekrönten eine Reise nach Rom und mehrjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt sichert, Muße zur Ausführung eines großen Werkes gewährt und der Anfang einer ruhmvollen Laufbahn werden kann.

In Folge der Preiskrönung erhielt Rude sofort mehrere bedeutende Arbeiten, u. A. sollte er die Basreliefs für den Obelisken ausführen, welchen der Kaiser der „großen Armee" zu Ehren in der Nähe des Pont-Neuf errichten wollte. Die Begebenheiten verhinderten dessen Ausführung. Rude verlor mit dieser Arbeit, die ihn außerdem von der römischen Reise abhielt, nahe an zwei Jahre. Erst im Jahre 1814 machte er sich auf, um vor Allem seine Freunde in Dijon zu besuchen und dann dem gelobten Lande der Kunst zuzueilen. Er befand sich eben in seiner Vaterstadt, als ganz Frankreich in ungeheure Aufregung gerieth, denn Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Alles, was frei dachte, was das Vaterland liebte, was die fremde Einmischung verab-

scheute, kurz alle nationalen Parteien standen damals auf Seiten des Kaisers, um die Trikolore geschaart, gegen die Lilien. Doch erzählen wir die muthige Rolle, die Rude um diese Zeit zu spielen bestimmt war, mit den Worten eines vertrauten Freundes, dessen Aufzeichnungen, für Freunde abgefaßt, vor uns liegen. Dieser erzählt:

„Im Monat März 1815 befand sich die Herzogin von Angoulême zu Lons-le-Saulnier; Marschall Ney war ihr mit einer Division von 18,000 Mann dahin gefolgt, um den Eifer der Royalisten in der Provinz zu schüren, dem Kaiser entgegen zu marschiren und ihn in seinem Vordringen aufzuhalten.

„Der Kaiser kam über Lyon und Chalons. Man wußte bald, daß die Regimenter Ney's über Auxonne auf Dijon losrückten. Die Dijoner Royalisten, auf die Armee zählend, hatten alle weiße Kokarden aufgesteckt und die Lilienfahne aufgepflanzt.

„Rude versuchte es mehrere Male, sich die Schlüssel zum Thurme „Logis-du-Roi“ zu verschaffen, um die ungeheure weiße Windfahne an seiner Spitze mit den drei Farben zu bemalen. Der Thürhüter Droin, obwohl nicht ins Vertrauen gezogen, verweigerte sie ihm standhaft.

„Bei der Nachricht, daß das erste Regiment sich schon der Stadt nähere, hatte Herr Fremiet, der bei der Bonapartistischen Partei in großem Ansehen stand, die Absicht, die entschlossensten und thätigsten Gesinnungsgenossen zu versammeln, sich mit ihnen in die Berge zu werfen und sich dem Kaiser anzuschließen. Rude übernahm es, sie in einem gewissen Kaffeehause, unterhalb der Wohnung des Herrn Devosges, zu versammeln. Die Zeit drängte; die Stadt, angefüllt mit Soldaten, die weiße Kokarden trugen, hatte ein bedrohliches Aussehen. Wie sollte man die Bonapartisten über das Vorhaben belehren?

„Nach vielem Hin- und Hergehen tritt Rude in das Kaffeehaus; es war leer. Aber in einer Stube jenseits des Hofes findet er fünf Patrioten, die dreifarbige Kokarden tragen .... In diesem Augenblicke hört man die Trompete; es war die Avant-

garde, die durch die Gasse Chabot-Charny einzog. Die sechs Männer, entschlossen trotz ihrer kleinen Zahl, treten heraus und stellen sich vor dem Brettergerüste des Theaters, an dem eben gebaut wurde, in Schlachtordnung auf. — Ein Husarenregiment, mit langen Bärten und in Kalpaks, Schwert in der Faust und die weiße Kokarde auf dem Kopfe, rückt geraden Weges auf sie los.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar. Wenn Rude diese Episode erzählte, pflegte er zu sagen: ‚Die Soldaten brauchten nur ihre Degen zu senken, um uns an die Bretter zu nageln.' Aber das erste Peloton betrachtet die kleine Schaar, betrachtet die trikoloren Fahnen und Kokarden dieser sechs Männer, macht seine Schwenkung und marschirt ruhig in die andere Gasse. Darauf rückt das zweite Peloton heran.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar zum zweiten Male und mit mehr Kraft. Die Soldaten sehen sie an, zaudern, und wie ‚Schwenkt' kommandirt wird, erwidern sie mit dem allgemeinen Ruf: Vive l'Empereur! Die Ersten, welche schweigend vorbeigezogen waren, wiederholen nun diesen Zuruf, welcher sich mit der Schnelligkeit einer Explosion die ganze Linie des Regimentes entlang fortpflanzt.

„Damals und in diesem Momente geschah es, daß sich die Division des Marschalls Ney an die Imperialisten anschloß .....

„Der Marschall, der im Hotel de la Cloche wohnte, sah seine Truppen von seinem Balkon aus defiliren und empfing ihre enthusiastischen Zurufe selber mit Enthusiasmus."

Wir erzählen diese Episode aus dem Leben Rude's des historischen Interesses wegen, nicht um ein Zeugniß für seinen Muth abzulegen. Denn klein ist dieser Muth, sich Bajonetten und dem Schafotte entgegenzustellen, neben dem Muthe, den er bald nach jenem historischen Ereignisse im Kreise seiner kleinen Privatwelt zu zeigen hatte, neben dem höheren Muthe, einer ungewissen Zukunft, allem Elende des Exiles und der gezwungenen Arbeit entschlossen entgegen zu gehen, eine glänzende und sorgenlose Laufbahn aufzugeben, um einer Pflicht des Herzens freiwillig zu genügen.

Das Reich Napoleons war faul wie sein Herrscher und dauerte nicht hundert Tage. Das Bourbonische Regiment machte sich zu allen jenen Maßregeln der Rache und der Verfolgung bereit, die man unter dem Namen des „weißen Schreckens" zusammenfaßt. Kein Patriot war seines Lebens sicher; wer nicht von den servilen Gerichten verurtheilt wurde, war in der Gasse und im eignen Hause von der Rache fanatisirter Horden bedroht. Rude, zu jener Zeit noch ganz unbekannt, blieb unverfolgt; Niemand achtete der Rolle, die er während der hundert Tage beim Einzuge des Marschalls Ney zu Dijon und später als Freund des Herrn Fremiet und als patriotischer Propagandist gespielt hatte. Auch hatte er Paß und Reisegeld in der Tasche, um offiziell nach Rom abgehen zu können. Aber Fremiet, ein Notable Dijons, hatte an der Spitze der Burgunder Patrioten gestanden; auf ihn richteten sich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo die Blicke der wüthenden Royalisten, und gleich nach dem Falle von Paris sollte er verhaftet werden. Gewarnt, entschloß er sich, die Flucht zu ergreifen. Bewaffnet ging der junge Rude neben ihm einher, durch die Nacht und auf abgelegenen Wegen von Dorf zu Dorf schleichend. Oft waren der Flüchtling und sein Beschützer in Gefahr, verrathen zu werden, denn überall lauerten die Royalisten. Rude hatte jeden Tag, während der ganzen Wanderung, Gelegenheit, bald seinen Muth, bald seine Verschlagenheit zur Rettung seines Freundes zu beweisen. Durch hundert Abenteuer gelangten sie endlich an eine Station, wo gute Pässe für Fremiet bereit lagen und von wo aus er sicher über die belgische Gränze gelangen konnte. Auf dieser gefährlichen und abenteuerlichen Wanderung trafen die beiden Flüchtlinge mit dem ebenfalls flüchtigen Louis David, dem berühmten Maler, zusammen. Herr Fremiet war in Sicherheit. Aber Rude glaubte seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er kehrte nach Dijon, wo ihm indessen die Angeberei Schlingen gelegt hatte, zurück, ordnete die Angelegenheiten Fremiets und reiste endlich mit dessen Frau, beiden Töchtern, einer Schwester und einer fünfundachtzigjährigen

Mutter dem Familienhaupte nach Brüssel nach. Herr Fremiet hielt sich für Alles, was er einst für den jungen Künstler gethan, durch Monate lange Gefahren, Mühen und Drangsale reichlich bezahlt und drang nun in Rude, seine Reise nach Italien anzutreten und die durch die politischen Ereignisse unterbrochene, so sehr hoffnungsvolle Laufbahn wieder aufzunehmen. Aber davon wollte Rude nichts hören. Ade, ersehntes Italien! Ade, Ruhm und Reichthum! Ade, Vaterland! Rude macht sich zum Exilirten und bleibt in Brüssel, um für seine Freunde, die durch die Verbannung aller Mittel beraubt waren, zu arbeiten und zu sorgen.

Ach! welche Kämpfe jetzt begannen! Kämpfe mit der täglich sich neu gebärenden Noth, Kämpfe mit der Sprödigkeit der Kunst, die nur dem ausdauerndsten Liebhaber ihre Gunst gewährt, und endlich jene unerquicklichsten Kämpfe mit der kleinlichen Eifersüchtelei, mit dem Künstlerneid, mit dem Kirchthurmpatriotismus. Brüssel besaß damals zwei sehr mittelmäßige Bildhauer, Godecharles und Van-Geel, welche für große Künstler galten und von einer Schaar von Trabanten umgeben waren. Diese thaten alles Mögliche, um den Fremden, in dem sie bald einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, zu unterdrücken, und da er doch nach und nach bekannt zu werden anfing, haschten sie ihm alle Bestellungen vor dem Munde weg, um ihn auszuhungern und zum Rückzuge zu zwingen. Der Architekt Vanderstraeten war klüger. Er suchte Rude nicht zu unterdrücken, sondern auszubeuten, nicht auszuhungern, sondern kümmerlich zu ernähren, um ihn in seiner Abhängigkeit zu erhalten und so lange als möglich zu benutzen. Vanderstraeten hatte im Auftrage der neuen holländischen Regierung mehrere öffentliche Gebäude und im Auftrage der belgischen Stände den Palast von Trevueren für den holländischen Erbprinzen aufzuführen. Rude, dessen großes Talent er zu schätzen wußte, half ihm sowohl bei Entwerfung der Pläne, als bei der Ausschmückung der vollendeten Gebäude mit allerlei Ornamenten, Basreliefs und Statuen. Der Architekt machte ihm große, eines großen Künstlers würdige Versprechungen und bezahlte ihn wie

einen gemeinen Arbeiter. Die Regierung, die ihre Paläste mit so prächtigen Kunstwerken bevölkert sah, wurde wohl auf Rude aufmerksam, aber sie hielt es nicht für gut, einen Verbannten zu unterstützen, und erachtete es für klüger, die von der Zivilliste zur Unterstützung der Künste ausgesetzte Summe in dem neu gewonnenen Lande zu ihrer Popularisirung zu benutzen und sie nur den einheimischen Künstlern zufließen zu lassen.

Indessen aber wuchs doch der Name Rude's; die uneigennützige Jugend erkannte den Unterschied zwischen ihm und den einheimischen Größen, und die Schüler drängten sich in Menge zu ihm. Er eröffnete ein Atelier in einer alten verfallenen Kapelle, und in dieser Kapelle bildete der von Belgien so sehr vernachlässigte und verfolgte Meister viele jener Künstler, die später dem Lande Ruhm gaben und es als eines der Heimatländer der Künste erscheinen lassen. Das Atelier schaffte Rude viele Freunde, viele begeisterte Schüler, viele innere Befriedigung; seine materielle Existenz verbesserte es nicht, denn es war gegen seine Grundsätze, sich von seinen Schülern bezahlen zu lassen. Sein Unterricht war eine freie Gabe, die er gern austheilte, wie ein Apostel seine Lehren. Nur die Modelle mußten die Schüler bezahlen.

Eine Helferin erstand dem ringenden Künstler in Fräulein Sophie Fremiet, die schon früher in Dijon eine der besten Schülerinnen Devosges' gewesen und die jetzt der ebenfalls verbannte David zu einer Künstlerin ausbildete, zu einer solchen Künstlerin, daß er ohne Anstand manches ihrer Bilder mit seinem Namen unterzeichnete. Diese trug nun mit einen Theil der Last, die sich der edle Rude ursprünglich allein auferlegt hatte. Auch Herr Fremiet hatte eine kleine Anstellung gefunden und schrieb außerdem Abhandlungen über Kunst, die zu jener Zeit stark gelesen wurden.

So kam nach Stürmen einige Ruhe in dieses vielbewegte Künstlerleben, und in dieser Ruhe bildete sich bald ein stilles, idyllisches Glück. Im Jahre 1821 heirathete Rude die Tochter seines Wohlthäters, Sophie Fremiet, und erreichte damit das höchste Ziel irdischen Glückes, das er seit Jahren geträumt hatte.

Sophie Fremiet gab ihm sein Leben lang so viel Glück, als ein edles, anmuthiges, hochbegabtes Weib geben kann. Seine Häuslichkeit war voll stiller Zufriedenheit; in ihrem Schooße verflossen jene reichen Abende, von denen man noch heute in Brüssel zu erzählen weiß, jene Abende, wo Rude und David mit Freunden und Schülern über Kunst sprachen, oder wo bei erquickender Musik von der Arbeit des Tages ausgeruht wurde. Der Tag verstrich im Atelier, in der Mitte von Schülern, die begeisterte Freunde waren und die Arbeit des Meisters oft mit ihrem Gesange oder mit Musik begleiteten. Selbst in den härtesten Zeiten hatte Rude die ihm eigene Heiterkeit, Güte und Milde des Gemüthes nicht verloren; im Glücke traten alle diese Eigenschaften zugleich mit einer erhöhten Produktivität noch glänzender hervor.

So vergingen wieder Jahre. Rude hatte wieder ganze Paläste mit seinen Werken geschmückt, ohne dadurch an Ruhm oder Gold reicher zu werden. Zufällig kam ein alter Freund, der Bildhauer Roman, durch Belgien. Er sah die Werke Rude's und war erstaunt, diesen nach solchen Schöpfungen in so sehr bescheidenen Verhältnissen zu finden, und noch mehr erstaunt war er, daß sein Name noch ganz und gar nicht über die Gränze ins Vaterland des Künstlers gedrungen war. Er redete ihm zu, nach Paris zu übersiedeln, und Rude war um so leichter zu bewegen, als ihn sowohl wie seine Frau die Sehnsucht nach der Heimat zurückzog. So machte er sich denn im Jahre 1827 mit seinem Weibe und dem neugeborenen Sohne auf, um die Gränze des lang entbehrten Vaterlands zu überschreiten und als ganz unbekannter Mann in seinem dreiundvierzigsten Jahre eine neue Laufbahn anzutreten.

Aber es scheint, daß die Rückkehr ins Vaterland für ihn so viel wie eine Auferstehung bedeutete.

Der Riese hat die Mutter berührt,
Und es wachsen ihm neu die Kräfte.

Alles, was er in Belgien geleistet, steht tief unter den Arbeiten, die er auf französischem Boden ausführte. Während seiner

ganzen belgischen Zeit mußte er sich den Anforderungen Anderer unterordnen und hatte er mit sich selbst zu kämpfen, um die schlechten Gewohnheiten, die ihm die Akademie eingeimpft, wieder los zu werden. Seine ersten Arbeiten in Frankreich zeigen ihn von der Schule emanzipirt, in seiner ganzen, ihm ganz allein eigenthümlichen, von allem Angelernten befreiten und gereinigten Urkraft. Es manifestirt sich der größte und eigenthümlichste Bildhauer des modernen Frankreichs.

Bei seinem Eintritt in Frankreich war jeder Schüler der Akademie oder eines Ateliers bekannter als der dreiundvierzigjährige Rude; aber sein alter Lehrer Cartelier erinnerte sich sein mit Liebe, und er war es, der ihm die erste Bestellung, eine Madonna für die Kirche St. Gervais, verschaffte. Diese und einen Merkur, der sich die Sohlen unterbindet, zeigte er, in Gips gegossen, in der nächsten Kunstausstellung dem Publikum. Aber Niemand kümmerte sich um die Gipsarbeiten des Unbekannten; und doch war es dieser Merkur, der bestimmt war, eines Tages im Louvre unter den Meisterwerken aller Zeiten aufgestellt zu werden. Charakteristisch für Rude ist es, daß zu seinen ersten Arbeiten eine Büste Devosges', seines alten Lehrers und Freundes, gehörte, die er für seine Vaterstadt ausführte. Devosges, der Edle, war indessen heimgegangen, und Rude arbeitete mit Pietät am Monumente des Freundes, dessen Züge seinem Herzen unverlöschlich eingegraben waren. Zu gleicher Zeit arbeitete er auf Bestellung des Museums der Marine an einer Büste Lapeyrouse's, des großen Seefahrers, und diese Bestellung war für seinen Ruhm entscheidend. Nicht die Büste selbst war es, die diese Entscheidung herbeiführte; es war ein Stück Marmor, das von dem zur Büste bestimmten Blocke übrig blieb. Schon lange hatte sich Rude gesehnt, eine selbständige Komposition in Marmor ausführen zu können, denn in Marmor, meinte er, werde er am Besten zeigen, was er zu leisten im Stande sei. Aber es fehlte ihm an Geld, um einen Marmorblock zu bezahlen, und so begnügte er sich mit dem kleinen Abfall jener Büste, um ein

Meisterstück zu schaffen, das, als es endlich im Jahre 1833 ausgestellt wurde, die ganze Künstlerwelt in Aufruhr brachte und Rude mit einem Male an die Seite der gefeiertsten Bildhauer stellte. Wir meinen den „Fischerknaben, der mit einer Schildkröte spielt," jene reizende Schöpfung, die man heute im Louvre sehen kann und die viel mehr in der benachbarten Galerie der Antiken zu Hause zu sein scheint, als unter den modernen Bildwerken. Nur die neapolitanische Fischermütze verräth es, daß wir ein modernes Werk vor uns haben. In der That behaupteten die Klassiker gleich beim Erscheinen dieses Werkes, daß sein Schöpfer zu ihrer Partei gehöre, während im Gegentheil die Romantiker geltend machten, daß die Natürlichkeit, die freie Grazie, die Abwesenheit alles Traditionellen Rude zu einem Romantiker stempele. Der Streit der beiden Lager der Klassiker und Romantiker, der damals in vollen Gluthen stand, trug nur dazu bei, den Ruhm Rude's und seines Werkes zu erhöhen, seines Werkes, das er unter Noth und Entbehrung ausgeführt hatte. Er mußte an demselben das Gröbste der Arbeit selbst übernehmen, und um während der Zeit nur leben zu können, war er gezwungen, einen Theil von seiner und seines Weibes Garderobe zu verkaufen. Auch die Fanfaren, die seinen Ruhm verkündeten, hörte er nicht, denn sie wurden von den Schlägen des Hammers übertäubt, der eben die Nägel in den Sarg seines einzigen, geliebten, hoffnungsvollen Sohnes schlug.

Sprechen wir nicht ausführlicher über diesen großen Schmerz, den auch Rude in das Leichentuch eines ewigen Schweigens gehüllt hat. Die Lücke in seiner Häuslichkeit suchte er durch die Adoption einer Nichte, die Leere in seiner Zukunft durch die Schöpfung unsterblicher Werke auszufüllen.

Schon die Bourbonische Regierung, auf Rude's Genie durch seinen Merkur aufmerksam gemacht, hatte liberal genug gedacht, um den Republikanismus des Künstlers zu vergessen, und hatte, nur die Schönheit des Nationalwerkes bedenkend, ihm die Ausführung des Arc de l'étoile überlassen wollen. Ein Theil des Frieses war vollendet, als die Julirevolution ausbrach und die Ausführung

verhinderte. Als man sie wieder aufnahm, sollte sie aufs Neue Rude übergeben werden und zwar auf Veranlassung Thiers'. Dieser Minister, ein ausgezeichneter Kunstkenner, der sich in seiner Jugend, ehe er sich in die politische Schriftstellerei geworfen, vorzugsweise mit Kunst und Kunstgeschichte beschäftigt hatte, gehörte zu den Ersten, die Rude's großes Talent und ihn als unter den lebenden Künstlern weit hervorragend erkannten. Kaum an die Regierung gelangt, bestellte er bei ihm eine Kopie seines Merkur und veranlaßte er die Uebertragung der Skulpturarbeiten am Arc de l'étoile an Rude. Aber in einem Lande, wo Alles von der Regierung zu leben gewöhnt ist, mußte eine solche Maßregel einen Aufruhr in der Künstlerwelt erregen. An einem Nationalwerke, hieß es, müssen alle nationalen Talente arbeiten; Jeder muß etwas von der ausgesetzten Summe in seiner Tasche nach Hause tragen. Der Sturm war so groß, daß Thiers weichen mußte, und vom ganzen Arc de l'étoile blieb nach langen Kämpfen für Rude ein einziges Basrelief übrig. Es ist das „le Départ“ oder der Abmarsch der Freiwilligen zur Vertheidigung des Vaterlandes; ein Basrelief, das unstreitig zu den größten Skulpturwerken der letzten Jahrhunderte gezählt werden muß. Dieses sein Basrelief ist ein großes, erhabenes Epos. Ich habe es nie gesehen, ohne an die Verse Homers zu denken, da Eris die Achaier zum Kampfe ruft; sie geben am Besten eine Idee vom Charakter wenigstens eines Theils dieses Werkes, und wir setzen sie darum hierher:

Zeus nun sandte daher zu der Danaer Schiffen die Eris,
Welche zu schrecklichem Wehe das Kriegsgraun trug in den Händen,
Und sie betrat des Odysseus gewaltiges, dunkeles Meerschiff,
Welches die Mitt' einnahm, daß beiderseits sie vernähmen ....
Allda stand die Göttin und schrie, machtvoll und entsetzlich
Laut in Achaias Heer und rüstete jeglichen Mannes
Busen mit Kraft, unläßig zu streiten im Feld und zu kämpfen.

So ist die Göttin des Krieges, die, machtvoll und entsetzlich schreiend, den Helm auf dem Kopfe, mit nacktem Schwert auf

den Feind deutend, mit grauenvoll ausgebreiteten Flügeln über die obere Hälfte des Bildes dahinfliegt. Ihrem Geschrei entspricht die Bewegung, die unter ihr entsteht. Da sind Greise, die zum Kampfe ermahnen, Jünglinge, die dieser Ermahnung nicht bedürfen und vorwärts stürzen; der Eine stößt in die Trompete, um das ganze Land aufzurühren, der Andere spannt den Bogen, der Dritte schwingt das Schwert, der Vierte sprengt auf wildem Schlachtrosse daher. Im Vordergrunde, gleichen Schritts und mit verschlungenen Armen, schreiten ein reifer Mann und ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling; das Gesicht des Mannes strahlt dieselbe Begeistrung, dieselbe Kampflust, wie das des Jünglings; das des Jünglings dieselbe ruhige Entschlossenheit und Größe, wie das des Mannes. Alles schreit und bewegt sich. Der ganze Stein wiederhallt von Kriegslärm, als wäre es ein Felsengebirge, in dem Hunderttausende eine Völkerschlacht schlagen. Man glaubt, eine Armee zu sehen und zu hören, und es sind ungefähr zehn Figuren. Niemals vielleicht ist in einem Basrelief mit so geringen Mitteln eine so große Wirkung erzielt worden. Man muß dieses Werk gesehen haben, um zu wissen, wie sehr der kalte Stein das Herz vor Aufregung, vor edlem Schauer erzittern machen kann. Dieser Stein ist das Denkmal Rude's; so lange er der Zeit widersteht, so lange wird der Name Rude's als der eines großen Künstlers im Andenken der Welt fortleben.

Nach dem Basrelief sollte Rude noch die Ornamentirung des Triumphbogens übernehmen, aber er gab sie auf, da er die Anforderungen der Regierung nicht mit denen seines Künstlergewissens vereinigen konnte. Es war in Louis Philipps Politik, öffentlich den Napoleonisten zu schmeicheln, aber im Geheimen sein Möglichstes zu thun, um die Erinnerungen an das Empire zu unterdrücken. So wollte er denn manche der Felder am Napoleonischen Triumphbogen mit Allgemeinheiten ausgefüllt und in den Ornamentirungen, die auf den kaiserlichen Adler berechnet waren, den gallischen Hahn angebracht sehen. Durch all Das wäre der Charakter des Denkmals verwischt, seine künstlerische

und historische Einheit gestört werden. Rude war nicht der Mann, um solche Zugeständnisse zu machen, und er zog sich einfach zurück. Thiers, der den Künstler für so viele Enttäuschungen schadlos halten wollte, benutzte jedes seiner Ministerien, um ihm wiederholt Stellen, Aemter, Titel und allerlei Ehrenbezeigungen anzubieten. Der Stoiker Rude dankte. „Ich habe, was ich brauche.“ Was sollte man mit einem Künstler anfangen, der den Orden der Ehrenlegion, den man ihm ins Haus schickte, niemals trug? der den römischen Preis, den er in seiner Jugend gewonnen hatte und den man ihm aufs Neue zur Benutzung anbot, nicht annahm? den man auf die Liste der Akademiker setzte und der sich wieder ausstreichen ließ, weil er zu bescheiden war, um sich auf den Platz zu setzen, von welchem der Tod eben seinen Freund Roman entführt hatte? mit einem Künstler, der jedes Mal über die Summen erstaunt war, die man ihm für seine Arbeiten bezahlte, selbst wenn diese Summen die Kosten der Arbeit kaum überstiegen? Der Herzog von Luynes, der bekannte Mäcen, für den er die Reiterstatue Ludwigs XIII., des Connetables und andere Skulpturen angefertigt, weiß davon zu erzählen, wie schwer es ihm geworden, Rude auf eine würdige Weise für seine Arbeiten zu belohnen.

Die Anträge des Ministers zurückzuweisen, wurde Rude sehr leicht, — er verachtete alle die hergebrachten Ehren, und er hatte keine Bedürfnisse. Gegen Ende der Dreißiger Jahre brachte er es endlich nach ununterbrochener Arbeit und Anstrengung zu einer Rente von 1200 Frcs., und nun erklärte er sich für alle Zukunft geborgen und unabhängig. Noch glücklicher als in dem Bewußtsein dieser Geborgenheit hatte er sich schon einige Jahre vorher gefühlt, als er es dahin gebracht, in dem stillen Thale der Bievre ein kleines Bauernhaus kaufen zu können. In diesem stillen Asyle verbrachte er mit seiner Familie und einigen intimen Freunden die Sonntage; die Wochen vergingen in beständiger Arbeit in seinem Atelier in der Rue d'Enfer, in der Mitte seiner zahlreichen Schüler. Bei der Arbeit ließ er sich vorlesen

meist aus dem Plutarch. Von Zeit zu Zeit unterbrach er den Vorleser mit dem Ausruf: „Quels hommes! quels hommes! Fumons une bonne pipe!“ So verfloß sein Leben auf einfache Weise, ohne viele äußerliche Abwechslung, und da es nicht der Zweck dieser Skizze ist, die Geschichte und Beschreibung seiner zahlreichen Meisterwerke zu geben, sondern nur sein Leben zu erzählen, so sind wir, da wir ihn aus den Stürmen in den Hafen begleitet haben, eigentlich mit unserer Aufgabe zu Ende. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß er endlich im Jahre 1843 die langersehnte Reise nach Italien angetreten. An der Seite eines Freundes durchflog er die an Kunstwerken reichsten Städte, und verjüngt kehrte er und mit neuem Muthe in sein stilles Atelier zurück. Sogleich nach seiner Rückkehr zerstörte er seine kleine Statue, „Ariste, die Bienen beweinend,“ dasselbe Werk, für das ihn die Akademie gekrönt hatte, die Akademie, die sich einbildet, daß man in Italien die Bestätigung ihrer Regeln findet. Rude, nachdem er die Antiken und die großen Werke der Renaissance gesehen, scheint anderer Meinung gewesen zu sein.

Von den Werken, die er nach seiner italienischen Reise geschaffen, erwähnen wir als die vorzüglichsten nur die Statue Napoleons, die sich auf einem Landgute in der Nähe von Dijon befindet und die ein Grenadier von Elba bestellt hatte, und das Grabmonument Godefroy Cavaignacs, das im Jahr 1847 vollendet wurde und auf dem Friedhofe Montmartre zu sehen ist. Eine französische Zeitung sagte bei Gelegenheit der Enthüllung dieses Denkmals: „Der Künstler, der fern lebt von Coterien, von Kabalen, von Gunstbezeugungen, der in seiner Ehrenhaftigkeit und seiner Kunst alt geworden, der sich in seiner Ueberzeugung und in seinem Gewissen verschanzt hat wie in einer uneinnehmbaren Festung, der weder mit einem Ordensband geschmückt, noch pensionirt, weder Akademiker noch Hofmann ist, der nur die Ehren seiner Werke und seines Lebens trägt, — der Künstler endlich, der die Revolution so gemeißelt hat, wie sie hätte sein können, mit ihrem großen Kriegsgeschrei und ihrer

unbesiegbaren Spannkraft, dieser Künstler mußte der Darsteller eines der edelsten Kinder der Freiheit, Godefroy Cavaignacs, werden. Gewiß, der Künstler und der Held waren für einander geschaffen."

Im Jahre 1848 wurde Rude von seiner Vaterstadt Dijon auf die Kandidatenliste für die Nationalversammlung gesetzt, aber er trat zurück, um einem Andern Platz zu machen, den er für befähigter zu diesem Posten hielt. Dafür wurde er von jener Zeit an, da die Künstler selbst und nicht mehr die Regierung die Geschworenenliste für die Kunstausstellung aufzusetzen hatten, einstimmig in die Künstlerjury gewählt, ein Beweis des allgemeinen Vertrauens, das seine Kollegen in sein Urtheil sowohl wie in seine Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe setzten. Als die Regierung später den Künstlern wieder das allgemeine Stimmrecht entzog und das Privilegium, die Geschworenen zu ernennen, der Akademie zurückgab, wagte diese es nicht, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und einer der ersten unter den von ihr ernannten Geschworenen war wieder François Rude. Diese Erfolge waren dem Einsamen viel theurer, als alle anderen sonst von Künstlern angestrebten Auszeichnungen. Doch nahm er sie mit Ruhe hin; aber in wahrhafte Aufregung versetzte ihn der letzte, ach, der allerletzte seiner Siege, die Auszeichnung, die ihm die Jury der allgemeinen Ausstellung des Jahres 1855 zu Theil werden ließ. Die große goldene Medaille, die ihm die Auserwählten aller Nationen, gewissermaßen die Deputirten der ganzen europäischen Kunstwelt, in erster Reihe zusprachen, erfüllte seine Bescheidenheit mit Staunen. Mit wahrhafter Naivität versicherte er seine Freunde, daß er dieses Phänomen nicht begreife, daß es ihm aber trotzdem eine tiefe Freude verursache. Diesen Freunden gereicht es, rückblickend, noch zu einem besonderen Trost, daß Rude diesen Triumph erlebte, denn schon stand in jener Zeit der Tod an seiner Pforte.

Bereits während seines Amtes als Kommissär der Kunstausstellung war er mehrmals ungewöhnlich angegriffen und müde.

Manchmal, wenn er geschäftig und gewissenhaft arbeitsam wie immer durch die Säle ging, fühlte er sich plötzlich von Schwindel überfallen und war er gezwungen, der nächsten Bank zuzuwanken oder sich an die Wand zu lehnen, um nicht hinzufallen. Am 30. Oktober zeigte sich, während des Gastmahls, das die Regierung den Jurymitgliedern gegeben, abermals dieses beunruhigende Symptom. Er kehrte früh nach Hause zurück, hatte aber nicht mehr die Kraft, in seine Stube zu gelangen. Er blieb auf der Treppe sitzen, ohne Jemand herbeizurufen. So fand ihn Madame Rude, welcher er durch sein Schweigen den Schrecken ersparen wollte. Das treue Weib brachte ihn unter Schluchzen und Klagen ins Bett, aus dem er sich aber schon nach drei Tagen und, wie es schien, vollkommen wohl erhob. Er will nur noch eine Pfeife rauchen und sich dann ins Atelier begeben, um die seit einigen Wochen begonnene Arbeit, eine Büste seines ersten Freundes und Wohlthäters Devosges, wieder aufzunehmen. Aber die Pfeife ist noch nicht ausgeraucht, als der Schwindel wiederkehrt. Madame Rude sieht, wie er bleich wird, und führt ihn, der sich plötzlich erhoben und einige rasche Schritte durch die Stube gemacht hatte, zum Sopha zurück. Er will sprechen und bringt nur, auf das Herz deutend, die Worte „hier schmerzt es" hervor. Darauf streckt er die Arme aus, fällt auf das Sopha zurück, und ein schmerzliches Ach! beschließt ein langes, edles, von keinem unreinen Moment beflecktes Leben.

Rude schlummert auf dem Kirchhofe des Mont-Parnasse. Seine Sargträger waren Ary Scheffer, Heim, Dumont, Roisot. Villaumé, der Historiker, sprach an seinem Grabe. Auch einige seiner Schüler wollten sein Lob aussprechen; sie gaben es auf; es kam Keiner zu Worte vor hervorstürzenden Thränen.

Mit François Rude ging der größte Künstler Frankreichs und einer der edelsten Charaktere seiner Zeit zu Grabe.

(1857.)

Beranger.

Ma muse c'est le peuple
Mes chansons c'est moi . . .
Beranger.

An einem schönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Venedey jener entlegenen und einsamen Gegend zwischen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chansonnier vorgestellt zu werden. Damals war dieser entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gassen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen und bestanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäusern. Akazien und allerlei Fruchtbäume umgaben die einzeln stehenden, kleinen Häuschen; ja selbst ein kleiner Hain von Tannenbäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Sausen, das vom Geräusche in den Gassen so unendlich verschieden ist, und durch das Tannenrauschen und Gesause erscholl Vogelgesang. Man glaubte auf dem Lande zu sein, in einem Dorfe, das einige Glückliche procul negotiis, nach überstandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieser glückseligen Insel, in einem einsam stehenden Hause mit Gärtchen wohnte der populärste Mann des modernen Frankreichs und der größte Dichter seiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Venedey, den er seit Jahren kannte und schätzte, und des Freundes wegen auch mich mit so schöner Herzlichkeit, daß ich

mich neben dieser großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthusiasmus nur mit Herzklopfen näherte, schon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der sich in seiner Nähe, trotz der feinen Ironie, die auf den feinen Fältchen seines Gesichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrschende Charakter seines Wesens war hohe Milde, Versöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das machte den Fremden etwas betroffen, denn man fand einen Philosophen, oder besser, einen Weisen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität oder sogar einen ausgelassen lustigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chansonnier gesucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrocke, mit dem Sammetkäppchen auf dem kahlen, runden Dichterschädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem sehr großen, etwas sinnlichen Munde, mit der dicken volksthümlichen Nase, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem so überaus klugen Ausdrucke im Gesichte — der Mann, der in dem kleinen Salon so gemüthlich dasaß und plauderte und mit einem Worte, mit einer Miene seinen Gast ganz und gar à son aise setzte, der Mann war der vollendetste Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau sagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten sich bei ihm aufs Ungezwungenste zum harmonischen und anmuthigen Konzert und machten aus dem volksthümlichen Dichter, den der Mann der Last und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetsten Gentleman.

Von sich selber sprach er wie von Andern mit der größten Objektivität, mit jener Freiheit des Geistes, die man erst nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeschlossene Perioden hinter sich hat, zu erringen im Stande ist. So erzählte er auch

einzelne Ereignisse aus seinem Leben, als ob er Geschichte schriebe, und urtheilte er über seine Leistungen wie ein Literaturhistoriker, ohne gemachte Bescheidenheit und mit milder Strenge. Widersprach man ihm, nahm man ihn gegen ihn selber in Schutz, so hörte er gerne zu und gestand es lächelnd, wie sehr froh er sei, wenn man ihn widerlege, die Chanson als eine höhere Dichtungsart anerkenne und ihm das Verdienst zuschreibe, dieselbe vervollkommnet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanson eben so wohl wie an seinem Talent, sie zu erweitern, lange gezweifelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einst in seine kleine Wohnung beschied, in welcher er mehrere seiner intimsten Freunde versammelt fand. Beranger schien ein wenig verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzon. Endlich zog er ein Papier hervor und sagte: Ich habe hier eine Chanson ganz neuer Art, die ich eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte, zu arrogant zu sein und der Chanson mehr zuzutrauen, als sie ihrer Natur nach vertragen kann. Kann man ein Stück ernster Philosophie in einer heitern Chanson heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu schänden? C'est ce que vous me direz. — Und so sprechend, begann er den Freunden das so bedeutungsvolle Lied: Le Dieu des bonnes gens, vorzulesen. Die Freunde brachen in Lobpreisungen aus, und Beranger war glücklich. Von nun an, sagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanson ausgedrückt zu werden; sie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Diese Anekdote ist charakteristisch für Beranger und malt ihn so, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, sagte er mir, vient du coeur, mais elle doit passer par la tête. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüstete Natur, und er hat sich zum Künstler ausgebildet. Mit Hülfe der Reflexion kam er dahin, ursprüngliche, einfache, wie tiefe und ernste Gedanken in kombinirten Schöpfungen naiv auszudrücken;

bemächtigte er sich mehr als irgend ein anderer zeitgenössischer Dichter aller Mittel, die ihm seine Sprache geboten, und schuf er sich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeschichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen und, geformt und poetisch gestaltet, mächtiger auf sie zurückwirken mußten. Dieß Alles ohne die merkbar verstimmende Absicht, geistreich zu erscheinen. Naiv im gewöhnlichen Sinne sind nur Diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem ersten Besuche, in Beranger einen naiven Menschen zu finden erwarteten. Nur bedeutende Geister, die sich gebildet, die geforscht, gesucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Kunstfertigkeit, die Beranger auszeichnet. Frische, selbst unausgebildete Geister werden im gegebenen, günstigen Momente Volkslieder schaffen, die weiter gesungen werden, weil sie einem gewissen Moment, einem gewissen Ereignisse, einer gewissen Privatstimmung entsprechen; nationale Gesänge, wie die Beranger'schen, werden nur von Dem erobert, der das Verständniß hat für das innerste Leben einer ganzen Nation, für das Wünschen und Streben, für Furcht und Hoffnung, für Leiden und Freuden seiner ganzen Zeit. In unsrer Zeit kann ein solcher Dichter auch nicht in die engen Gränzen einer Nationalität eingepfercht bleiben, für ihn gibt es keine Pyrenäen und keinen Rhein; er gehört der Welt. Auch stand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit," und hat er „die heilige Allianz der Völker" gedichtet. Einige Monate vor meinem Besuche war ich über Ernst Moritz Arndt in Bonn erstaunt, als ich den Büchertisch dieses Franzosenfeindes von französischen Büchern und Revüen bedeckt fand und ihn selbst von seinen französischen Freunden und Korrespondenzen, und den Deutschthümler mit Interesse von Franzosen und Slaven, unsern Erbfeinden, sprechen hörte. Ich durfte nicht mehr staunen, als ich den größern französischen Dichter in alle Geheimnisse aller Völker eingeweiht sah und Worte der Liebe und Theilnahme für alle aussprechen hörte. Für bedeutende Menschen ist die Nationalität

nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine bloße Maske. — Was mir damals und später noch oft besonders wohl that, war Berangers Bekanntschaft mit den deutschen Zuständen. Er interessirte sich für dieses Herz Europa's, das so groß fühlt und so langsam schlägt. Selbst mitten in den bewegtesten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jakob Venedey zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weise Worte an uns richtete. Die deutsche Literatur kannte er, so weit er sie aus Uebersetzungen kennen konnte; ja, er hatte sich manchen Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens übersetzen lassen. Er sprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszusetzen. Der Dichter, der hinter dem heitersten Couplet einen ernsten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernsthaften Worte eine Grimasse versteckte. Von Uhland sprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwischen den beiden verwandten Genien bestehen mußte; vor Freiligrath, dessen erste Sammlung er nur kannte, stand er staunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am Allerwenigsten in Deutschland erwartete; an Hoffmann pries er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauses in dem entfernten und einsamen Winkel der Weltstadt erschien, wenn man Beranger so reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher ist, als die Zinne der Partei, und von der aus man sich eines weiten, weiten, weltüberschauenden Blickes erfreute. Ich bestehe auf dieser Eigenthümlichkeit Berangers, weil sie bei diesem Chansonnier gewiß am Wenigsten erwartet und von seinen französischen Panegyrikern noch weniger erkannt und hervorgehoben wird, und endlich weil ich sie, einige praktische Politiker ausgenommen, seit dem Jahre 1846 bei nur sehr wenigen seiner Landsleute angetroffen habe. Ich habe ausgezeichnete und berühmte Professoren ihre Weisheit von der Kanzel verkündigen hören; sie wurden Dummköpfe oder lächerliche Prahlhänse, sobald sie ihren

Gedanken über die Gränzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet, der sich einbildet, ein weltumfassendes Herz zu besitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer Folie Frankreichs; Merimée, der geistreiche, vielgereiste, viel reisende und viel lesende, steht nur auf dem Standpunkte des geistreichsten und gebildetsten Commis voyageur; J. J. Ampère, der liebenswürdigste Franzose, hat freilich ein empfängliches Herz für alles künstlerisch Schöne aller Völker. Sie sind Ausnahmen; die meisten Andern begnügen sich mehr oder weniger mit der Possenreißer-Anschauung eines Harlekins, wie Philarète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene Poesie der Anmuth, die uns aus hundert heitern Liedern des Dichters entgegenweht. Sie war ein sichtbarer Beweis, daß diese Poesie, an die so schwer zu glauben ist, in der That und Wirklichkeit bestehen kann. Aber der größte Dichter könnte sie in einer Junggesellenstube nicht so evident zur Anschauung bringen, wie in seinen Gedichten, wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche Hand zu Hülfe käme. Die viel besungene treue Gefährtin Berangers ging bescheidenen Schrittes ein und aus, und ihr Dasein erklärte die duftige Poesie, den Geist der Ordnung und Anmuth, die über dem einfachen Hausrath in den bescheidenen Räumen walteten. Die Zeit war schon gekommen, von der der Dichter prophezeit hatte:

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen sich schon viele feine Fältchen durch das einst so schöne Gesicht; aber noch hatte es seine jugendlichen Farben bewahrt, und die blauen, großen Augen blickten milde und voll Verstand in die Welt.

Vous vieillirez, ô ma belle maîtresse!
Vous vieillirez, et je ne serai plus.
Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
Survivez-moi; mais que l'âge pénible

Vous trouve encor fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.[1]

La bonne vieille hieß eigentlich Judith. Sie hat ihr Leben lang treu neben dem Chansonnier ausgehalten, hatte mit ihm alle Wechsel des Geschickes ertragen und mit ihm gelacht und geweint. Sie war ihm mehr als eine „belle maîtresse.“ Seine größten und anspruchsvollsten Freunde, wie Manuel, Chateaubriand, Lamennais und Andere, achteten und liebten diese legitime Muse und illegitime Freundin des Dichters, und bei den kleinen Symposien, die manchmal im Gärtchen desselben stattfanden, waren der Blick und das Wort dieser Freundin nicht zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lamennais liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern, und Beranger erkannte sie als höchste Richterin über seine Dichtungen, und zwar nicht wie Molière, der an seiner Köchin die Komik seiner Stücke probirte. Der herausfühlenden Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über Leben und Tod seiner Chansons, und er versichert, viel von ihr gelernt zu haben. — Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu, und hoffend, daß sie ihm gehorchen werde, ist es die einzige Sorge für ihre alten Tage, die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewissen vorsichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der so glücklich in den Tag hineinlebt, wie ein Vogel auf den Zweigen, und an nichts in der Welt weniger denkt als an Geld und Gut. Er hält eine Anzahl von Chansons zurück und schließt wegen seiner posthumen Memoiren Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er dahingegangen, der

[1] Alt, schöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirst du einst, und fern bin ich dir dann.
Nur allzu karg, befürcht' ich, schreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in spätern Tagen
Du meine Mahnung treu und unversehrt:
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.
Ludwig Seeger.

bonne vieille ein feu paisible zu hinterlassen, an dem sie ihres Freundes Lieder wiederholen kann.

Objet chéri, quand mon renom futile
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait, quand votre main débile,
Chaque printemps, suspendra quelques fleurs,
Levez les yeux vers ce monde invisible
Où pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.[1]

Es sollte Beiden nicht so gut werden. La bonne vieille starb einige Monate vor Beranger, und die einzige ökonomische Maßregel seines Lebens war umsonst.

Beranger war sein Leben lang ein armer Mann, obwohl die Gelegenheiten, sich zu bereichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hätte man seine Unabhängigkeit bezahlt; wie glänzende Stellungen sind ihm oft auf ehrenhafte Weise angeboten worden. Doch Das gehört in sein öffentliches Leben; so lange wir uns auf seiner Stube befinden, wollen wir uns mit einigen Zügen aus seinem Privatleben begnügen. Eine Auflage seiner Gedichte brachte ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine solche Summe beisammen, und er war in Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er brachte das Geld zu einem Freunde, einem Bankier. „Da bringe ich dir une grosse somme; ich verstehe nichts von Geschäften; handle damit nach deiner Einsicht." — Durch mehrere Jahre liefen die Zinsen regelmäßig ein; aber eines Tages tritt der Freund

[1] Geliebte, wenn bei meinem schlichten Namen
Du dich dem Gram des Alters fühlst entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen schmückt,
Schau auf nach Oben, wo die Sterne tagen,
Wo Keines je des Andern mehr entbehrt,
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.
Ludwig Seeger.

vor Beranger: „Da hast du dein Geld; ich ziehe mich von den Geschäften zurück und will mich nicht länger damit belasten."

„Was liegt daran, daß du dich zurückziehst? — ich habe dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Bankier anvertraut. Was soll ich damit anfangen?"

Der Freund widersteht, Beranger dringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er an dessen Niedergeschlagenheit, daß hinter seiner Handlungsweise irgend ein Geheimniß versteckt sei. Nach langem und eindringlichem Zureden gesteht endlich der Bankier, daß er in Folge mehrerer faillites ruinirt sei und wahrscheinlich selbst gezwungen sein werde, sich faillit zu erklären. „Meine reichen Geschäftsfreunde," fügt der Bankier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das sie bei mir in Geschäften gewagt haben; aber mit dir verhält es sich anders. Dieß ist dein ganzes Vermögen, du hast nicht spekulirt, du hast nichts wagen wollen, du mußt dein Geld zurücknehmen."

„Mein lieber Freund," antwortete Beranger, „du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkst es nicht, daß du etwas Tadelnswerthes begehen willst. Du fällst als ehrlicher Mann; kein Tadel haftet auf dir; ich will nicht, daß du etwas gegen deine Pflicht thust, und ich will auch nichts gegen die meinige thun. Nimm das Geld wieder mit dir."

Der Bankier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Konkurs, und Beranger erhielt von seinem ganzen Kapital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls sein ganzes Vermögen bei einem Bankier angelegt hatte, ohne sich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und räth ihm, sein Geld zurückzuziehen.

„Und warum?"

„Weißt du denn nicht, daß N.'s Geschäfte sehr schlecht gehen?"

„Wenn seine Geschäfte schlecht gehen," antwortet Beranger,

„so sehe ich nicht ein, wie seine Geschäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum besser gehen sollen."

So ließ er denn auch sein Geld, wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man sagt, im Allgemeinen die Liebe zum Besitz vergrößert, hat an der unbegränzten Uneigennützigkeit Berangers nichts verändern können. Herr Isaak Pereyre, der seine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelsten und Besten seiner Nation Theil nehmen lassen will, schickte bei Gründung des Crédit mobilier dem greisen Dichter eine große Anzahl von Aktien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne geworden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm sie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrschenden Sucht nach diesem Papiere übermorgen wahrscheinlich über Hunderttausende gebieten werde, lief er erschrocken zu Herrn Pereyre und bat ihn, diese Papiere, die ihn aus seinem gewohnten Gleise werfen würden, doch ja gütigst zurückzunehmen.

Aber wer ist dieser Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie ist er es geworden? Wir müssen doch endlich sein Leben erzählen — denn dieß ist der Zweck dieser Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Hauswesen, über den Charakter und über die Dichtungsweise Berangers zu sagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeschichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an diese gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix ist und daß es in dem Lande der „Korruption" noch viele so reine, mehr als spartanische Charaktere gibt, Männer, von denen man sagen könnte, sie seien Spartaner, die sich lange in Athen aufgehalten. Wir haben im ersten Artikel von François Rude gesprochen, wir sprechen hier von Beranger und werden ferner von einem Künstler sprechen, der es verdient, als im Bunde der Dritte aufzutreten. Und diese Drei stehen nicht allein. Die Rude und Beranger, sowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nach-

folger. Die große Tradition ist in Frankreich nicht ausgestorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die sich durch den Schmutz, den die Ebbe nach so vielen Fluthen am Strande zurückgelassen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.

Pierre-Jean de Beranger ist geboren in der Heimat Molière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris, und nach diesen vier Blüthen des Pariser Geistes zu schließen, müßte man annehmen, daß vor allen andern Franzosen die Pariser mit dem kampffertigen, immer heiteren Geiste des Widerspruchs gegen menschliche Thorheit und Schlechtigkeit begabt sind, und dann wäre es nicht die Zentralisation allein, welche die Hauptstadt zum Vorkämpfer und zwar zum singenden und lachenden Vorkämpfer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulins war ein Pariser. In einem alten Hause der Rue Montorgueil, das heute verschwunden ist, unfern dem Geburtshause Molière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube seines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahr 1780, wie er in seinem Gedichte „der Schneider und die Fee" selber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit diesem Gedichte fängt die Biographie Berangers an, die man sich ganz aus seinen Liedern zusammensetzen kann, denn seine Lieder waren seine Thaten; aus seinen Thaten erwuchsen ihm seine Martyrien wie sein Ruhm, und in diesen Thaten wie in seinen Leiden spiegelt sich die ganze Zeit, die er durchlebt hat.

Er wurde bei seinem Großvater geboren, weil sein Vater kein Chez-soi hatte. Dieser hielt sich für einen Edelmann, führte ein lustiges Leben so in den Tag hinein und wartete es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Desto zärtlicher war der Großvater; so zärtlich, daß er den kleinen Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachsten Erziehungssystem, nicht mit

dem geringsten Unterricht behelligte. Dieses Geschäft mußte die Zeit übernehmen, und man darf voraussetzen, daß die Erstürmung der Bastille, der er als Gamin von neun Jahren beiwohnte, eine gute und ausgiebige Lektion gewesen. Daß er sie nicht vergessen, beweist das Lied, das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt, gedichtet hat und aus dem eine sehr lebhafte Erinnerung herausklingt:

.... Souvenir plein de charmes!
J'étais bien jeune; on criait: Vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans couraient tous...

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne gebracht und einer Tante übergeben, die daselbst in der Vorstadt ein kleines Gasthaus hielt. Nicht lange nachher hatte er ein kleines Abenteuer. Er stand am Fenster und betrachtete die Wolken, die gewitterschwer heraufzogen, während die alte, fromme Tante voll Angst ein Kreuz nach dem andern schlug und sich und den Neffen mit Weihwasser bespritzte. Der Blitz schlägt ein, das Kind wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden. Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erst nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtsein, und sein erstes Wort, obwohl er noch blind, ist an die Tante gerichtet: „Nun, was hat all dein Weihwasser genützt?" — Wie viele seiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend schon in dieser Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance" erwähnt dieses Abenteuers mit einem anderen, lyrischeren Witze:

Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
Et m'apprivoise avec celle des rois.

Diese Verse erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin gesprochen, Franklin, mit dem Beranger so manche Aehnlichkeit hat, und in der That spricht er in demselben

Gedichte von dem amerikanischen Buchdrucker, dessen Handwerk er in Peronne erlernte:

.. Je me crus des droits au nom de sage,
Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin.

Le métier de Franklin lehrte ihn auf Bitten der Tante, die mit Schrecken in dem kleinen Jungen einen unpositiven, poetischen Geist entdeckt hatte, der erste Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schicksal hat der Tante einen Streich gespielt, denn Herr Laisney machte selber Verse, und sobald er in seinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brodlosen Verskunst, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunst.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon maître“

bekennt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieser gute Mann sah ein, daß das poetische Feuer sich leicht selbst verzehrt, wenn ihm nicht Wissen und Bildung die gehörige Nahrung bieten, und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique besuchen, welches ein Herr Ballue de Bellenglise, Exdeputirter der Legislative, nach Rousseau'schen Ideen in Peronne gegründet hatte. Daselbst erhielt Beranger die Grundlage zu einer soliden Bildung, die er sein ganzes Leben hindurch zu erweitern bestrebt gewesen. Man braucht nur das oben erwähnte Gedicht zu lesen, um an der Rührung, mit der Beranger von jener Peronner Zeit spricht, zu erkennen, daß er sie für die glücklichste Epoche seines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er sie schon im Jahre 1796, fest entschlossen, in Paris eine große und glänzende literarische Laufbahn zu beginnen.

Das Erste, was ihm in Paris auffallen mußte, war die sogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Direktorium auf Gräbern tanzte, zwischen den Trümmern zerschlagener Hoffnungen schwelgte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwigs XV., nur auf breiterer

Basis, neu erstehen ließ. Gegen diese verderbte Welt richtete er ein satirisches Lustspiel „die Hermaphroditen," das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er sich mit einem großen patriotischen Epos „Chlodwig" ab, das ganz in steifen, höchst regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend steckt immer in der Tradition und schwört auf die Worte des Meisters; mehr als jede andere Jugend die französische, die in tiefer Andacht vor der Klassizität des siebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Klassizität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in dessen Adern das griechische Blut seiner Mutter floß. Der ächte antike Geist Cheniers sowie der falsche antike Formalismus Chateaubriands führten den suchenden Beranger irre, und er beging noch eine dritte antikisirende Sünde in dem idyllischen Gedichte „die Pilgerfahrt", das aus vier langen und langweiligen Gesängen bestand. Welche Kämpfe hat das Genie zu bestehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu sich selber gelangt.

Müde von der dem Jüngling schon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, faßte er den Entschluß, nach Aegypten auszuwandern — aber von einem besonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von seinem Entschlusse abgebracht, zog er sich nun, aller Mittel bar und alle ehrgeizigen Träume aufgebend, in eine Mansarde zurück. Und siehe da, die Armuth, sobald er sich mit ihr allein fand, enthüllte sich ihm als seine Muse. In der Mansarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergessend, begann er in ungezwungenen Versen das Glück der Armuth, die Freuden des Dachstübchens, die Reize Lisettens zu singen, und Beranger hatte sich selbst gefunden, ohne es zu wissen. Er sprach immer mit Rührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entsagung und der ungehofften Freuden:

„Ich war so arm! ... Erlaubte ich mir nur das kleinste Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magersten

Speisen zu leben, die ich mir selbst bereitete; dabei häufte ich Reim auf Reim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Spreche ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne gesichertes Brod, ohne Kenntnisse eine Zukunft träumte, ohne die Freuden der Gegenwart zu versäumen, füllen sich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O, welch eine schöne Sache ist die Jugend, sie, die ihren Zauber bis über das Greisenthum, dieses so arme und enterbte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Rest der Jugend; lieben Sie und lassen Sie sich lieben. Ich habe dieses Glück sehr genau gekannt; es ist das größte des Lebens."

In einer seiner Vorreden, die zugleich Meisterwerke des französischen Stiles sind, erzählt Beranger, wie er mit Hülfe Luzian Bonaparte's dem Elende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weise entronnen ist.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuschten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verse machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formlosen Gedichte einzupacken und sie per Post dem Bruder des ersten Konsuls, Luzian Bonaparte, zuzuschicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitschreiben — ich erinnere mich dessen noch — trug den Stempel des Stolzes, der sich verletzt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protektor seine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbekannt, so oft enttäuscht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterstützte. Aber schon nach drei Tagen, o unsagbare Freude! läßt mich Luzian Bonaparte zu sich berufen, erkundigt sich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; spricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathschlägen. Unglücklicherweise ist er gezwungen, Frankreich zu verlassen. Ich glaubte mich beinahe vergessen, als ich aus Rom eine Anweisung erhielt, um das Honorar des Instituts, dessen Mitglied Herr Luzian Bonaparte

gewesen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich sorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir sagt:

„„Ich übersende Ihnen eine Anweisung auf mein Honorar des Institutes. Ich bitte Sie, dasselbe anzunehmen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einst eine der Zierden unsers Parnasses werden. Pflegen Sie vor Allem die ‚Delikatesse' des Reimes! Hören Sie nicht auf, kühn zu sein, aber seien Sie eleganter ꝛc. ꝛc.““

Beranger bezog das akademische Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er diese sehr mäßige Einnahme durch journalistische Mitarbeiterschaft an den Annales des Musées, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas später (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeister der Universität, als Commis expéditionnaire in den Bureaux des Sekretariats mit 1800 Francs Gehalt angestellt. In dieser bescheidenen Stellung verblieb Beranger bis beinahe in die Hälfte seines Lebens.

Dieser Herr de Fontanes mußte einige Sympathie für Beranger haben, denn er selbst hatte seine Laufbahn als Freiheits-Dichter angefangen. Er hieß eigentlich de Launay und war ein Neffe des Gouverneurs der Bastille, unter dem diese Zwingburg gestürmt wurde. Die Revolutionsregierung schrieb einen Preis für die beste Hymne auf den Fall der Bastille aus; der Neffe des Gouverneurs gewann ihn. Aber er hatte bei dieser Gelegenheit den verhaßten Namen Launay gegen den unschuldigen Fontanes vertauscht, unter welchem Namen er noch viele mittelmäßige Gedichte schrieb und Graf und Marquis wurde. — Monf. de Fontanes war der Vetter Rouget de Lisle's, des Dichters der Marseillaise, und, wie gesagt, der Versorger Berangers; so begegnen und berühren sich die drei Freiheitsdichter Frankreichs, die drei so verschiedene Physiognomien und Schicksale haben.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geschützt, kommt Beranger wieder auf seine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt sogar ein Vaudeville. Glücklicherweise aber war er bereits

schon zu bekannt als Chansonnier, als liebenswürdiger anakreontischer Sänger, als daß sich nicht Leute von Besonnenheit und Urtheil hätten finden sollen, die ihn aufs Neue von diesem Wege, der für sein Talent ein Abweg war, weise abgeführt haben. Desaugiers, der berühmteste Chansonnier jener Zeit, sah Berangers Erfolge ohne Neid und Eifersucht, und obwohl ahnend, daß er von diesem umfassenden Geiste bald überstrahlt sein werde, munterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den Caveau ein. Le Caveau war eine Art von Ludlamshöhle, in welcher sich unter dem Empire die talentvollsten unter den unabhängigen Geistern Frankreichs versammelten und die bald ein größeres Ansehen gewann als selbst die Akademie, welche sich den despotischen Einflüssen Napoleons nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie le Caveau unschädlich gemacht werden könnte. Aber welche französische Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in seinem Fluge aufzuhalten? Es ist wohl zu bemerken, daß Beranger in diesem Oppositionskeller bald eine der ersten Rollen spielte; denn zu oft sucht man ihn als einen unbedingten Verehrer des Empire's darzustellen, während er nur, wie alle Nationalen zur Zeit des Unglücks, sich auf Seite des geschlagenen Kaisers stellte und, wie alle Liberalen zur Zeit der Restauration, gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die Gloire-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Opposition machte. Daß er nicht einmal ein unbedingter Anhänger der „Gloire" gewesen, zeigt seine liebliche Satire „Le Roi d'Yvetot," die er als Mitglied des Caveau gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erst im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen," tritt er als eigentlicher politischer Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrste verkörperte Wiederhall seiner Zeit dastehen wird. Vergessen sind die heitern Weisen der „Bacchante," des „Senateur," der „Gaudriole," „Roger Bontemps," der „Gueux" rc. rc.; jetzt gilt es, männlich zu Muth und Kampf aufzufordern

und, da Frankreich gefallen ist, es liebend zu trösten und auf bessere Zeiten hinzuweisen.

Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs!

Im Angesichte des Feindes erschallen seine tyrtäischen Oden, vor ihren Ohren zischen seine Spottlieder. Den Generälen Kaiser Alexanders singt man das Lied von den beiden Grenadieren; Wellington selbst hört die „Anglomanie“ und „Villain-Ton“ als eine Serenade vor seinen Fenstern erklingen. Berangers Lieder sind wie eine Fortsetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Insel Elba verläßt. Der Kaiser erkennt dieses Verdienst, und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Zensors an! So wenig begriff bereits Napoleon, selbst als er den Liberalen spielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf solche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

Diogène,
Sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Restauration beginnt für Beranger die glorreichste und zugleich durch seine äußeren Schicksale interessanteste Zeit. Vor den Reihen, die sich zusammendrängten, um die Schmach Frankreichs so viel als möglich zu verwischen, die Reste der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein aufgedrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Ansprüchen rückkehrenden Adel, gegen einen immer kühner und anmaßender sich erhebenden Klerus zu retten — vor den Reihen, die Manuels und Foy's Reden begeisterten, P. Louis Couriers Pamphlete aufreizten, ging er als singender Fahnenträger einher, und seine Stimme erscholl so laut und wirkte so mächtig bis auf die hintersten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient sich jenes nationalen Mittels der Opposition, welches fast von sämmtlichen Liberalen

jener Zeit als das mächtigste und wirksamste anerkannt und adoptirt worden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiser, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehmer sein mußte, als jeder noch so heftige direkte Angriff. Neben seinen Liedern gegen König, Adel und Klerus wagt er es, den Mann von St. Helena zu besingen in seinen Souvenirs du peuple, le petit caporal, le cinq Mai und Anderm. Ueber seinen Imperialismus spricht er sich in seiner Vorrede von 1833 am Besten selbst aus:

„Meine enthusiastische und treue Bewunderung für das Genie des Kaisers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeisterte, welches nicht aufhörte in ihm den Vertreter der siegreichen Gleichheit zu sehen; — diese Bewunderung, diese Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelsten Gegenstand meines Liedes machen sollten, haben mich nie über den stets wachsenden Despotismus des Kaiserreiches verblendet. Im Jahre 1814 sah ich in dem Falle des Kolosses nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, schien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man versicherte, daß sie sich mit diesen versöhnen würden; trotz der Charte glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen diese Freiheiten aufzwingen . . . Die Täuschung dauerte nicht lange . . . Die Rückkehr des Kaisers theilte Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerstand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die volksthümliche Fahne trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuschte mich die Volksbegeisterung keineswegs; ich sah ein, daß Napoleon nicht konstitutionell regieren konnte. Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn selbst die Bourbonen so wären, wie sie ihre Anhänger zu schildern pflegten, dennoch für sie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundsätze aufzudrängen, welche seit 1814 wieder erobert hatten,

was sie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Direktoriums und der „Gloire" des Kaiserreiches an Boden verloren. Diese Ueberzeugung verdanke ich weniger der Berechnung meines Verstandes, als dem Instinkte des Volkes. Bei jedem Ereignisse habe ich es mit einer religiösen Sorgfalt studirt, und ich habe es fast immer abgewartet, bis seine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erschienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Opposition anwies, mein Verhalten zu bestimmen. Das Volk ist meine Muse."

Ein solcher Mann konnte unter der verfolgungssüchtigen Restauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarsten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schrecken," la terreur blanche, seufzte, getröstet; er hat den ci-devant, den Marquis de Carabas und seine Sippschaft ausgelacht, das waren seine Verbrechen, die nicht ungestraft bleiben konnten. Sein bescheidenes Amt hatte er schon selbst aufgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingekehrt. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Instinkt des Volkes, das sie regierte, darstellte, und hoffte so sich an diesem Instinkte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch diese That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Assisen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geistvollen Vertheidigung Dupins von den eingeschüchterten und ausgewählten Geschwornen zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldstrafe von fünfhundert Francs verurtheilt. Der Tag seiner Verurtheilung war der Anfang seiner größten Triumphe. Nie hat eine cause célèbre eine so große, so theilnehmende Volksmenge im Justizpalaste versammelt. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln waren vom frühesten Morgen an alle Räume besetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungs-

saale so ungeheuer, daß Präsident, Richter und Advokaten nur durch die Fenster auf ihre Posten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen, und alle Gassen erschollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tausendstimmigen Chören gesungen wurden. Im Gefängnisse Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die schönsten Beweise lebhaftester Theilnahme, und zwar kamen diese Demonstrationen zum großen Erstaunen Berangers und des Publikums, und vielleicht zum noch größeren Erstaunen der Regierung, aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueste Anhänglichkeit bewährt hatten. Ist es ein Wunder, daß Beranger unter solchen Umständen, wenn auch im Gefängniß, den heitersten Ton seiner Jugendlieder wiedergefunden und daß die anakreontischesten seiner Gesänge aus Sainte-Pelagie datirt sind? Ist es ein Wunder, daß der Dichter aus diesem Gefängnisse kräftiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichterische Kraft sonst abzunehmen pflegt, bespannte er seine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und seine Freude, wie ein vorgefühlter Triumph, sein Spott und sein Anathema erschollen zugleich melodischer und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes, und die hervorragendsten Männer der Nation drängten sich um ihn, suchten seine Freundschaft, strebten, freilich vergebens, ihm ein sorgenloses und bequemes Leben zu bereiten. Unter diesen Männern waren selbst solche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität standen, wie Chateaubriand. Zu seinen intimsten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marschall Sebastiani, Dupont (de l'Eure), Laffitte, General Foy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlassen haben würde, wäre er selbst in der hervorragendsten Stellung gealtert."

Aus alle Dem verstand es die Restauration nicht, sich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung der kleinlichsten Mittel, die Verkennung des Nationalgeistes und der Wünsche und Sympathieen des Volkes waren ihr unter Karl X. zur zweiten Natur

geworden. Der definitiven Unterdrückung sämmtlicher Freiheiten sollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen, und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple,“ „les infiniment petits,“ „l'Ange gardien,“ „Denys maître d'école,“ eine neue Anklage geschleudert. Derselbe Triumph für Beranger, nur war er dießmal ruhiger, denn Frankreich fühlte sich stark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängniß und 10,000 Francs Geldstrafe. Die Geldstrafe zahlte für den armen Dichter die Nation; die Haft saß er im Gefängniß La Force ab, dem härtesten Gefängniß von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der sich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht Ein tröstender Ton zu ihm zu dringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in seiner Thronrede auf die gefangene Nachtigall anzuspielen; der Erzbischof von Paris und andre Bischöfe warfen ihre Bannstrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gefangenen. Aber das Volk sang seine Lieder, und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn sie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man stand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch sein Leben und durch seine Lieder eben so viel bei, als Manuel und Foy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen selbst gethan, ist bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigste That seines Lebens. Was ich hier erzählen werde, ist ein Faktum. und ich habe es aus der besten Quelle, von Beranger selbst. Das Volk schlug sich, die Kanonen donnerten, aber eben so unschlüssig wie in St. Cloud war man in den Salons Laffitte's, wo sich die liberalen Deputirten versammelten. Es fand sich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte, und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugesprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es lossteure. Beranger erkannte Dieß und trat unter die

zaudernden Deputirten. Er machte den Vorschlag zu jener Proklamation, die später erschienen ist. Man lächelte über den poetischen Brausekopf. Da Beranger das Zaudern sieht, setzt er sich selber hin und verfaßt die Proklamation und legt sie zur Unterschrift vor. Abermaliges Zaudern. Da schreibt Beranger selbst die Namen hin. „Gut," sagt er, „gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geschlagen, dann habe ich die Proklamation aufgesetzt und unterzeichnet." Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden später sprach die Proklamation von allen Straßenecken zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht ansehen, welche Handschrift sie unter die Proklamation gesetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in seinem bescheidenen Dunkel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht sich mit einem Liede: A mes amis devenus ministres.

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
. . . .
De mon berceau près de bénir la paille,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Und wie er früher die Vorsorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günstige Klausel in Manuels Testamente unmächtig gemacht, Sebastiani's Anerbietungen zart zurückgewiesen, Laffitte's Anträge belächelt hatte, so wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Minister gewordenen Freunde auszuweichen. Vor diesen und vor den Ovationen des Volkes zog er sich in die Stille Passy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern stillen Tusculis. Die Chanson war ja, wie er sagte, mit Karl X. entthront, und Frankreich hatte Freiheiten

genug, um sich auch ohne seine Chanson für die Freiheiten bilden zu können.

In seine Einsamkeit zog er sich mit den Erfahrungen eines ereignißreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte so Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beschäftigen. Er wollte, wie er es in seiner berühmten Vorrede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique schreiben, in welchem er an jeden Namen einer politischen oder literarischen Notabilität seine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Aufklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verleumdungen aufzuhellen, und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einst Dank wissen. Wer weiß, ob es mein Name nicht diesem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komisch, wenn die Nachwelt sagen würde: der einsichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?"

Der Dictionnaire historique hat sich in den letzten Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn sie unter den posthumen Werken erscheinen, gewiß eine der besten und lautersten Quellen unserer Zeitgeschichte bilden werden. [1]

Aus seiner Einsamkeit ließ Beranger nur wenige Liederraketen aufsteigen, aber eins dieser wenigen Lieder, „Le déluge," das im Jahre 1847 erschienen, reichte hin, um den Glauben an seine Prophetengabe, an seine Solidarität mit dem innersten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieses, mit der ganzen Beranger'schen Meisterhaftigkeit geformte Gedicht nicht die Vorhersagung des Jahres 1848 in sich? Als dieses ausbrach, glaubte man den Anfangsversen dieses Gedichtes doppelt gerne:

„Toujours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.

[1] Die Autobiographie Berangers ist seitdem erschienen und findet sich in der vortrefflichen, meisterhaften Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke von Ludwig Seeger. [M. H.]

Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu." etc.

und das Volk strömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendsten Ovationen aus seiner geliebten Einsamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu seinem Vertreter bei der konstituirenden Versammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte. Seine Entlassung, die er eingab, wurde einstimmig von der Versammlung zurückgewiesen, und er sah sich gezwungen, wiederholt um seine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenlosen Leben und Charakter Berangers gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm diese Bescheidenheit, die sich in seinen beiden Briefen an die Versammlung so rührend ausspricht, zum Vorwurf. Der Mann, sagen sie, der sein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger gespielt hat, hätte diese Gelegenheit benutzen sollen, um seine Erfahrungen, seinen Geist zum Vortheil des Vaterlandes auszubeuten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Gesetzgeber sein müßte; als ob der Verfasser unsterblicher Oden auch unsterbliche Paragraphen müßte verfassen können. Cicero war ein schlechter Dichter, und dieser große Dichter wäre vielleicht ein schlechter Cicero geworden. Wie sehr ist es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens seiner Mitbürger, sich nicht Talente zutraute, die er vielleicht besaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß sich gewisse Menschen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Aristides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, ist ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unserer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, so unangefochten durchs Leben gingen. Als Künstler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinste Anerkennung. Schon bei Lebzeiten wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine.

Sainte-Beuve wagte, sich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweisen, wie wenig dieser alexandrinische Bücherwurm fähig sei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man lese nur, was er über Berangers Refrains sagt. Nur in den schönsten Volksliedern des Nordens ist der Refrain mit solcher Meisterhaftigkeit, so musikalisch, so Ahnung weckend und geheimnißvoll angebracht, wie in Berangers Chansons. Sainte-Beuve findet ihn überflüssig, störend, oft trivial. Auch die Freiheiten, die sich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm gerade das Gegentheil zur Last legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch seine Sprachwissenschaft berechtigt und durch seine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademische und traditionelle Fessel der französischen Poesie zu sprengen, so war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Diktionnaire der Akademie zu sehr geachtet, daß er zu klassisch gewesen, daß er die Sprache nicht aufgefrischt und bereichert hat, indem er wie englische und deutsche Dichter vergessene, aber kräftige Elemente aus gesunden und ächt nationalen Dialekten holte; daß er nicht über Boileau hinausgegangen und nicht die Sprache berücksichtigt hat, in der Rabelais und Montaigne und endlich sein großer Ahnherr, der Vagabund und Chansonnier Villon, geschrieben; daß er nicht zur selben Einsicht gekommen, wie seine Zeitgenossen P. L. Courier und Honoré Balzac, die es Beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der französischen Poesie sprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariser gewesen und daß er um so bewundernswürdiger sei; daß er, mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoesie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunstsprache und die Kunstpoesie auf jene Höhe der Vollendung erhoben, wo sie der Volkspoesie so nahe steht, daß sie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat sich in jenem

Artikel über Beranger als Denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es ist einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenschaft dieses Montagsplauderers und Feuilletonisten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das Kleine zu erheben, das Wahre zu fälschen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem sich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Ursprüngliche zu hassen, alles Neue zu verwerfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieser Skribent dieses Angriffs bedurfte, um sich im Faubourg St. Germain, dem er seine schwachen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweisen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar sei.

Seit 1848 und den auf dieses Jahr folgenden trüben Ereignissen zog der Dichter eine noch dichtere Einsamkeit um sich. Er redigirte seine Memoiren und fügte dem Bande, der nach seinem Tode erscheinen soll, neue Gedichte zu. Obwohl diese Gedichte gewiß würdig sind, den bereits bekannten an die Seite gesetzt zu werden (wir kennen einige aus dieser Zahl), denn Beranger ist als Dichter nicht gealtert, so können sie seinen Ruhm und seines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es ist beinahe unmöglich, sich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben, und es wird wohl sobald nicht eine kommen, die sich mit dieser messen kann. Wir werden die Tage nicht vergessen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege, und niemals die Volksmenge, die aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, um seinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am Allerwenigsten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergessen, die auf allen Gesichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schwester hinterließ er, und Die trauerte nicht um ihn, denn sie ist Nonne, und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Bekehrungsversuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem sie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche Volks-

menge abzuhalten, und indem sie des Todten Wunsch, bei seinem Freunde Manuel begraben zu liegen, so schnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahren, daß es seinen größten Bürger verloren, war dieser Wunsch erfüllt.

Beranger starb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

(1857.)

Barye.

M. Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.

Bayle St. John.

Mehr als eine persönliche Genugthuung, eine große uninteressirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch so kleine Bestätigung, daß man sich in dem Manne, den man trotz aller Verkennung seit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Diese Freude empfinden alle Diejenigen, die Barye seit lange für einen der größten und seit Rude's Tode für den größten Bildhauer Frankreichs halten, so oft sie an dem neuen, nunmehr aller Gerüste entledigten Louvre vorübergehen. Da wimmelt in Nischen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus sämmtlichen berühmten und unberühmten Werkstätten hervorgegangen ist, da die Regierung an diesem eben so wohl politischen als nationalen Werke so viele Geister und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen lassen; und siehe da, der stumpfsinnigste Beschauer dieser unzähligen Bildwerke wie der parteiischste kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieses ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß sie fortfahren würden, diesen fürchterlichen Schatten zu werfen, selbst wenn dieses Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich ist. Ja, selbst Diejenigen, die immer zugegeben haben, daß Barye

der größte Thierbildhauer Frankreichs sei, müssen überrascht vor diesen vier Gruppen stehen bleiben und gestehen, daß er hier ebenso große, menschliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargestellt hat, und daß diese vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegorischer Darstellungen, alle übrigen, Menschen der Geschichte mit wahrhaftigen Physiognomien darstellende Statuen in Allem, was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter sich zurücklassen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweise anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als diese Ausstellung der Leistungsfähigkeit seiner Kollegen — die, in seiner Nachbarschaft, eine Bloßstellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden ist. Der Louvre ist ihm Das geworden, was Rude seine „Marseillaise" und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Skulpturen der Arc de l'étoile geworden — der steinerne Beweis seines Rechtes auf die Hegemonie seiner Zeitgenossen.

Der Triumphator ist heute, am Tage seines endlichen und allgemeinen Triumphes, einundsechzig Jahre alt. Späte Anerkennung ist das moderne Schicksal großer Talente, und es mußte Barye treffen, eben weil er so wenig von einem modernen Künstler hat, sowohl in seinem Talent, wie in seinem Charakter. Er gehört mit seinem ganzen Wesen dem sechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Klasse jener Künstler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede von Profession, sondern Künstler. Künstler in der weitesten Bedeutung gewesen — die ihren schönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, sondern in jeder ihrem Gedanken angemessenen Form zu geben verstanden — als Statue, als Gemälde, als Palast, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunst erlernt, sondern die Kunst, die Eins und einzig ist in der verschiedensten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgesetzt, auf dem dritten beschlossen. Bei diesem Bildhauer

wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterstatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Festung bestellt, und jeder Künstler kannte oder erfand sich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte, und es sammelte sich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Masse von Erfahrungen, die einer Büchersammlung über Gegenstände der scheinbar verschiedensten Art gleich kam. Müssen wir dieser Menschen, die man universell nennt, weil sie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye sprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menschen und Thiere, dem merkwürdigen Landschaftsmaler, dem größten Goldschmied unserer Zeit, dem geschicktesten Erzgießer, dem Manne, der schon in früher Jugend für Napoleon die verschiedensten Befestigungsplane modellirt hat und der, weil er eine besondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Physiologie der Thiere so gründlich studirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Direktoren des Jardin des Plantes geworden.

Antoine Louis Barye ist am 3. Vendemiaire des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, bekleckste mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In seinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das seinen schlummernden Instinkten am Meisten zusagte, und trat als Lehrling in die Werkstatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerst an den Bunzen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten, als da sind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion &c. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut, und er trieb für den Hofgoldschmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verschiedene Souveräne bestimmten Dosen schmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweise bei diesen

höheren Arbeiten beschäftigt, und eines der ersten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meisters heraustrieb, stellte die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben diesem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkstatt zu verlassen und in dieselbe Armee zu treten, welche gegen denselben Alexander einexerzirt wurde. Es war die Zeit, da der Despot die letzten Reihen der gelichteten Jugend den schrecklichsten Schlachtfeldern entgegenführte und seine Konskription die blutige Hand selbst über das Haupt bartloser, kaum der Schule entronnener Knaben ausstreckte.

Zum Glück verstand man es in der Napoleonischen Armee, jeden, auch den letzten, Mann auf den ihm zukommenden Platz zu stellen und hatten die Offiziere ihrem großen Feldherrn die große Kunst abgesehen, wie jedes einzelne Talent am Erfolgreichsten zu benutzen war. Barye wurde in die topographische Brigade des Geniecorps gesteckt, und er modellirte die Reliefs der verschiedensten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Cherbourg, Koblenz, vom Berge Cenis werden noch heute als Mustermodelle in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit siebzehn Jahren wird er als höchst brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du genie zugetheilt und modellirt er für den geschlagenen und fliehenden Kaiser während der Flucht und so zu sagen im Fluge viele Festungen und wichtige strategische Punkte, die man verlassen muß, für den möglichen Fall einer einstigen Wiederkehr. Während die Weltgeschichte ihre Szene auf den Feldern um Paris aufgeschlagen — März 1814 — befindet er sich eines Tages allein auf einer Mission in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain geheim aufzunehmen. In die Kaserne zurückgekehrt, erfährt er, daß sich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es ist ihm unmöglich, ihr zu folgen, und seine Dienstzeit hört so mit dem Napoleonischen Regiment von selber auf.

Um sich zu nähren, fängt er wieder zu ciseliren an; um sich

zu bilden, beschäftigt er sich in den abendlichen Mußestunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beidem weit genug gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Bosio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächsten Jahre tritt er in die Ecole des beaux-arts und gewinnt sofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber sein Basrelief, Milon von Kroton mit dem Löwen darstellend, das er bei der Bewerbung um den ersten Preis in der Skulptur geliefert, wird nicht berücksichtigt. Es zeichnete sich zu sehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, also durch drei Eigenschaften, welche mehr geeignet sind, das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künstler zuzuwenden. Aehnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preise heimgeschickt worden, während der erste mittelmäßigen, aber schulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye sah ein, daß man auf die Worte der Meister schwören, jede inwohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur todtgeborne Kinder liefern müsse, wenn man sich der Preise der Akademie erfreuen wolle. Zu dieser Selbstverleugnung konnte er sich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erster Preis mit sich brachte, nicht entschließen, und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere siegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht sagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müsse, wenn man ihn als Sieger verlassen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entsagend, dachte Barye daran, für einen bescheidenen Broderwerb zu sorgen, und er bemühte sich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch diese Stellen werden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen, und die Regierung war die Regierung

Karls X., um deren Gunst sich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht so bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broderwerb ausgehend, gelang ihm dieser ganz und gar so, wie er einer naiven, aller gemein praktischen Spekulation fremden Künstlerseele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth just das Stück Brod, dessen er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während seine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schicksal aller ächten, aber unbekannten Künstler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldschmied und Juwelier, erfreute sich damals neben der allmächtigen Protektion der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Fromant Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit fast immer und ausschließlich zum Schaden der wirklichen Künstler besitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewisses, vielstöckiges Haus im Faubourg St. Germain, fern seiner bekannten Werkstatt wie seinem Laden, könnte das Geheimniß Herrn Fauconiers verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldschmied und Millionär wird. In den verstecktesten Winkeln dieses Hauses, im Keller wie in den Dachstuben, getrennt von einander wie in Zellengefängnissen, saßen die jungen brodlosen Künstler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Wildnissen von Paris aufzutreiben verstand, und verschwendeten den Reichthum jugendlicher Phantasie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofs und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Spekulanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verschafften. Unter diesen weißen Sklaven verbrachte Barye schöne, lange Jahre, zufrieden, Brod für sich und seine Familie zu schmieden und Material in Händen zu haben, an dem er seine künstlerische Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigstens ist das bei kräftigen, empfänglichen und schöpferischen Geistern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch so traurige Ver-

hältniß zur Schule. Barye machte im Verstecke des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel seiner gierigen Anforderungen mehr als einen Kursus durch. Die tausendfache Verschiedenheit der Schmucksachen und Breloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menschenreich zu studiren, und er that es zum Behufe eines kleinen Breloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers schmücken sollte, mit derselben Gewissenhaftigkeit, als sollte seine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltstadt verherrlichen. Einer kleinen Goldschmiedarbeit wegen durchmusterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hotel Cluny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des Plantes oder meilenweit ins Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldschmied im Sinne der Ghibertis und lernte aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie die verschiedenen Metalle verschieden zu behandeln sind, und die mannigfaltige Art des Gusses, Gravirens und Treibens. So bildete sich in dem armen Arbeiter der Goldschmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforscher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als Letzterer trat er, da Herr Fauconier glücklicherweise gestorben war, in der Ausstellung des Jahres 1827 mit mehreren Büsten auf, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man sie jetzt als Meisterwerke der Individualisirung und des Ausdruckes bewundert.

Wieder genöthigt, um das tägliche Brod zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meisterwerke zu schaffen an, die, obwohl auf industrielle Weise vervielfältigt und bestimmt, als Schmuck der Uhren und Kamine, als Briefbeschwerer und Dintenfässer zu dienen, darum nicht minder zum Schönsten gehören, was die vereinte Kraft von Kunst und Industrie in unserer Zeit hervorgebracht, zum Besten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieser Art geschaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leser der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt und das Magazin der Barye'schen Bronzen (Rue saint Anastase,

10. Marais) besucht und da die vielen Einzelstatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meist Thierstücke, mit Kennerauge betrachtet oder wenn er, den langen Weg scheuend, in das Magazin, besser gesagt, Museum Barbedienne's, auf dem Boulevard Poissonnière tritt und daselbst den Tiger Barye's zu Gesicht bekommt. Jede dieser kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegossen, wäre geeignet, Paläste, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze aufs Großartigste und Schönste auszuschmücken. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der sie bestehen, werden sie der Nachwelt einen falschen Begriff von unserm Geschmacke beibringen. Wie mögen sie die Kunst geliebt haben, werden unsre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompeji's sagen, daß sie sich überall mit diesen herrlichen Meisterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns diese kleinen Meisterwerke an, daß wir sie in ihrer Kleinheit belassen, da sie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen, und wie wenige der Käufer, die sie nach Hause tragen, wissen, was sie auf Cheminée, Uhren, Schreibtisch aufstellen; wie Viele achten sie gering, weil sie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunstwerk bezahlt haben!

Künstler und Kenner wußten sehr wohl, was sie an diesem Industriellen besaßen. Vom Maler Diaz z. B. ist es mir bekannt, daß er sich auch nicht die kleinste aus den Gießereien Barye's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und sich ein förmliches Museum einrichtete, das er benutzt, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künstlern hingegen weiß ich, daß sie in Gemälden und Skulpturen die kleinen industriellen Bronzen als Modelle benutzt, sich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barye's beizutragen. Ja, diese ganze kleine bronzene Thierwelt wurde sogar mit Erfolg gebraucht, um Barye's Verdienst zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menschen zu gestalten, mit einem Anschein von Gerechtigkeit streitig zu machen. Mit Vergnügen vergaß man seine

drei Grazien, die Amazone, Angelika, die Gruppen Minotaurus und Theseus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerm Vergnügen die Reiterstatuetten Karl VI., Gaston de Foix, General Bonaparte — obwohl diese Reiterstatuen sich mit dem Besten vergleichen können, was die Renaissance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'sche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erstgenannten Werken der unabhängige, aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen ist. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, „die Ordnung, der Friede, der Krieg, die Kraft," sind nun leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem System der Verkleinerung eines großen Künstlers fortfahren könnte.

Barye hatte früh erkannt, mit welcher Welt er zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und fleckenlos wie der edelste Marmor, und mit einem Nacken hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr= und geldgierigen Künstlern Clique zu machen und sich vor Journalisten und Regierenden zu beugen; — so zog er sich denn in eine Einsamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begeistertsten Verehrer seines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig ist er förmlich aus der Welt verschwunden und ist sein Leben in Künstlerkreisen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Insel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adresse seines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von seinen persönlichen Schicksalen. Man sagt, er sei verheirathet und habe in seinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geist und Anmuth sind, der Sage nach, unter seinen Augen dahin gewelkt und es ist ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er selber gemalt und die Meisterstücke der Porträtirkunst sein sollen. Aber wer hat sie gesehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerstelle an

einem Institute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gassen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlassen, der wieder in seinem Geheimniß verschwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künstler ans Tageslicht hervor. Die Republik stellte seine zwei herrlichen Löwen, den sitzenden Löwen und den Löwen mit der Schlange, im Tuileriengarten auf, jene beiden Meisterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutschen Archäologen und Kunstkenner als Antiken vorstellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren sie auch als solche in dem Buche dieses Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre, und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteste Aufstellung der Antiken und allen Museen und Akademien Europa's die herrlichsten Abgüsse versprach — aber die Zeiten änderten sich, und Barye hat seine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye ist eben so wenig gemacht, unter den obwaltenden Umständen, Aemter zu behalten, als sie zu seinem Vortheile auszubeuten, wie folgende kleine Anekdote beweist. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des Plantes. Gipsmodelle verschiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld, sie einzukaufen, in die Hand Barye's gelegt, und er kaufte die Thiere des Bildhauers Mene; er, der die Thierwelt erschöpft hat und dessen Magazin in der Rue Anastase der edelsten Modelle voll ist, er kaufte die Schöpfungen Mene's, der ihm nicht ans Knie reicht. Daran war nicht sowohl Barye's, des armen Mannes, Uneigennützigkeit als seine Bescheidenheit schuld; es kam ihm sonderbar vor, daß er seine Schöpfungen als Modelle aufstellen sollte. Und doch hat seit den Alten, die der Natur um so viel näher standen und den Gott in ihr begriffen, die armen Geschlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde,

wohl Niemand die Thierwelt so dargestellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satiriker wie

Kaulbach, sondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, List, Treue ꝛc., je nachdem sich der „gebundene Gott" in dem Individuum ausspricht — freilich in jener potenzirten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menschen zum Menschen und aus dem Menschen den Künstler macht; mit jener Offenbarung der Kunst, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber seinen Gebilden schwebt die Ahnung Dessen, was jenseits der Schranken der verschlossenen und uns stummen Natur zu suchen ist. Unwillkürlich denke ich, wie sonderbar Das auch dem Leser klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verse Lenau's:

An Blumen freut sich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,
Die uns so nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Ueber Barye's Persönlichkeit kann ich dem Leser nicht die geringste Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie gesehn. Ich wollte nur auf den großen, in Deutschland noch unbekannten Künstler mit einigen Worten aufmerksam machen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen; ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Berangers Charakteristiken geliefert, gerecht sein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn Das ist es, was man so schwer und so ungern glaubt; am Schwersten, wenn man selbst in Paris lebt.

(1857.)

Stephen Heller.

That strain again: — it had a dying fall:
O it came o'er my ear like the sweet south,
That breathes upon a bank of violets,
Stealing and giving odour.

Shakespeare.

Cet artiste n'est pas connu pour ce qu'il vaut.

Fétis.

Die letzten drei Dezennien haben Schaaren von Virtuosen an uns vorbeigeführt: die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeugungen, wie sie Wohlthätern der Menschheit angemessen scheinen, Kronen, Kränze, offizielle Auszeichnungen, Titel und Würden, verherrlichender Gesang, Anbetung von Seiten der Frauen — Alles, Alles wurde ihnen zu Theil; sie setzten ruhige Städte in Bewegung, sie verursachten Zusammenrottungen und Aufruhr, sie erweckten Parteikämpfe, und wie sie die Mittelpunkte begeisterter, brüderlicher Feste waren, so wurden sie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfniß. — Wo sind sie heute, diese weltbewegenden, gewaltigen Erscheinungen? — Verschwunden, vergessen, verschollen. Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn sie sich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen sie. Die Götter sind zusammengebrochen, und man sah die Hohlheit ihres Innern; das Kind zerriß endlich die angebetete Puppe und sah den gemeinen Inhalt. — Dennoch hatte man Unrecht, sich dieser Begeisterung zu schämen;

sie war nur natürlich. Man begeisterte sich auch für Seydelmann; man bewunderte, man liebte ihn, als ob er den Mephisto geschaffen hätte, den er nur darstellte. Die Bewunderung für den exekutirenden musikalischen Virtuosen, den Schauspieler des Komponisten, war ursprünglich an eine andere Adresse gerichtet, an die des Tondichters; daß sie der Virtuose als treuloser Bote unterschlug, merkte das Publikum in seinem Enthusiasmus erst spät oder glaubte auch, daß dem Boten Alles gebühre. In seiner Gedankenlosigkeit krönte es die in Goldflitter gekleideten Tänzer und Läufer vor dem Wagen des Triumphators, der in seiner schlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphator ist noch heute der Triumphator — wo sind die Tänzer und Läufer und Histrionen?

Wieder nichts natürlicher als ihr Verschwinden; es ist eben so motivirt, als ihr Auftauchen. Kaum war Lessing da, so waren auch schon Schauspieler da. Die exekutiven Kräfte, die Kärrner, sind immer und überall in großer Menge vorhanden; sobald sich die produktive, diese seltenere Kraft zeigt, fangen sie zu wirken an. Es hat musikalische Virtuosen gegeben, seit es Kompositeure gibt. Als die Musik mit Beethoven die höchste Höhe erreichte, mußte es von Virtuosen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Musik, was nach einer großen Literatur die Kommentatoren, Glossatoren, Nachahmer, Wortkünstler, Deklamatoren, Rhapsoden, Schauspieler, Bearbeiter &c. zusammen sind. — Sie brauchten zu ihrem Geschäfte wenig Talent, instinktiven Nachahmungstrieb und viel Geduld und physische Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen so freigebig nachrühmte, saß meist im Sitzfleisch. — Bei den ersten unter den Virtuosen bestimmte ein gewisses angeborenes musikalisches Talent die Wahl des Berufs; das Glück, das diese machten, bestimmte die meisten ihrer Nachfolger. Erstere hatten vor Letztern nur wenig voraus, da es sich zumeist um physische Arbeit, Ausdauer, Geduld handelte. Man machte Virtuosen. Man unterrichtete nicht, man weckte nicht Keime von Talenten, man richtete ab. Die schönsten, die unbe-

fangensten Tage des Lebens mußten zwölf bis sechszehn Stunden der physischen Arbeit am Instrumente abgeben; Alles mußte darüber zu Grunde gehen, selbst das musikalische Ohr, wenn von Natur aus eins da war. Der geistigen Ausbildung war kein Moment Raum gelassen, eben so wenig der gemüthlichen. Darum mußte auch Geist und Gemüth eingelernt werden. Man lernte mit Geist spielen, man lernte Herz in die Musik legen. So wurde man ein Golem, eine Maschine, ein Automat. Wie oft, wenn man sie mit dieser fürchterlichen Wuth spielen und Stücke ausführen hörte, die eine Verhöhnung aller Musik waren, mußte man sich sagen, daß sie sich offenbar an der Kunst, die ihnen die schönste Zeit des Lebens, die besten Gaben des Geistes und des Herzens geraubt, rächen, daß sie sie für immer ausrotten und in der Meinung der Menschen verächtlich machen wollten. — Meist aber sagte man sich, daß sie in dieser mechanischen Beschäftigung mit Musik allen musikalischen Sinn verloren. So verlieren oft alte Richter allen Sinn für Gerechtigkeit, Maler allen Sinn für die Farben; Krieger, die mit Begeisterung ausgezogen, werden im Laufe des Krieges gedankenlose Schlächter.

Es ist kein Wunder, daß so viele der gefeierten Virtuosen physisch zu Grunde gegangen und daß andere, die, müde der oberflächlichen Triumphe, einem höhern Ehrgeiz dienen und als Tondichter sich versuchen wollten, nur das lärmendste Gegentheil von Musik, die Negation, die Karikatur der Musik hervorbrachten. Mit einer ungeheuern Charakterkraft, mit einer beinahe unerschöpflichen musikalischen Aussteuer müssen die Seelen Derer ausgerüstet gewesen sein, die sich, wie Mendelssohn, Chopin, aus der Virtuosität noch mit einem Fonds von Musik, mit Produktivität gerettet haben. Wir wollen hier die Charakteristik eines solchen Musikers und mit ihr zugleich eine bezeichnende Lebensgeschichte aus der Kunstepoche unserer Zeit liefern.

Stephen Heller hat sein Virtuosenthum überlebt und ist daraus als Kompositeur hervorgegangen. Wieder als Kompositeur hat er alle Kämpfe, die einem jungen und originellen Geiste vor-

behalten sind, durchgekämpft, hat er Noth, Elend, Entsagung, Verkennung ertragen, Selbstverleugnung und Demüthigung vor dem eigenen Genius kennen gelernt und steht heute als ein in seinem Fache beliebtester, von Tag zu Tag an Ruhm gewinnender Tondichter mit ausgesprochener Individualität, mit großen, kaum mehr angefochtenen Vorzügen und Verdiensten da. Die Geschichte eines solchen Lebens kann nur belehrend sein.

Stephen Heller wurde im Jahre 1813 am 15. Mai zu Pesth in Ungarn geboren. Sein Vater, der in einer Fabrik angestellt war und außerdem noch in der Stadt mathematischen Unterricht ertheilte, bestimmte ihn den Rechtswissenschaften und schickte ihn deßhalb frühzeitig auf das Gymnasium der ehrwürdigen Piaristenväter, patrum piarum scholarum. Etwas Musikunterricht wurde, weil Das zu einer guten Erziehung gehört, bei einem Herrn Meixner, Fagotbläser beim Musikkorps eines Artillerieregiments, genommen. Bald zeigte es sich aber, daß diese Nebensache den Knaben vorzugsweise beschäftigte, daß er bei dem dürftigen Musikunterricht, bei dem auch einige Generalbaßlehren mit unterliefen, mit viel größerer Theilnahme verweilte, als bei Latein und Griechisch. Da wurde denn ein bedeutenderer Lehrer, der beste, der in Pesth aufzutreiben war, Franz Bräuer, jetzt regens chori im Dome, gewonnen, und dieser hatte bald den Muth, mit seinem Schüler vor das Publikum zu treten. Lehrer und Schüler spielten im Pesther Theater Dusseck's Doppelkonzert (b-dur) für zwei Piano's und zwar mit Beifall. Da erwachte der Ehrgeiz im Vater. Wie wäre es, wenn sein Kind ein Wunderkind wäre? Wenn aus dem Wunderkind ein Virtuose erwüchse, ein Virtuose, der die ganze zivilisirte Welt, so weit es nervöse Weiber gibt, in Bewegung setzte? Der Mathematiker fing zu rechnen an, und er wollte sicher gehen. Mehrere Versuche wurden angestellt; Stephen mußte gewaltig arbeiten und zu wiederholten Malen vors Publikum treten und Konzerte geben. Das Experiment gelang: viel Beifall wurde geerntet; also Ade Griechisch und Latein und Juristerei! Der Vater setzt sich mit

dem Sohn in den Wagen; es geht nach Wien, in die Hauptstadt der Musik.

Stephen wurde dem damals bedeutendsten Musiklehrer Anton Halm übergeben. Dieser ahnte bald einen wahren Künstler in seinem Schüler und stellte den Knaben bei Gelegenheit Beethoven, F. Schubert, Abbé Stadler vor. Aber das Kind war noch zu sehr Kind, um das ganze Glück solcher Bekanntschaften zu erfassen; in seinem jungen Gehirn erwachte noch keiner jener fruchtbaren Gedanken, welche die Berührung mit solchen auf der Höhe der Menschheit stehenden Geistern zu erwecken pflegt, keiner jener großen Entschlüsse, die solche Beispiele zur Reife bringen und für die ganze Zukunft bedeutend machen. Er war eben noch ein träumendes Kind und vor Allem nur Klavierspieler.

Als Solcher gab er in Wien im Jahre 1826 sein erstes, 1827 sein zweites Konzert. Am Ende des zweiten trat er kühn mit einer freien Komposition hervor, die ihm, eben der Kühnheit wegen, im Publikum manche Freunde und Beschützer, aber ganz und gar nicht den Beifall der Kritik verschaffte. Dießmal war die Kritik im Rechte. Es fehlte Stephen Heller noch an geistiger und materieller Ausbildung, um schon selbständig auftreten zu können. Das Beste in seiner Komposition war höchstens als eine Anweisung auf die Zukunft zu betrachten. — Doch glaubte der Vater nun den Moment gekommen, da man mit Nutzen die Künstlerlaufbahn anfangen könnte. Der Sohn wurde nach Pesth zitirt, und im Jahre 1828 verließ er den geliebten Lehrer Anton Halm, der ihn betrübt ziehen sah.

Mit Absicht habe ich alle Meister Hellers mit Namen genannt: es ist das Geringste, das man Lehrern zum Lohne thun kann, wenn man sie bei Gelegenheit ihrer Schüler nicht vergißt. Die rührendsten Erscheinungen im Leben bedeutender Künstler sind, neben den Müttern, die Lehrer. Während der Schüler seinen Flug nimmt, die Welt mit seinem Namen zu erfüllen, stehen sie an der Schwelle ihres stillen, vergessenen Hauses und sehen ihm in rührender Hülflosigkeit nach, wie die Gluckhenne,

die Enten ausgebrütet, am Rande des Teiches, und sind froh, wenn ihnen aus weiter Ferne von Zeit zu Zeit nur ein kleines Wörtchen der Erinnerung zukommt. Sie werden vom Sohne, vom Schüler mehr oder weniger vergessen — was liegt daran, wenn es ihm nur gut geht, wenn er nur Erfolge hat, wenn er nur der Lehren gedenkt, die man ihm mitgegeben. — Wie rührend klingt die einfache Zeile im Tagebuche Perugins: Heute ist mein lieber Raphael Sanzio abgereist; möge ihn Gott begleiten auf allen seinen Wegen, und möge er glücklich ankommen. —

Der Vater wurde in seinen Plänen noch mehr bestärkt, als die Ungarn mit ihrer heißblütigen Bewunderung den Sohn in mehreren Konzerten bis in den Himmel hoben und ihm einen Beifall zollten, als wäre er bereits eines der glänzendsten Lichter der Welt. Keine Nation Europa's läßt sich durch den Patriotismus so sehr verblenden, wie die Magyaren; die Erfahrung, daß sie eigentlich noch sehr wenig Genies hervorgebracht, hindert sie nicht, jede auf ihrem Boden neu auftauchende Erscheinung sofort für ein Wunder zu erklären. — Der mathematische und kluge Vater vergaß es nicht, den Patriotismus vom Verdienste des Sohnes zu subtrahiren. Dennoch gab er seine Stellung in Pesth auf und trat nun mit seinem Sohne die „Kunstreise“ an. Wenn Stephen Heller später nicht durch zwölf Stunden täglich am Klavier verthieren wollte, wenn er sich weigerte, Journalisten den Hof zu machen, schlechte Modemusik zu spielen, wenn er sich eine glückliche Stunde verschaffen und sich in die Musik „in ihm selbst“ vertiefen, etwas komponiren oder mit den großen Meistern die Zeit verlieren wollte: hat ihn zwar der Vater gewähren lassen; dennoch glaubte er, daß er sich nicht deßhalb den Mühen, Unbequemlichkeiten, Kosten und Wagnissen der Reise ausgesetzt habe und daß der Sohn sich auch befleißen müsse, halsbrecherische Stücke zu spielen, Knalleffekte zu machen, das Publikum in Erstaunen zu setzen, kurz ein Phänomen zu werden, wie der große X und der berühmte Y. Er meinte es gut, aber er verstand es nicht besser. Daß für das künstlerische Seelenheil

des Sohnes, für sein äußeres und inneres Glück besser gesorgt gewesen wäre, wenn man den erwachenden Tonkünstler in seiner einsamen Stube, in seinen tönenden Träumen gelassen hätte, Das fiel ihm, der wenig Begriff von Musik und von den Vorgängen in einer Künstlerseele hatte, nur selten ein.

Die Reise ging durch einen Theil Ungarns, über Krakau nach Warschau, wo der Winter zugebracht wurde, dann weiter nach Breslau, über Dresden, Leipzig, Braunschweig nach Hamburg, wo zum zweiten Male die Winterquartiere bezogen und drei Konzerte gegeben wurden. Stephen Heller, nunmehr schon ein erblühter Jüngling, lernte etwas von der Welt kennen, kam mit Künstlern in Berührung und gewann sich durch sein Spiel manches weiche Frauenherz. Damit war dem besorgten Vater nicht gedient. Weltkenntniß konnte dem Sohne verderblichen Unabhängigkeitssinn einflößen, seine Erfolge konnten ihm zu viel Bewußtsein seines Werthes geben; die Künstler waren im Stande, ihm über die Kunst Ideen beizubringen, die mit den Kunstideen des Vaters, mit seinen positiven Zwecken nicht übereinstimmten. Dem allem mußte vorgebeugt werden, und der Vater führte ein strenges Abschließungssystem ein, und so ging es weiter über Kassel und Frankfurt a. M., wo er Ferdinand Hiller kennen und lieben lernte, nach Bayern. —

In Augsburg angekommen, brach das gehetzte Wild zusammen. Er konnte nicht weiter. Es zeigten sich so große Spuren der Ermüdung und Abspannung, daß der Vater den Vorstellungen der Aerzte, neugewonnener Freunde und Musikliebhaber nachgab, dem Sohn einige Zeit auszuruhen erlaubte, ihn unter der Obhut einer kunstsinnigen Freundin zurückließ und nach Pesth zurückkehrte.

Nun begannen für Stephen Heller eigentlich erst die Lehrjahre, die bei ihm auf die Wanderjahre folgten. Die Atmosphäre der stillen, alten, romantischen Stadt that seinem etwas melancholischen, nach Ruhe und Sammlung sehnsüchtigen Gemüthe sehr wohl. Endlich nach langem, unerquicklichem, wüstem Umher-

schweifen hatte er die Muße, nach langer Vereinsamung die Einsamkeit, deren er so sehr bedurfte, das Erlebte und Gehörte in Geist und Gemüth zu verarbeiten. Er konnte sich endlich sammeln und sein Inneres belauschen, ob da etwas wachse und sprieße. Die glückliche Stimmung, in die er sich mit Einem Male versetzt fühlte, wurde noch durch die liebevolle Theilnahme jeglicher Art erhöht. Wir dürfen nur derjenigen erwähnen, die sich auf sein der Oeffentlichkeit gehöriges Leben bezieht. Da steht Graf Fugger, Rittmeister in der bayerischen Armee, Stephen Hellers Lothar und Jarno in einer Person, obenan. Ein feiner Musikkenner und ein nach allen Seiten hochgebildeter Mann, erkannte er bald die großen Anlagen des jungen Künstlers, sein edles, bisher unterdrücktes Streben, eben so wohl wie die Lücken seiner musikalischen und anderweitigen geistigen Bildung. Mit vieler Liebe unterstützte er ihn in seinen Studien und stellte ihm seine große, an Büchern und Musikwerken reiche Bibliothek zu freier Verfügung. Diese Güte benutzte Stephen Heller in allen Stunden, die ihm der Unterricht, den er zur Bestreitung seiner kleinen Bedürfnisse geben mußte, übrig ließ, das Versäumte nachzuholen, das Gehörte durchzusehen, die bedeutenden Werke der Meister der Dichtung wie der Musik zu studiren. So wurde aus dem auf kurze Zeit bestimmten Aufenthalt ein Aufenthalt von Jahren, eine reiche Zeit der Sammlung, des Fortschritts, des Glücks und der geliebten, schöpferischen Arbeit. — Das Glück und — wir müssen es sagen — die Liebe weckte den Tondichter wieder auf, der schon in seinem neunten Jahre in jener oben erwähnten Komposition in ihm erwacht, später, im Unbehagen des Virtuosenlebens, aber wieder eingeschlafen war. Doch hatte er als Virtuose schon im Jahre 1829 in Leipzig bei Probst Op. 1. Variationen über ein Thema von Paganini, bald darauf bei Böhme in Hamburg ein Rondo und später mehrere Variationen herausgegeben.

Während Stephen Heller still, gesammelt, arbeitsam in Augsburg lebte, fing Robert Schumann seine später so bedeutend

gewordene Wirksamkeit in Leipzig an, jene praktische und theoretische Wirksamkeit, aus der er nach mannigfachen Phasen und Umwandlungen als Meister hervorgegangen. In seiner Zeitschrift für Musik las Stephen Heller die Aufforderung an junge Kompositeure, ihre Manuskripte zur Besprechung einzusenden. Er besann sich nicht lange und schickte an Robert Schumann, von dessen Kompositionen er nichts kannte, von dem auch wohl kaum mehr als die Papillons und die Variationen über den Namen „Abegg" veröffentlicht waren, drei Impromptus (Op. 7) und Scherzo (Op. 8). Der Ton, in dem die Zeitschrift für Musik geschrieben war, die Wärme und neidlose Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen Anderer, die aus den Artikeln Robert Schumanns sprachen, hatten Stephen Heller aufgemuntert und ihm Vertrauen eingeflößt. Schumann beantwortete dieses Vertrauen in sehr freundlicher Weise, und gleich in dieser ersten Annäherung zeigte sich zwischen beiden Tondichtern eine gewisse Wahlverwandtschaft, eine Gleichartigkeit des Empfindens und der Anschauung. Ein sonderbares Zusammentreffen machte sie Beide darauf aufmerksam. Die Impromptus Hellers waren Mademoiselle Liane de Fraulay aus Jean Pauls „Titan" gewidmet, und eben hatte Schumann eine Komposition vollendet, welche dem Fräulein Wina aus den „Flegeljahren" zugedacht war. — Versetzt uns diese kleine Anekdote nicht mit einem Ruck in jene romantisch-schwärmerische Zeit zurück, die jetzt schon so weit hinter uns liegt?

Robert Schumann empfahl diese beiden ihm zugesandten Werke dem Verleger F. Kistner, der sie sofort veröffentlichte, so wie bald darauf auch eine Sonate (Op. 9). Schumann sprach sich alsdann über diese Erstlingswerke in seiner Zeitschrift aus.

Liebenswürdig und von edlem Gemüthe zeugend ist das Lob, das Robert Schumann mit Wärme und Begeisterung als ein wahrer Poet dem Mitstrebenden spendet, der noch sein Nebenbuhler werden konnte.

So kam zu Liebe und Freundschaft in der Augsburger Zeit,

zum Glücke des Studiums und des Schaffens noch die Anerkennung, die um so wohlthätiger wirkte, als das innerste Gewissen von ihrer Wahrhaftigkeit getroffen sein mußte; als sie nicht jenes geheime, beunruhigende Unbehagen erregte, das die Folge unverdienten Lobes ist. Aber trotzdem oder vielleicht eben deßhalb war seines Bleibens nicht in Augsburg. Er fühlte sich gestärkt, anerkannt, mit neuem Wissen ausgerüstet — er sehnte sich nach einem größern Horizonte, nach einem weitern Kampfplatze. — Diese Unruhe trieb ihn für einige Zeit nach Pesth, und da er dort nicht fand, was er suchte, bald wieder in die Heimat seines Glücks, nach Augsburg. Aber es war vorauszusehen, daß es nur einer kleinen Veranlassung bedurfte, um seiner Unruhe Ziel und Plan zu geben.

Im Jahre 1837 kam Kalkbrenner durch Augsburg und gab daselbst mehrere Konzerte. Er sah Heller und erkannte sein großes Talent und daß die stille Stadt nicht sein natürlicher Schauplatz sei. Er sprach ihm von Paris, von allen Schätzen der Ausbildung, die diese Stadt biete, von ihren gesellschaftlichen Hülfsmitteln, von ihrem bewegten Leben, von der Leichtigkeit, mit der ein begabter Mensch bei einigem Glücke von diesem Zentralpunkt aus seinen Ruhm ausbreiten könne — und im November 1838 sehen wir Stephen Heller schon in Paris, um daselbst den Winter zuzubringen.

Da war freilich nicht Alles so golden und rosig, wie es ihm Kalkbrenner ausgemalt hatte, besonders in musikalischer Beziehung nicht, und die Phantasie des fünfundzwanzigjährigen Künstlers mußte manche Enttäuschung und sein Herz, nach dem gemüthvollen, deutschen Zusammenleben in Augsburg, manche Stunde der Vereinsamung empfinden — aber der lebhafte und empfängliche Geist Stephen Hellers fühlte sich neuangeregt und bereichert, und muthig entschloß er sich, alle Kämpfe zu bestehen, die er schon in nächster Nähe drohend auftauchen sah. Er fühlte das Herz einer Welt an sein Herz pochen — er lernte eine neue, so reiche und so Mannigfaltiges bietende Gesellschaft kennen —

und aus dem Winter ist ein Jahr geworden, aus dem Jahre zwei Jahre, und nun sitzt Heller schon volle zwanzig Jahre in demselben Paris, das mit seinem Zauber schon viele Söhne verschiedener Heimat für immer festgebannt hat. In einem Briefe an einen Freund spricht er sich selbst über diesen Zauber so aus: „Die völlige Ungebundenheit des Lebens, die freie Ansicht nach allen Richtungen, die weltbürgerliche Toleranz, die jede Eigenheit, jede Bizarrerie fast mit Nachsicht und einer gewissen Grazie des Geistes und des Herzens beurtheilt und nichts dafür verlangt, als gleiche Toleranz und Nachsicht; alle diese unschätzbaren Vortheile einer feinen, seit Jahrhunderten an sich selber arbeitenden und polirenden Gesellschaft, so wie die Möglichkeit, eben so einsam als im Strudel der Welt leben zu können, und zwar bald das Eine, bald das Andere — dieß hielt mich seit so langer Zeit in Paris fest."

Und wahrlich, die Anziehungskraft dieser Weltstadt muß eine gewaltige gewesen sein, wenn sie durch alle Leiden und Entbehrungen, welche Jahre lang das Leben Stephen Hellers verdunkelten, nicht gebrochen werden konnte. Weiß man, was er hier geduldet, getragen, gelitten, ist man erstaunt, daß er nicht schon nach wenigen Wochen oder Monaten die Flucht ergriffen, bewundert man die Ruhe und Objektivität, mit der er mitten im Elend die Vortheile und Vorzüge des Pariser Lebens, die Förderung, die es dem Geist bietet, beurtheilte und würdigte.

Gänzlich unbekannt, fand er eben so wenig Schüler als Verleger für seine Kompositionen, und es begann für ihn jenes Leben, jenes Fegefeuer, in dem schon starke Seelen und starke Körper zu Grunde gegangen. Wir wollen ein oft gemaltes Bild, die Noth eines Künstlers, nicht noch einmal malen; wir wollen nur einige kleine Anekdoten und Ereignisse aus dem Leben Hellers erzählen, die zugleich das Leben vieler Anderer mit wenigen Strichen zeichnen.

Nach Kurzem hatte Stephen Heller einsehen gelernt, daß er für Werke, die sich an die in Deutschland veröffentlichten

(Op. 7, 8, 9) würdig anschlössen, keine Verleger in Paris fände. In der Hauptstadt der Mode und des Brillanten waren solche Werke nicht am Platze. Von der Noth gezwungen, den Bedingungen der Verleger nachzugeben, publizirte er erst einige leichte Kompositionen für Schüler, welche man lieber annahm, mit Recht hoffend, daß er die Freunde, die an ihm irre werden konnten, später durch bedeutende Werke beruhigen werde. Er hatte die Absicht, auf das Titelblatt dieser und ähnlicher Kompositionen in ganz kleiner Schrift, um sich vor sich selbst, vor den Kennern und Freunden zu entschuldigen, die zwei Buchstaben T. F. (d. i. travaux forcés) anzubringen, die den Galeerensträflingen eingebrannt werden, um damit den Zwang anzudeuten, aus dem sie hervorgegangen. Aber die Verleger wollten auf diesen tragischen Witz einer unglücklichen Künstlernatur nicht eingehen. Selbst diese travaux forcés schienen ihnen noch zu gut; sie wollten Oberflächlicheres, etwas, was mehr scheine und weniger bedeute, und bezahlten ihm selbst diese Arbeiten, die ihn so unglücklich machten, gar nicht oder auf erbärmliche Weise. Man schämte sich nicht, ihm aus seiner Trefflichkeit einen Vorwurf zu machen. Der Musikalienhändler Schlesinger saß einmal mit drei Kompositeuren bei Tische: mit Wolf, Heller und X. — Sehr ungezwungen sagte er ihnen seine Meinung über ihre Verwendbarkeit im Handel, „Ihr alle Dreie," rief er, „seid nicht zu brauchen, aus verschiedenen Gründen: Sie, Wolf, sind zu schwer, Sie, Heller, zu gut, Sie, X., zu schlecht!" —

Wir wollen nur die Geschichte einzelner Werke Hellers erzählen und werden damit einen trefflichen Beitrag zu Künstlers Erdenwallen liefern; zuerst die Geschichte der chasse, jenes Stückes, das von allen berühmten Klaviervirtuosen Liszt, Thalberg, Döhler, Wilhelmine Clauß rc., gespielt wurde, allen vorgerückten Schülern vorgelegt wird und sich eines eigenen Ruhmes erfreut.

Moritz Schlesinger, Vorgänger von Brandus, war damit beschäftigt, eine neue Klaviermethode herauszugeben, die den

Titel Méthode des Méthodes führen sollte und in der That unter diesem Namen erschien. Am Schlusse sollten Klavier-Etüden von den bedeutendsten Pianokomponisten beigegeben werden. Es wurden also an Moscheles, Chopin, Mendelssohn, Hiller, Liszt, Döhler, Thalberg, Henselt, Benedict u. A. Aufforderungen erlassen, besonders prägnante und zugleich praktisch nützliche Etüden zu liefern. Stephen Heller war dem Verleger unentbehrlich geworden, da er ihm die nothwendige Sklavenarbeit verrichtete, außerdem noch für die musikalischen Zeitungen schrieb. Diesem Umstande und einer gewissen Vorliebe, die der Kaufmann für den jungen Künstler hatte, in dem er mit dem ihm eigenen Instinkte eine Zukunft ahnte, dankte Heller die Aufforderung, ebenfalls eine Etüde zu liefern. Der Verleger wollte, wie er sagte, die Gelegenheit benutzen, um ihn in die Gesellschaft dieser hohen und berühmten Namen einzuschwärzen. Nach so vielem Traurigen, das ihm von dieser Seite zugemuthet war, fühlte sich Heller durch diese Einladung doppelt glücklich, obwohl von Honorar nicht die Rede gewesen. Er ging nach Hause, in seine kleine Stube, und in einer Nacht voll Fieber und Aufregung schrieb er eine Etüde, bei der ihm das Bild einer Jagd vorschwebte, einer tollen Jagd, die tiefen Liebesgram zerstreuen sollte, und setzte als Motto die Worte einer alten französischen Chronik darüber: La meute est déchaînée — les fanfares éclatent. — Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de sa mie, Agnès de Meranie ... Schlesinger war über Titel und Inschrift, die für eine Etüde freilich nicht orthodox klangen, etwas verdutzt und zuckte die Achsel über diesen romantischen Jüngling, sagte aber nichts. Gutmüthig, wie er ist, wollte er den jungen Kompositeur in seinem Glücke, das aus seinem ganzen Gesichte sprach, und in der Zufriedenheit, mit der ihn die Vollendung eines wahrhaft poetischen, zaubervollen Werkes erfüllte, nicht stören. Erst nach vierzehn Tagen lud er ihn zu Tische, um ihm mit Schonung zu sagen, daß seine Etüde für die Méthode des

Méthodes nichts tauge, daß sie von Kennern verworfen sei und daß er was Anderes liefern solle. — Aber Heller erwiderte ihm ruhig: „Eine bessere Etüde werde ich nicht schreiben; ich glaube, daß sie neben Liszt, Thalberg, Döhler bestehen könne.“ — So nahm sie Schlesinger doch in seine Methode auf, und da sie großen Beifall fand, wurde sie einige Jahre später besonders (als Op. 29) gestochen und hat französischen, deutschen und englischen Verlegern mehr eingebracht, als Heller je besaß oder besitzen wird. An Honorar hat ihm diese berühmte chasse nicht einen Pfennig abgeworfen.

Aehnlich ging es Heller noch später mit den Werken 33—36, worunter die Caprice über die Forelle, die durch Liszt, Döhler, Halle so berühmt geworden. Heller war in bitterer Noth. Eines Abends nach Beendigung der vier Capricen über Schubert'sche Lieder (Forelle, Lob der Thränen, die Post, Erlkönig), ging er zu Schlesinger und bot ihm dieselben um 400 Fr. an. Der Verleger wollte den Antrag kaum anhören; der Kompositeur stimmt seine Forderung auf 200 Fr. herab. Umsonst. Ein Verleger aus Lyon hat sie ihm endlich für 400 Fr. abgekauft. Zu diesem Provinzverleger kam Heller auf eigenthümliche Weise. Bald nach Erscheinen seiner ersten Etüdensammlung (Op. 16. 24 Etud.) l'art de phraser (die er Schlesinger als Eigenthum für alle Länder um 300 Fr. überließ) erhielt er von einer ihm ganz unbekannten Dame einen äußerst herzlichen Brief, in welchem sie ihm ihr Erstaunen ausdrückte, so wenig von einem Autor gehört zu haben, der solche Etüden, wie z. B. die 15. feuillet d'Album betitelte (welche Ernst später für Violine arrangirte), zu komponiren vermöge. Diese Dame war Madame Montgolfier, deren Mann ein Sohn des Erfinders des Luftballons. Sie gab in Lyon Unterricht im Piano und ist eine der geistvollsten und begabtesten Damen Frankreichs. Ihrem begeisterten Briefe antwortete Heller mit einer Geschichte seiner vier Capricen, um ihr zu zeigen, wie einsam sie mit ihrer Begeisterung für seine Kompositionen stehe. Die Dame ihrerseits wollte ihn vom Gegentheil

überzeugen, verband sich mit drei andern Musikliebhabern Lyons, und da diese versprachen, die Musik Stephen Hellers zu beschützen und zu empfehlen, bekam der Lyoner Verleger den Muth, jene vier Capricen mit 400 Fr. zu bezahlen. Dankbar hat sie Heller Madame Jenny Montgolfier und ihren Freunden gewidmet. — Durch den großen Erfolg der Forelle noch mehr ermuthigt, kaufte derselbe Lyoner Verleger Stephen Heller die Werke 45, 46, 47, — im Ganzen 80 Etüden ab und bezahlte sie ihm mit 2000 Fr. — Es ist bekannt, welches Glück diese Etüden gemacht; sie wurden in Zehntausenden von Exemplaren verkauft, und als sich der Lyoner Verleger vom Geschäft zurückzog, wurde ihm, nach zwölfjähriger Ausbeutung derselben, das Eigenthumsrecht noch mit 10,000 Fr. bezahlt. — Das letzte Heft dieser Etüdensammlung hat eine eigenthümliche Entstehungsgeschichte, die man seiner Physiognomie nicht aberkennen sollte. Man setze sich ans Klavier, man spiele diese kindlichen, herzlichen Stücke — diese kleinen Liebeslieder, Sonette, Kanzonen und Kanzonetten — man wird sich in eine glückliche, gemüthvolle Zeit voll freundlicher, liebender, harmloser Scherze und Spiele versetzt fühlen — und diese Etüden sind geschrieben, während der Tondichter gezwungen in seiner Stube saß, während in der Straße Aufruhr wüthete, von den fernen Vorstädten Kanonendonner hallte und auf Paris eine drückende Atmosphäre der Angst, der Sorge für die nächste Zukunft lastete: sie sind in den Junitagen geschrieben. Versetze sich Einer in die Geheimnisse einer Künstlerseele. Entsetzt vor den Schauern des Tages flieht sie und flieht und sucht die Oase, da sie allein ihr Glück finden kann, und da steht sie vielleicht eben vor einer glücklichen Erinnerung, vor einem schönen Moment dieses wechselvollen Daseins — und je unglücklicher die Gegenwart, desto intimer versenkt sie sich in diesen Moment — und es entstehen Idyllen, glückliche Träume, lächelnde Gedichte mitten in Junitagen. Dazu bedenke man, daß in jenen Tagen das Privatleben des Künstlers noch bei Weitem trauriger war als das öffentliche Leben; selbst die Reichen hielten sich für Bettler;

Niemand erlaubte sich irgend einen Genuß, der an Luxus streifte; die Kunst war überflüssig geworden, die Künstler hungerten. Stephen Heller sagte damals der geliebten Cigarre Lebewohl und adoptirte den böllischen tabac-caporal; er verließ die historisch gewordene Restauration der Mère Morel, wo sich die Künstler versammelten, um sein Mittagsessen in einer schrecklichen Gargotte, bei Madame Guizot, einer Tante des Ministers, einzunehmen. — In solcher Zeit, in solcher Lage sind die reizenden, lieblichen Dinger des Op. 47 entstanden!

Indeß erwachte trotz allem geistigen und materiellen Elend manchmal der Humorist in Heller, und er machte sich über Publikum und Verleger auf seine Weise lustig. Schlesinger bestellte zwei Stücke auf die „Jüdin" von Halévy. Zu dem zweiten Stücke nahm Heller buchstäblich nicht mehr als einen und einen halben Takt aus der Jüdin und ließ es unter dem Titel Boléro sur un thème de la Juive de Halévy drucken. Weder Verleger noch Publikum merkten die Mystifikation und nahmen das Originalwerk für eine Bearbeitung fremden Themas. Nur Madame Montgolfier ließ sich nicht täuschen. Sie schrieb an Heller: „Woher haben Sie denn diesen Bolero? Ich habe die ganze Partitur der Oper durchforscht und kann Ihr angebliches Halevy'sches Motiv nicht finden."

Doch genug dieser betrübenden Beispiele. Sie können nur geeignet sein, das Bild, das sich das Publikum nach seiner anmuthsvollen Musik von Stephen Heller gemacht, zu fälschen und ihm einen Hintergrund zu geben, einen traurigen, prosaischen, unerquicklichen Hintergrund, der nicht vorhanden ist. Trösten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß bei einer wirklichen, reichbegabten Künstlernatur nichts verloren ist, nicht einmal das Elend; daß bei einer solchen Alles Blüthe und Frucht trägt. In der That haben viele jener gezwungenen Arbeiten dem verfolgten Künstler Nutzen gewährt. Theils hat er gesucht, das geringe Interesse der meisten Themas durch neue Aperçüs, harmonische Wendungen und künstlerische Durchführung zu heben; theils hat

er sich dadurch Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen angeeignet, die ihm bei den Originalwerken zu Gute kamen. Endlich war auch, wie Robert Schumann zu verschiedenen Malen in seiner damals noch von ihm redigirten Zeitschrift bemerkte, ein Vortheil beim Nachtheil. Er beklagte, daß der Komponist, der so viel aus sich schöpfen könne und nichts Fremdes brauche, durch Umstände gezwungen sei, hier und da für Dilettanten und größeres Publikum zu arbeiten; aber andererseits sei es auch für die ein Vortheil, daß sich einmal ein wirklicher Künstler für sie beschäftige, statt daß meist die Lehrer nach verruchtem Zeug greifen müssen, um Schülern und Liebhabern etwas Angenehmes geben zu können.

Wir haben einige Punkte aus den Schattenseiten des Pariser Lebens berührt; es ist Zeit, daß wir auch etwas von den Lichtseiten sagen, welche auf Heller trotz alles Elends jene Anziehungskraft ausübten, die er in wenigen Worten so trefflich schildert.

Da ist zuerst das gesellschaftliche Leben, das in Frankreich, bei dem großen egalitären Sinne der Franzosen, die Berührung mit bedeutenden Menschen aller Klassen und Stände so sehr erleichtert und Bekanntschaften und Verbindungen zu Wege bringt, die, wenn man auch nicht wie Heller den Charakter und die Neigung darnach besitzt, sie zur Förderung positiver Zwecke zu benutzen, jedenfalls geistig anregen und in einer höhern Stimmung erhalten. Diese Vorzüge der französischen Gesellschaft, diese Vortheile der Gleichheit, die nur eine Aristokratie der Bildung und des Geistes gelten läßt, traten in der Louis Philippistischen Zeit noch klarer und wohlthuender hervor als heute. Stephen Heller, mit einem feinen, gesellschaftlichen Takte, mit Witz und Geist begabt, war es leicht, diese Vortheile zu benutzen, und nach kurzer Zeit sehen wir ihn in Verbindung mit Allem, was ihn hier interessiren konnte. Natürlich war er zuerst in den Künstlerkreisen heimisch.

Ernst, der berühmte Violinist, dessen Talent die ganze Welt,

dessen vortrefflichen, edlen Charakter, dessen Witz, dessen immer gleiche Gemüthsart nur Diejenigen kennen, die das Glück hatten, seines intimen Umgangs zu genießen; Halle, der liebenswürdige Klavierspieler; der geniale Berlioz gehörten zu den ersten Freunden, die Stephen Heller in Paris fand. Die Zeit, in der er mit Ernst zusammen die „Pensées fugitives“ für Piano und Violine komponirte, zählt er zu den schönsten und inhaltreichsten Zeiten seines Lebens. Halle aus Hagen hielt ihn in den schwersten Prüfungen aufrecht. Er erkannte sofort das edle und große Talent und war der Erste, der Hellers Musik in Paris einführte. Er wagte es, seine Caprice Symphonique (Op. 28), ein großes, für ein Konzertpublikum wenig passendes Stück öffentlich zu spielen, und machte so die Kritik und die Verleger auf das neue Talent aufmerksam. An und mit Berlioz hat Heller die reichsten und aufregendsten Erfahrungen gemacht. Was das heiße: ein Künstlerleben in Paris, welche Aufregungen, welche Niedergeschlagenheit, welche Ebbe und Fluth, welche verzehrende Flammen, welche eisige Enttäuschungen, welche Verzweiflungen und Wonnen, welche Ueberraschungen und Katastrophen es enthalte, hat er hier kennen gelernt. Gleich nach seiner Ankunft in Paris gab Berlioz ein Konzert im Saale des Konservatoriums. Nie früher hat Heller eine Note von ihm gehört. Was er über ihn in Deutschland vernommen (auch Chelard in München sprach in diesem Sinne), machte ihn glauben, Berlioz sei gar kein Musiker, sondern schreibe nur so auf, was ihm eben durch den Kopf laufe, ohne Plan, ohne Logik, mit einer gewissen Phantasie, die eine Art von Hazardspiel treibe, manchmal gewinne, viel öfter aber verliere. Wie sehr war er überrascht, als er im Gegentheil überall so viel Plan und Logik, ja manchmal z u v i e l Logik und unendlich viel Musik fand. Es war die Symphonie fantastique. Alle Sätze dieser merkwürdigen Schöpfung ergriffen ihn; das Adagio „aux champs“ hat ihn zu Thränen gerührt, der Hinrichtungsmarsch erschüttert — das Finale freilich hat ihn wieder etwas ernüchtert. — So geht es Einem wohl mit den meisten Werken Berlioz'. Nicht die

Originalität seiner Künstlernatur, sondern sein Verstand, seine Reflexion, die er mit Gewalt heraufbeschwört, verleitet ihn manchmal zu Bizarrerien, zu einer barocken Ausdrucksweise, die momentan den herrlichsten Stellen schadet. Aber ihm Genialität, Kraft, ungeheure Phantasie, oft hinreißende, schmerzlich-ergreifende Gedanken absprechen, das kann doch nur der Mißwollende oder der starre Routinier. — Einige Jahre später war Heller in einem Konzerte, in welchem zum ersten Male Berlioz' Romeo und Julie gegeben wurde. Neben ihm in der Loge saß Paganini, geisterbleich, schwarz angethan, einen silbernen Stern auf der Brust. Der unheimliche Mann hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und trocknete sich manchmal die schwarzen, immer fieberhaft glänzenden Augen. Nach dem Konzert ging Heller mit den Freunden ins Foyer, wo Berlioz erschöpft ihre Glückwünsche entgegennahm. Das Orchester des Konservatoriums hatte wunderbar gespielt, wie nur dieses Orchester spielen kann; der Erfolg war außerordentlich. Da kam Paganini. Das unbeschreibliche Getümmel von Musikern, Malern, Bildhauern, Poeten, Journalisten, Liebhabern, machte Platz — Paganini ging mitten durch, mit geisterhaften Schritten, auf Berlioz los, umarmte ihn und fiel im Uebermaße des Gefühls aufs Knie. Berlioz war außer sich. Folgenden Tages schrieb ihm Paganini einen begeisterten Brief und bat ihn, 20,000 Fr. von ihm anzunehmen, die freilich, wenigstens der Sage nach, nicht aus seiner Kasse kamen. Alle diese Aufregungen warfen Berlioz aufs Krankenlager, und er konnte das folgende Konzert, das wieder Romeo und Julie brachte, nicht selbst dirigiren. Habeneck, ein Gegner Berlioz', übernahm die Direktion; er erwies sich bei dieser, wie bei vielen andern Gelegenheiten, als wackern Mann und trefflichen Dirigenten: die Ausführung war eben so vollendet, wie unter des Autors Leitung.

Aber die Künstlerkreise, mit ihrem Leben und ihren Erfahrungen, reichen nicht hin, eine Künstlerseele vollkommen auszubilden und das Gleichgewicht herzustellen, das zu formvollen,

dauernden Schöpfungen nothwendig ist. Sie sind vielleicht eine Welt in der xten Potenz, aber der Künstler, der Schöpfer und Poet, muß mit seinen Füßen in dieser positiven Welt stehen, wenn er nicht allen Boden verlieren soll. Das Leben in der Künstlerwelt regt zur Ausführung an; das Leben in der Welt gewöhnlicher edler Menschen gibt die eigentlichen gesunden Ideen, die der Ausführung würdig sind. Die Atmosphäre der Begeisterung, die die Künstlerwelt erfüllt, härtet gegen diese ab; die Atmosphäre in der Mitte bloß empfänglicher, für das Schöne empfindender Menschen weckt diese Begeisterung selbständig. In Künstlerkreisen, besonders in französischen, herrscht trotz jener Begeisterung oft ein Ton der Angewohnheit, der die Kunst leicht als Metier erscheinen läßt; — man muß aus diesen Kreisen heraustreten, um von der Kunst wieder in einem höhern Sinne sprechen zu hören, um sie wieder als ein Priesterthum betrachten zu lernen.

In dieser Beziehung war Stephen Heller vom Schicksal sehr begünstigt. Durch seinen Freund Karl Halle wurde er in einen Kreis eingeführt und in ein Leben, wie es Goethe für seinen Wilhelm Meister nicht erfunden hat. Manche Zeit, besonders die Sommer 1841 und 1842 brachte er auf eine Weise zu, als ob er in einem ideal-realistisch Goethe'schen Romane lebte. Madame de Froberville, eine ausgezeichnete, gebildete Dame von der Insel Bourbon, hatte bei Blois an den reizenden Ufern der Loire ein altes Schloß Plessis-Villelonet angekauft, das sie mit ihrem Sohne, einem Geographen, und dessen Frau bewohnte. Das Schloß wurde restaurirt, und neben der Familie und ihren Gästen, historisch, literarisch und gesellschaftlich interessanten Persönlichkeiten, erfüllten Architekten, Maler, Maurer, Zimmerleute, Holzschnitzer zc. alle Räume. Der eigentliche intime und feststehende Kreis war zusammengesetzt aus schönen, trefflichen, durch Erlebnisse wie durch Bildung bedeutenden Menschen. Heller vertrat die Musik, die hier so sehr geliebt wurde und für die man einen edlen Geschmack hatte. Eine höchst ansehnliche Bibliothek wurde vielfach, besonders des Abends benutzt und brachte große Dis-

kussionen über klassische und moderne Literatur aufs Tapet, eben so wie die Arbeiten im Schlosse, besonders in einer alten Kapelle, die mit Bildern und Skulpturen ausgeschmückt wurde, das Gespräch oft auf die bildenden Künste brachten. Die alten Herren und Damen, meist historische Personen, erzählten aus alten Zeiten. So wurde hier in der Wirklichkeit übertroffen, was Goethe in den Auswanderern, Tieck im Phantasus, Hofmann in den Serapionsbrüdern von einer bedeutenden und geistreichen Gesellschaft geträumt hatten. Jeder trug sein Scherflein bei, sein Scherflein der lebendigen Anmuth oder der künstlerischen Leistung oder der gesellschaftlichen Unterhaltung, zur Ausschmückung des Zusammenlebens sowohl als der schönen Behausung, des alten Schlosses. Heller lernte hier die Gesellschaft in ihrer edelsten Form kennen und neben der Gesellschaft die Meisterwerke der französischen Literatur und gesprächsweise wie in der Praxis die Kunstgeschichte — so wie er einst durch den Grafen Fugger in Augsburg die deutschen Dichter und Beethoven kennen gelernt. Wer da weiß, wie deutlich und klar der gebildete Franzose die Geheimnisse seines Faches, sei es in Kunst oder Wissenschaft, mitzutheilen versteht, wie lebendig er das Erlebte erzählend neu belebt, wie liebenswürdig und aufmunternd er der Wißbegierde entgegenkommt, der wird begreifen, welche reiche Schule Stephen Heller in den Sommern und Herbsten auf dem Schlosse an den Ufern der Loire durchmachte! — Natürlich fehlte es auch an Schwänken nicht — es war ja eine französische Gesellschaft! — und Stephen Hellers Witz und Geist mußten vorzugsweise zu diesen herhalten. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatte er sich in kurzer Zeit die französische Sprache angeeignet, und so schrieb er eine Zeitung, welche über die täglichen Vorgänge im Schlosse charivarisch Bericht erstattete, und dazu einen Roman „Les premières amours d'une vieille Anglaise.“ Herr de Vaines, der Maler, illustrirte diese Zeitung mit Karikaturen. — Auch an einem lebenden Roman, auch an Liebe fehlte es in diesem durch die schöne Natur ringsum, durch Geist, Witz, durch alle

Künste, durch Scherz und Ernst, durch Freundschaft und Bildung ausgezeichneten Leben nicht. Herr de Vaines liebte die wunderschöne Nichte der Hausfrau und heirathete sie endlich nach mancherlei aufregenden Vorkommnissen. Es war Das dieselbe Madame de Vaines, die wegen Schönheit, Anmuth und Geist als „Nichte Guizots" berühmt wurde und zwei Jahre lang die glänzendsten Salons von Paris mit ihrem Zauber beherrschte und Alles hinriß, um endlich — es ist eine der schrecklichsten Geschichten, und man erinnert sich wohl des Wehschreis, den die französischen Zeitungen damals ausstießen — um endlich in der Blüthe ihrer Jahre, ihres Geistes, ihrer Schönheit, des qualvollsten Todes zu sterben. Es ist Das dieselbe Madame de Vaines, die in demselben Schlosse, wo sie das Schönleben noch verschönerte, des Feuertodes starb. Sie stand am Kamin, ihr Kleid fing Feuer, und im Augenblick war sie von der Flamme umhüllt. Drei Tage lang rang sie in furchtbarster Qual, bis sie der Tod erlöste. Seit damals geht ein trauriger Geist durch das Schloß. Alles Glück ist geflohen. In der Kapelle, die man mit so vieler Liebe ausschmückte, betet, in sich gekehrt und von der Welt abgewendet, die ehemals so heitere und klare Hausfrau Madame de Froberville.

„Jüngst sah ich drei alte Leute,
Ich halte auf sie ein Stück;
Die sagten mir unter Anderm,
Es gebe auf Erden kein Glück."

Es wäre überflüssig, auseinanderzusetzen, welchen Eindruck solches Leben, solcher Umgang, solche Ereignisse auf eine edle und empfängliche Natur machen, wie sie einen bildungsfähigen und hochbegabten Geist entwickeln, wie sie den Künstler von Fortschritt zu Fortschritt leiten, läutern, abrunden und vollenden mußten; Dieß um so mehr, als Stephen Heller zu jenen vom Schicksal besonders Begünstigten gehört, von denen die äußern Widerwärtigkeiten machtlos abfallen, ohne sie herabziehen, schwächen

oder irgendwie entwürdigen zu können — denen aber jedes schöne Erlebniß, jedes glückliche Zusammentreffen, jede bedeutende Begegnung unverwischbare Spuren zurückläßt, neue Kräfte weckt und die Seele mit frischen Saiten bezieht. Der Schreiber dieser Zeilen lernte ihn im Jahre 1845 bereits als fertigen Mann und Künstler kennen. Sein Name war damals noch nicht so weit bekannt, wie heute, aber ich konnte bemerken, daß ihn der große Kreis seiner Bekannten eben so wie Fernstehende bereits als einen zu Ruhm Bestimmten ansahen. Man führte mich in den Divan Lepelletier, den damaligen Versammlungspunkt der interessantesten und geistreichsten Menschen von Paris, um mir diese Merkwürdigkeit der Hauptstadt zu zeigen. Unter den „Interessanten" bezeichnete mir Fortuné Guiran, der Philosoph und Verfasser der Briefe über Hegel'sche Philosophie, einen schlanken jungen Mann von eleganten Manieren und fließender witziger Beredtsamkeit, mit ausdrucksvollem Gesichte und früh ergrautem Haare als Stephen Heller. Zu jener Zeit konnte man auch, ohne vorgestellt zu sein, einen Fremden im Kaffeehause kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauschen, denn die Konversation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tische zu Tische fanden Diskussionen statt; von einem Winkel zum andern warf man sich Witze zu wie Federbälle.

Dieser heitere und sorgenlose Ton, der die Pariser Vierziger Jahre charakterisirte und von dem man heute keinen Begriff mehr hat, wurde durch die Februarrevolution begraben. Die schönsten Kreise wurden auseinandergesprengt, Freundschaften wurden zerrissen, alte Verbindungen getrennt. Stephen Heller, der endlich zur Anerkennung von Seiten der Verleger durchgedrungen war, verfiel wieder den bittersten Sorgen, die ihn zwangen, mit seinem treuen und bewährten Freund Ernst nach London auszuwandern, wo er sich zu seinem größten Staunen überall mit Sympathie und Bewunderung empfangen und umringt sah. Doch war er schon zu sehr Pariser geworden, um sich in dieser ihm fremden und fremdartigen Welt, wo man ihm mit den schönsten Aner-

bietungen entgegenkam, zurückhalten zu lassen, und sobald es thunlich war, nach acht Monaten, wandte er sich wieder nach Paris. Sonderbar! den Rückgekehrten empfing man als eine Berühmtheit; seine Abwesenheit hatte erst seinen Werth ins rechte Licht gesetzt. Die Verleger hatten ihn vermißt, die Musikwelt fühlte eine Lücke trotz der nur wenig künstlerisch gestimmten Zeit. Chopin war indessen gestorben, ein Thron war erledigt, man sah sich nach einem würdigen Nachfolger um, einem Nachfolger, der ihn als Pianist, als Lehrer und als Tondichter ersetze. Bei dieser Prüfung sah man, daß kein Würdigerer da war, als Stephen Heller. Er wurde mit Akklamation auf den Schild gehoben und proklamirt. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nach so vielen Kämpfen sehnte sich Stephen Heller nach Ruhe; der Künstler, der es endlich, endlich dahin gebracht, ganz sich und seiner Muße zu leben, zu dichten und zu schaffen, wie es ihm behagte, war nicht gewillt, eine Führerschaft anzunehmen, die ihn wieder in das Gewühl gestürzt und vielleicht zerstreut hätte. Er zog sich in die Einsamkeit zurück und schuf jene Reihe herrlicher lyrischer Werke, in denen er seit ungefähr zehn Jahren die so lange unterdrückte, tiefe, poetische Individualität so glänzend enthüllte. Bei Gelegenheit seiner Promenades d'un solitaire beschreibt das Journal des Débats den Eremiten der Rue St. Georges: Heller se donne avec raison le titre de solitaire, car jamais ermite plus ermite n'a habité ce desert d'hommes qu'on nomme Paris. Er singt für sich selbst, er schreibt für sich selbst; er macht seine Musik nach Muße, un peu partout, draußen, drinnen, in der Stadt, auf den Feldern, im Regen und im Sonnenschein; er träumt drei Tage lang an seinem Kamin und er läuft aufs Land und vergißt heimzukehren; er ist im Stande und setzt sich an den Fuß einer Kletterstange und glaubt im Schatten einer dichten Buche zu sitzen, sub tegmine fagi; er bleibt vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und wird sich wundern, was denn das Gekläff seines Magens bedeuten solle; wenn er eines

Morgens eine Frau nähme, er würde Abends vergessen, daß er verheirathet sei. In dieser Beziehung ist Heller der Lafontaine der Musik.

Die Anwesenheit Ferdinand Hillers in Paris in den Wintern 1852 und 1853 war die letzte Verlockung, die ihn seiner Eremitage in der Rue St. George auf eine Zeit untreu machte. Hiller gehört zu Hellers alten Freunden, zu Denen, die ihn anerkannten und liebten, noch ehe das Publikum viel von ihm wußte. Sein großes gesellschaftliches Talent, seine persönliche Liebenswürdigkeit und der Ruf, der ihm hierher vorausgegangen, erleichterten es Hiller, dem Fremden, einen Salon herzustellen, wie er nur noch der Tradition angehörte und wie er im jetzigen Momente gar nicht mehr existirt. Mitglieder des Instituts, Künstler jeden Faches, Berühmtheiten aller Nationen, schöne und geistreiche Frauen machten seine Soireen zu den interessantesten von Paris. Die Musik tödtete nicht die Konversation, die Konversation ließ der Sammlung, die zur Anhörung klassischer Meisterwerke nothwendig ist, Raum genug. Diese Genüsse und zugleich Hillers löbliche Bestrebungen, deutsche Werke auf die italienische Bühne zu bringen, lockten Heller wieder aus seiner Einsamkeit, und wieder sah man ihn, auch außer dem Salon Hillers, in einem Kreise intimer Freunde. Diese versammelten sich damals meist nach der italienischen Vorstellung im Café du Helder; da sah ich sie oft plaudernd, kritisirend, scherzend: Heller, Hiller, Ernst, Franck, Rakemann, die Maler Karl Müller und Wichmann, der leider so früh verstorbene, talentvolle, liebenswürdige Künstler Eckert, jetziger Direktor des Kärnthnerthortheaters, Szarvady, die französischen Maler Hebert und Ricard 2c. 2c.... Das Auftreten der ausgezeichneten Pianistin Wilhelmine Clauß besiegte um jene Zeit auch Hellers Scheu vor Konzerten. Neben dem herrlichen Spiel seiner eigenen Kompositionen interessirte ihn die Kühnheit dieses Kindes, das es wagte, nur mit gediegenster und ernsthaftester Musik vor ein Pariser Publikum zu treten und sich dessen rauschenden Beifall trotzdem zu erringen. —

Der schöne Kreis aus dem Café du Helder ist nach allen Weltgegenden versprengt; Hiller ist wieder in Köln, wo er als Komponist und Direktor des Konservatoriums besser an seinem Platze ist und Größeres leisten kann, und Heller ist mehr als je der Eremit der Rue St. George geworden. Er brauchte nur zu wollen, und seine Wohnung würde sich mit Schülern füllen und er könnte Reichthümer erwerben. Aber er zieht es vor, im Stillen zu schaffen und sich, nachdem er endlich diese Möglichkeit errungen, in bescheidenen Verhältnissen ganz seinem Genius hinzugeben. Nun kommen sie, die Verleger, von allen Seiten und machen ihm Anerbietungen, und keiner schreibt ihm mehr vor, was und wie er es zu machen habe, und keiner sagt ihm mehr, daß er zu gut sei und daß man der Mode und dem Bedürfnisse nachgeben müsse — sie wollen gern nehmen, was er ihnen immer gäbe. Nur sachte! sachte! — antwortet ihnen Heller — was wird, Das wird — ich habe keine Fabrik und arbeite nicht auf Bestellung.

So sind mit Hülfe der Einsamkeit, jener Mutter der schönsten Schöpfungen, diese Werke entstanden, die Stephen Heller zum ersten Klavierkomponisten dieser Zeit machen: Saltarello, Promenades d'un Solitaire, Traumbilder, Neue Folge der Promenaden, 24 Préludes, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (alte Liebe rostet nicht; der Jean Paulianer taucht wieder auf), Feuilles d'Album, 2 Tarantelles, Im Walde, 5 Tarantelles, III. Sonate 2c.

Mit Hülfe dieser und anderer Werke hat es der Tondichter heute so weit gebracht, daß die Musiklehrer von Paris, um ihren edlen Geschmack zu bekunden, sich dadurch empfehlen, daß sie vorzugsweise Heller spielen lassen. Einer derselben, Herr Le Couppey, gab vor Kurzem eine große musikalische Matinée, in welcher seine Schüler und ausgebildete Künstler nur Heller'sche Musik machten. Siebenzehn Heller'sche kleinere und größere Stücke wurden exekutirt, und mit jedem Stücke wurde der Beifall des zahlreichen Publikums größer, bis er in wahre Begeisterung

endete. Eine der ausübenden Künstlerinnen war Mademoiselle Rouget de Lisle, eine Nichte des Sängers der Marseillaise.

So oft der Verfasser dieser flüchtigen Skizze irgendwo ein Heller'sches Stück spielen hört und in ihm der Wunsch erwacht, es vom Dichter selbst zu hören — denn Niemand spielt die Heller'schen Kompositionen so herrlich wie er selbst — oder wenn er erfährt, daß Heller eine neue Dichtung bereit hat, wie z. B. jetzt die Eklogen, wandert er in die Rue St. George, in die stille, aber elegante Hofwohnung und trägt seine bescheidene Bitte vor. Gütig legt Stephen Heller die Cigarre hin, weist mir einen bequemen und eleganten Fauteuil am Kamine an und setzt sich ans Klavier. Die Flamme prasselt; die Bilder Beethovens, Mozarts, Haydns, die Medaillons Mendelssohns, Hillers, Berlioz' horchen ernst von den Wänden; aus den Ecken von Postamenten und von der Cheminée blicken Barbedienne'sche Bronzen der herrlichsten Antiken. Wie Maitre Wolfram im Bilde Lemüde's, das da vor mir hängt, sitzt Heller am Klavier, das Zimmer füllt sich mit Melodien, wie das Herz mit Träumen und Erinnerungen, und ich begreife die edlen Formen, weil ich die Antiken vor mir habe, und den romantischen Inhalt, weil ich Maitre Wolfram sehe und alle unendlichen Gefühle erwachen.

Und manche selig todte Stunde,
Gefühle, die ich todt geglaubt,
Erheben still entzückt das Haupt
Und lauschen . . .

Wie man bei gewissen Dichtern, z. B. bei Byron oder Lenau, gleich nach den ersten Versen, bei gewissen Malern, z. B. bei Titian oder Giorgione, gleich beim ersten Anblick in eine gewisse Stimmung gebannt ist, aus der man nicht mehr heraus will und nicht mehr heraus könnte — in der man untergehen möchte — so ist man bei Heller'scher Musik nach dem ersten Takte in eine überwältigende Stimmung versetzt. Es ist das wohl das vorzüglichste Kriterium einer ausgesprochenen dichterischen Individualität.

Was nun aber die Individualität Stephen Hellers betrifft und die reine klassische Form, in der sie sich ausspricht und die trotz der Klassizität überall den Stempel einer von allen andern verschiedenen Persönlichkeit trägt — darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen. Wir haben bloß einen Blick in die Entwicklungsgeschichte eines ächten und modernen Künstlerlebens eröffnen wollen. Ueber die Verdienste Stephen Hellers als Kompositeur sind beinahe die Akten geschlossen; hier dürfen wir uns nur auf Thatsachen berufen und die gewichtigsten Zeugenschaften anführen. Stephen Hellers Musik wurde die Musik aller der bedeutendsten Virtuosen, deren Repertoire sich durch edle und geschmackvolle Wahl auszeichnet, die den Titel „Künstler" verdienen; sie wurde die Lieblingsmusik aller Liebhaber guter Schule; sie wurde geliebt, wo sie bekannt wurde. Die theoretische Anerkennung kam ihr von den größten Autoritäten unter den Zeitgenossen. Berlioz hat begeisterte Artikel über ihn geschrieben; Fetis, der Aeltere, hat zu wiederholten Malen mit allem Aufwande seiner Gelehrsamkeit bewiesen, daß Stephen Heller in den vordersten Reihen der Zeitgenossen stehe; Robert Schumann, der den Meister im Anfänger erkannte, hat sein Leben lang nicht aufgehört, ihn auf seinem Wege zu der prophezeiten Meisterschaft mit Interesse, mit Liebe zu begleiten und seine hohe Achtung vor dessen Leistungen bei jeder Gelegenheit auszusprechen. — Wir Publikum, wir haben nur das Recht, ihm unsere Liebe und Bewunderung ohne Motivirung auszusprechen, uns rückhaltslos und ohne Untersuchung den tief elegischen Wirkungen seiner Poesien, ihrer Leidenschaft wie ihrer wohlthuenden Melancholie hinzugeben.

Es scheint, daß der Biograph nicht mehr viel von äußern Erlebnissen zu erzählen haben werde. Es sieht so aus, als ob Stephen Heller mit seinem Schiffe ruhig im Hafen vor Anker liege. Während einer Krankheit hat er eine treffliche deutsche Familie aus Hamburg kennen gelernt; sie kam ihm, dem einsamen Landsmann, mit großer Herzensgüte entgegen; es hat sich ein intimes Freundschaftsverhältniß entsponnen, und Heller lebt in

dieser Familie wie in seiner eigenen. Die gemüthvolle Theilnahme, die so oft dem Deutschen in Paris fehlt, findet er dort; die Ruhe und Zurückgezogenheit, deren er zum Schaffen bedarf, in seiner stillen Wohnung, einer ächten, einfachen, aber mit Geschmack und Schönheitssinn ausgeschmückten Künstlerwohnung. So wurde ihm nach und nach Alles zu Theil, was sein bescheidener Künstlergeist erstrebte: Anerkennung der Besten, Liebe und Freundschaft und endlich Sammlung und nach Stürmen Ruhe. So wird Stephen Heller, der heute in vollster Entwickelung seiner Kraft steht, gewiß noch Werke liefern, die eine mehr eingehende und rühmende Auseinandersetzung seines Wirkens und Lebens rechtfertigen werden.

Was wir hier gegeben, ist nur eine Silhouette; die ganze Physiognomie dieses Charakterkopfes ist eine solche, daß ein geschickterer und besser ausgerüsteter Maler in ihr die Elemente zu einem historischen Porträt finden könnte und dermaleinst gewiß finden wird.

(1859.)

Erinnerungen an Rossini.

So sollte denn Auber doch Recht haben, als er bei der Nachricht von Meyerbeers Tode, obwohl um einige Jahre älter als Rossini, ausrief: Maintenant c'est le tour de ce pauvre Rossini! Jetzt ist die Reihe an dem armen Rossini! — Er ist nun wirklich todt! Der Schwan von Pesaro hat seine Flügel ausgebreitet und ist dahingeflogen, mehr ein Phönix denn ein Schwan, denn solche Sing- und Wundervögel, wie er einer gewesen, kehren nicht mit jedem neuen Frühling, sondern erst mit neuen Jahrhunderten wieder. Wer kann es berechnen, wie viele Millionen Herzen er seit einem halben Jahrhundert an tausend verschiedenen Punkten der „kinderreichen" Erde erfreut hat? Es würde ein großes Volk heiterer, lächelnder, lachender Menschen ausmachen. Wenn man Eroberern und sogenannten Schlachtenhelden Monumente setzt und sie, die Millionen elend machen, in Epopöen besingt, was verdient ein solcher Herzerfreuer, Gramverscheucher, Tröster und Schöpfer zahlloser glücklicher, melodiendurchwebter Stunden! Könnte man diese Stunden sichtbar oder chronologisch berechenbar aneinanderfügen, es gäbe ein goldenes Zeitalter, eine saturnisch schöne Epoche des Menschengeschlechtes, wie sie die liebevollsten Dichter träumten, und über jenem Volke, diesem Reiche des Glückes, würde ein Himmel lachen, wie aus dem „Ecco ridente il cielo!" Wie viele Seelen denken heute seiner in freudig-schmerzlicher Dankbarkeit, und während eine

Thräne ins Auge tritt, drängen sich zur würdigen Todtenfeier eines solchen heimgegangenen Menschenfreundes lachende, ewig heitere, wie der italienische Himmel klare Melodien zu seinem Andenken auf die Lippen. Man kann ihn nur mit einem nassen, einem lächelnden Auge beweinen. Wohl ihm darum! Und Diejenigen, die gerne an seinem Ruhme mäkeln, weil er ihnen nicht ganz in ihre Schulregeln paßt, die mögen an seinem Grabe sich erinnern und nachdenken, ob es, seit es Menschen gibt, Viele gegeben, die so zahlreiche Herzen ihrer Brüder mit den erheiterndsten Sonnenstrahlen erfüllt haben, wie Blüthen- und Blumenkelche im Frühling? Sie werden Wenige finden, die sich in dieser göttlichen Kraft mit Rossini messen können. Das Wort des Ruhmes mögen ihm Andere nachrufen; ich möchte ihm hier nur ein Wort der Liebe nachsprechen, denn ich habe ihn gekannt und ich liebte ihn, wie Alle, die ihn gekannt haben.

Ich lernte Rossini in Paris kennen. Ich konnte ihm unmöglich besser empfohlen sein, als durch Ferdinand Hiller, den der alte Maestro seit langen Jahren kannte, den er überaus schätzte und liebte als Künstler wie als Menschen, und mit dem er eben erst mehrere Wochen auf dem Lande verlebt hatte. Dieser Empfehlung danke ich es, daß ich beinahe sofort in eine Art von Intimität aufgenommen wurde. Ich wurde sogleich in die gewisse dritte Stube, die zweite hinter dem Salon, gezogen, welche gewissermaßen ein Allerheiligstes war und in die Rossini nur einen Extrakt seiner Gesellschaft zuließ, in der er sich meist selbst aufhielt, während sich die Gesellschaft im Salon und in den andern Zimmern befand. Er liebte es sehr, viele Menschen um sich zu haben, aber aus den Vielen wählte er sich eine kleine Schaar, mit der er sich umgab wie mit einem Generalstabe — und während man da drüben im Salon große Welt spielte und die Gesellschaft stolz war, sich bei Rossini zu befinden, ging es in der dritten Stube aufs Gemüthlichste her, plauderte man im kleinen Kreise und lachte zu den Witzen des alten Maestro. Dort lernte man ihn kennen, nicht im Salon. Ich hatte ihn schon

früher zu wiederholten Malen in der Straße gesehen, auf dem Boulevard oder in der Rue Laffitte, wie er mit den Händen auf dem Rücken umherflankirte und vor den Kaufläden betrachtend stehen blieb. Hätte ich nicht gewußt, daß es Rossini sei, ich hätte ihn für einen guten, behäbigen Provinzbewohner genommen, der zeitweilig seine Rente in Paris verzehrt. Nur die große, vielfarbig gestreifte Sammtweste, die das halbe, sehr wohl gepflegte Bäuchlein bedeckte, und die Uhr mit dem großen Gehänge erinnerte mehr an eine gewisse verjährte italienische Eleganz, als an französische. Nur in der dritten Stube, in seinem Schlafrocke lernte man ihn kennen als Das, was er war, als einen der liebenswürdigsten Menschen dieses Jahrhunderts, und entdeckte man auch bald in ihm den Kompositeur des „Barbier von Sevilla" und von Zeit zu Zeit den ausgelassenen, übermüthigen, bis zur Kindlichkeit und Gassenbüberei lustigen Komponisten der „Italienerin in Algier."

Rossini war, als ich ihn kennen lernte, bereits tief in den Sechzigen; aber seine Züge sprühten, wenn er sprach, noch von Jugendlichkeit und Geist, von Heiterkeit und blitzschneller Intelligenz. Sein Mund sagte immer etwas, selbst wenn er schwieg; ausdrucksvollere Augen als die seinen kann man sich kaum vorstellen, und zu Mund und Augen die vollständigste Ergänzung bildete eine feingeschnittene Nase, welche die feinste Witterung zu haben schien und deren Flügel im Stillen immer mitzusprechen schienen, und eine prachtvolle Stirne, der würdige Sitz des Genius. Obgleich sehr wohl genährt und im Einklang mit dem eben so wohlgenährten Körper, war das Gesicht doch ganz und gar Physiognomie und von einer Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, wie sie bloß den phantasievollsten Kindern des Südens eigen sind. Seine Gesichtsmuskeln machten in einer gesprächigen Stunde mehr Bewegungen durch, als hundert norddeutsche Gesichter in einem Jahre, aber ohne sich die geringste Steigerung oder Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen; denn was sie ausdrückten, war meist die feinste Ironie, schalkhafte Laune, liebens-

würdigster Scherz oder jener komische Ernst, mit dem er seine besten Witze zu begleiten pflegte. Er konnte freilich auch ernst sein, sehr ernst, besonders wenn er sich bei Fremden nach Dingen erkundigte, die ihn interessirten, und wenn er zuhörte; denn auch zuzuhören verstand er eben so gut, wie selbst zu sprechen. Sein frischer, ewig junger Geist suchte immer zu lernen, immer Neues in sich aufzunehmen. Von alten Zeiten und seinen Erlebnissen erzählend, war er fast immer der bekannte große Humorist, denn das Bewußtsein seines großen Ruhmes zwang ihn in einem gewissen Gefühle der Bescheidenheit, von sich, seinen Erfolgen, seinen Arbeiten immer mit Humor, mit einiger Selbst-Ironie zu sprechen; aber doch gab es Momente, besonders im kleinen Kreise, wo er ernst, ja selbst rührend von seiner Vergangenheit sprach. Und Das war vorzugsweise der Fall, wenn er von seinen Eltern sprach und von dem mannigfachen Elend, das er in seiner Jugend durchzumachen hatte. Aus Andeutungen und Fragmenten ging hervor, daß er der zärtlichste und liebevollste Sohn gewesen, daß diese seine Eigenschaft oft entscheidend auf seine ganze Lebensbahn eingewirkt und daß dieses kindliche Gefühl noch jetzt in seinem vorgerückten Alter überaus mächtig in ihm fortlebte. Wie viel hat er gearbeitet, gelitten und aufgeopfert für seinen alten Vater, den Stadthornisten von Pesaro, und wie ehrwürdig erschien er uns, abgesehen von seinem Genie, in solchen flüchtigen Momenten des Selbstverrathes. Mit ähnlicher Liebe hing seine Erinnerung an den Lehrern seiner Jugend, bei denen er, der eigentlich Sänger werden sollte, in seiner Jugend, meist in Bologna, oft dürftig genug zusammenraffte, was seine Schule ausmachte. Selbst von den Direktoren, Impresarii, Sängern, die sein frühreifes Talent ausbeuteten, ihn jämmerlich bezahlten und sich mit ihm bereicherten, sprach er mit Liebe, weil sie zu seiner Jugend gehörten, weil sie trotz Allem zu seinen Erfolgen beigetragen und weil sie doch diese oder jene Eigenschaften hatten. Wenn er von den jämmerlichen Honoraren, oft einigen lumpigen Dukaten, erzählte, die er für Opern wie „Tancred" erhielt, welche

dann die Reise um die Welt machten, während er sich als Maestro al cembalo oder als Gesanglehrer durchschlagen mußte, beseufzte er dieses Mißgeschick auch nur im Hinblick auf die Hülflosigkeit seines Vaters. Auch von seinen Vorläufern wie von seinen Zeitgenossen unter den italienischen Opern-Kompositeuren sprach er stets, wenn auch manchmal Einzelnes tadelnd oder als reiner Kritiker, doch im Ganzen immer mit Anerkennung und Hervorhebung ihrer Vorzüge und guten Seiten. Er unterließ auch nie, anzugeben, was er von Dem oder Jenem gelernt, was er dem Einen oder Anderen abgelauscht, um es besser zu machen. Er war vielleicht nicht immer so, aber zu der Zeit, da ich ihn kannte, war Rossini hoch erhaben über allen Künstlerneid und auf dem Standpunkte angekommen, wo er mit der Milde eines Weisen von allen Dingen und Talenten das Gute hervorzuheben liebte. Nur die Virtuosen-Musik war ihm in innerster Seele verhaßt; doch hinderte ihn auch Das nicht, manchen jungen Künstler bei sich spielen zu lassen, wenn er sich sagte, daß ihm Das in der Welt nützen könne.

Mit überaus liebenswürdigem Spotte liebte er es, über das Kunstverständniß und Mäcenatenthum der allerhöchsten Herrschaften zu berichten. Da er durch Metternich vor den Kongreß von Verona zitirt worden war, um allerlei offizielle Kantaten zu komponiren, und außerdem an verschiedene Höfe kam, die sich einbildeten, die Kunst zu lieben, hatte er auf diesem Felde viele Erfahrungen. Er lobte manche Souveräne als Menschen, als Kunstverständige gab er ihnen die majestätsbeleidigendsten Namen, welche wiederzugeben sich die Feder sträubt. Auch genirte er sich nicht und setzte ihnen musikalische Speisen vor, die würdig waren, als offizielle zu fungiren, und würdig solcher Zwecke, wie sie die damaligen Kongresse verfolgten.

Mit dem Fürsten Metternich machte er eine Ausnahme; dem schrieb er ein wirkliches Interesse an der Kunst zu, ebenso wie dem Kaiser Dom Pedro von Brasilien, von dem er auch einmal eine Komposition zur Aufführung brachte. Eines Tages erzählte

mir Rossini auch von seinem Aufenthalte in Wien, von seinem kurzen Besuche bei Beethoven, von der Schönheit der Stadt und der Liebenswürdigkeit der Einwohner, und bei der Gelegenheit theilte er mir einen schönen Zug mit von dem alten Weigl, dem Kompositeur der „Schweizerfamilie“. Es sollte eine Oper von Rossini — ich weiß nicht mehr, welche — aufgeführt werden, was auch die Ursache seines Besuches war. Weigl war Kapellmeister des Operntheaters. Er erfuhr, daß man ihn, freilich der Wahrheit gemäß, Rossini als einen seiner großen Gegner geschildert. Besorgt, Rossini könnte meinen, er werde deßhalb seine Oper feindselig behandeln, gab er sich mit dem Einstudiren derselben die allergrößte Mühe, „und niemals,“ sagte Rossini, „ist eines meiner Werke von Orchester und Sängern mit solcher Präzision, solcher Gewissenhaftigkeit, niemals so vortrefflich aufgeführt worden, wie diese Oper unter der Direktion meines Feindes. Das nenne ich einen Christen! Es ist übrigens schade, daß der Kompositeur der „Schweizerfamilie“ keine Jungen gemacht hat. Man würde sie heute freilich nicht verstehen!“ Mit dem „Heute“ war Rossini als Musiker allerdings höchst unzufrieden, und bei einer Gelegenheit gab er dieser Unzufriedenheit höchst energischen Ausdruck.

Herr Nestor Roqueplan, Direktor der Großen Oper von Paris, setzte den „Wilhelm Tell“ aufs Repertoire. Er glaubte damit dem alten Meister eine große Freude, vielleicht Ehre zu erweisen, warf sich in Frack und begab sich zu Rossini, um ihm das Ereigniß offiziell und feierlich mitzutheilen, zugleich, wie er hinzufügte, den Meister um etwaigen Rath und Willensmeinung zu bitten. Rossini aber, dem mit einem Male der ganze Jammer der Großen Oper, ihre Mißverwaltung und Talentlosigkeit vor der Seele stand, erhob sich und rief mit einer Entrüstung, auf die der Herr Direktor am Wenigsten gefaßt war: „Spielen Sie meine Oper, oder spielen Sie sie nicht — es ist mir Beides gleichgültig, vollkommen gleichgültig. Sie können nicht mehr singen, Sie können nicht mehr spielen, Sie können nicht mehr

in Szene setzen! Voilà!" — Beschämt zog der Beamte der Herren Fould und Bacciochi ab. — In gewissen Dingen verstand Rossini keinen Spaß. Er, der jetzige Millionär, sah mit Bedauern und Sehnsucht auf die Zeit zurück, da er sich elend durchschlagen mußte, da man es aber noch mit der Kunst ernst nahm und nicht alle Kraft an Dekorationen und Ballet vergeudet wurde. Es steckte überhaupt, wie sich übrigens für Diejenigen, die seinem Genius gerecht sind, von selbst versteht, ein großer Ernst in diesem Humoristen, in diesem Manne, den Diejenigen, die er beiseite liegen ließ, einen Buffone nannten, weil er witzig war. Tiefer Ernst muß in einem Künstler liegen, der in einer Kunstform das Höchste leistet — und ist der „Barbier von Sevilla" nicht die beste aller komischen Opern?

Vergessen wir auch seine Schwäche nicht, die übrigens allgemein bekannt ist. Alle Welt weiß, daß Rossini gerne aß, und gerne, sehr gerne sehr gut aß. Man sah es ihm auch auf hundert Schritte an; hätte es nicht seine wohlbehäbige Beleibtheit verrathen, sein Mund hätte es nicht verborgen, der trotz aller Feinheit, Laune, Ironie das Ideal des Mundes eines Gourmands war. Die ganze Weisheit eines Brillat-Savarin lag auf diesen Mundwinkeln; diese Lippen spitzten sich, als wollten sie den Rahm der Welt abschlürfen. Sein Tisch war ihm von großer Wichtigkeit, und es war nichts Kleines, wenn er Jemanden an diesen Altar lud. Obwohl er einen ausgezeichneten Koch — Cordon bleu — besaß, so begab er sich in gewissen entscheidenden Momenten, wenn gewisse Speisen bereitet wurden, doch selbst in die Küche, und bei gewissen italienischen Speisen legte er selbst Hand an. Sein Tisch war überhaupt vorherrschend italienisch. Jeden Freitag lud er eine Anzahl Gäste zu den stehenden, zu welchen sein uralter Freund, der Musiker und Principe Caraffa gehörte; diese Gäste bildeten den Kern, um den sich dann Abends die große Gesellschaft sammelte. Rossini's Platz bei Tische war in der Mitte der Längenseite; rechts von ihm saß gewöhnlich eine geladene Dame, links ein männlicher Gast, den er aus-

zeichnen wollte; aber es war dafür gesorgt, daß rechts und links zwischen ihm und seinen Nachbarn ein breiter, sehr bequemer Zwischenraum blieb, der ihm gestattete, mit den Armen ganz ungehindert zu manövriren. Es war nun unendlich komisch, wie das Gesicht des Maestro, das eben beim Gespräche noch im Widerschein der eigenen Witzfunken gesprüht hatte, sich plötzlich veränderte und wie es von dem Augenblicke, da er sich auf den Stuhl niederließ, ein heiliger, ein steinerner, ein eherner Ernst bedeckte. Jetzt hörte aller Spaß auf. „Meine Schlachten donnern, in mir ist's stumm!" heißt es in Grabbe's Napoleon. Rossini war stumm; die Serviette unter das Kinn und über den Nacken zusammengebunden, that er nichts als essen, dachte nichts als essen. Die befreundete und gewohnte Tischgenossenschaft kannte Das, der taktvolle Fremde merkte es, und man unterhielt sich unter einander, ohne an den Herrn des Hauses ein Wort zu richten. Von Zeit zu Zeit aber kam es vor, daß Damen seine Nachbarschaft benützen wollten, um eine ausgiebige Konversation mit ihm zu Stande zu bringen, und ihn mit Fragen über seine Vergangenheit, seine Erlebnisse, seine Werke 2c. bestürmten. Da war es wieder wahrhaft tragisch und rührend, welche Trauer sich auf das sonst so heitere Gesicht des Maestro herabsenkte. Er sollte sprechen, jetzt sprechen! Er antwortete wohl manchmal mit einem, mit zwei Worten, aber wenn er damit den Feind nicht abschlug, erhob er einen flehenden Blick gegen den alten Freund, und mit der Stimme eines Erliegenden rief er: „Caraffa." Da sprang denn der alte rüstige Caraffa ein, fing alle Fragen auf und antwortete in Rossini's Namen. Das Essen und Rossini's Andacht erreichten ihren Höhepunkt, wenn die Maccaroni erschienen, die er meist selbst und auf eigene Weise zubereitete. Auf diese allerdings ganz ausgezeichnete Zubereitung war er vielleicht stolzer als auf seinen „Wilhelm Tell", und wenn die Maccaroni da waren, durfte man ihn auch durch ein gefühltes Kompliment stören und unterbrach ein sanftes Lächeln den tiefernsten Ausdruck seines ruhmvollen Antlitzes.

Es ist kein Zweifel, daß ihm solche Komplimente lieber waren als die meisten, die ihm von der Masse der Menschen, welche sich an ihn herandrängte, über seine Werke gemacht wurden und die er meist mit einer unendlich ironischen Bescheidenheit ablehnte oder annahm. Herzlich komisch war es, wenn z. B. ein kleines, neu komponirtes Klavierstück von ihm in seinem Salon gespielt wurde und bei der letzten Note eine Schaar von Frauen auf ihn losstürzte und ihm ihre altherkömmlichen Phrasen darbrachte. „Quel talent, Mr. Rossini! quel talent! Charmant! charmant!“ u. s. w. „In der That,“ antwortete Rossini, „in der That, ich hoffe, wenn ich so fortfahre, es zu etwas zu bringen.“ Einmal bei Tische brach eine Dame plötzlich in Begeisterung aus und bat Rossini, ihr doch zu sagen, wie sie ihn nennen solle, ob Cavaliere, Maestro, Divino 2c.? — „Appelez-moi votre lapin!“ lächelte Rossini.

Nach solchen Vorkommnissen pflegte er in dem gewissen dritten Zimmer die komischesten Geschichten von ihm dargebrachten Huldigungen und Geschenken, Ausdrücken der höchsten Verehrung zu erzählen. Er zeigte auch manche dieser Geschenke, wie z. B. ein an der Wand aufgestelltes, aus porzellanenen Affen bestehendes Orchester, das er, Rossini — ebenfalls als Affe — dirigirte. An einer andern Wand hing ein riesiges, aber unnennbares diätetisches Instrument, welches nach uralter Sage der Ibis erfunden haben soll, ganz aus Elfenbein und gewiß von sehr großem Geldwerthe; es war dieß das Geschenk einer russischen Fürstin, die zur Verlängerung seiner Lebenstage das Ihrige beitragen wollte.

Doch diese Kleinigkeiten sind kaum am Platze, da sich das Grab über dem großen Meister eben erst geschlossen, und die nächste Zeit wird wohl Tausende von Rossiniana zu Tage bringen, da sein Leben voll ist von netten kleinen Dingen, Ereignissen und Worten, die zu seinem liebenswürdigen Charakter paßten. Besser am Platze wäre es hier, von seiner großen Verehrung für die großen Meister, für Bach, Haydn, Mozart, zu sprechen und von

der Genialität seiner eigenen Werke, aber Das überlasse ich zweckmäßiger Kompetenteren.

Mir schien Rossini immer der höchste und zusammenfassende künstlerische Ausdruck jenes Humors, der in dem schönsten Lande der Welt selbst in seinen elendesten Zeiten niemals ausstarb und dem Volke über die traurigen Jahrhunderte hinweghalf, jenes Humors, zu dessen Vertretern schon Signor Formica, Salvator Rosa gehörten. Wer so eine ganze geistige und hochwichtige Seite seines Volkes in seinen Kunstwerken zur Erscheinung bringt, so den Sammelpunkt geistiger Strömungen und einzelner Errungenschaften bildet wie Rossini, der ist ein Genie; denn so zu thun und zu sein, war von jeher das Geschäft der Genies. Und wenn die Pedanterie, die Stubenhockerei, die nationale Beschränktheit sich vielleicht noch eine Zeitlang sträuben wird, Rossini als Genius anzuerkennen — wir haben den Glauben, daß er von den größten Meistern aller Zeiten dort, wo sie unsterblich zusammenleben, mit Lächeln empfangen wird, wie man einen jüngsten Bruder mit einem Auge voll ewiger Jugend empfängt. Was aber hier diese Erde betrifft, so wissen wir, daß sie mit Rossini einen der liebenswürdigsten Bewohner verloren — und einen der glücklichsten. Das wissen die Götter, wie viele Jahre vorübergehen werden, bis wieder ein so Glücklicher und so lange auf ihr verweilt. Aber weil er es war, gießen wir auf sein Grab, neben der Thräne, „aus goldener Schale den frohen Opferwein!"

Daß ein Rossini in unserer Zeit noch leben und sterben konnte, das sagt das Tröstliche:

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

(1868.)

Wanderungen durch Pariser Ateliers.

I.

Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer.

Die angenehmste Beschäftigung, der man sich in Paris bei einiger Muße und einiger Bekanntschaft in der Künstlerwelt hingeben kann, ist wohl von Zeit zu Zeit eine Wanderung durch die Ateliers. Man muß, um sich diesem Vergnügen ganz widmen zu können, allerdings mit viel freier Zeit und sehr guten Beinen, wenn nicht mit einem guten Fiaker ausgerüstet sein; denn die Ateliers haben sich fast sämmtlich in die stillen, darum entfernten Quartiere und des guten Lichtes wegen meist in den fünften und sechsten Stock zurückgezogen. Da gilt es, zu reisen und zu steigen, als ob man helvetisches Gebirgsland durchzöge. Die Malerkunst hat ihre Hauptquartiere an den zwei entgegengesetztesten Endpunkten der ungeheuren Stadt aufgeschlagen: diesseits der Seine, am Nordende, am Fuße des Montmartre, auf jenen luftigen Höhen, die noch vor wenigen Jahren mit Gärten, im vorigen Jahrhundert noch mit entfernten Landhäusern bepflanzt waren, in den Gegenden, zu denen die steilaufsteigenden Straßen Rue Blanche, Pigalle, Larochefoucauld rc. führen; jenseits der Seine in der fremden und neuen Welt hinter und neben dem Luxembourg, in Gegenden, die manchem alten Pariser so unbekannt sind wie der Harz und die Karpathen, in jenem sagenhaften, von der Romantik so sehr ausgeschmückten Lande der Studentenpoesie, wo einst die Chaumière, jetzt die Closerie des Lilas blüht, in der Nähe der alten Richtstätte, die jetzt durch das Monument des Marschalls Ney wieder ehrlich gemacht werden soll. Diesseits der

Seine auf den letzten Ausläufern des Montmartre, die von der Rue St. Lazare begränzt werden, hat sich die Malerei friedlich mit der Musik angesiedelt, und neben Ary Scheffer, dem nunmehr verlassenen Atelier Delaroche's, neben Couture, Ricard, Hebert wohnen Berlioz, Felicien David, Pauline Viardot, Rosenhain, Duprez ꝛc. Jenseits der Seine haben die bildenden Künste die Nachbarschaft der Wissenschaften nicht gescheut, zu deren Umgang sie durch die Universität, College de France, Louis le Grand ꝛc. gezwungen wurden, und wenn wir Robert Fleury oder gar in weitester Ferne Jerome besuchen, sind wir auch nicht ferne von Historikern wie die beiden Thierry, Henri Martin ꝛc. und in der Nähe fast aller Pariser Heroen der Naturwissenschaften.

Bleiben wir vorerst da drüben und steigen wir in der Rue de Lille sogleich bei einem der Genannten ein und wir befinden uns sofort in mediis rebus bei einem Ritter des Ordens pour le mérite, einer der größten Berühmtheiten der jetzigen französischen Malerwelt. Wir kommen im günstigsten Momente, denn einige Wochen später, und das herrliche Bild, das sich eben vollendet auf der Staffelei befindet, ist nach Berlin, und der Meister, der uns so liebenswürdig empfängt, vielleicht nach Rom als Direktor der römischen Schule abgereist. Wir befinden uns bei Robert Fleury. Der Name kann den Deutschen nicht fremd klingen, denn viele seiner Bilder, wie z. B. „Die Mönche von den Räubern gebrandschatzt" oder „Tasso in St. Onofrio empfangen," sind in mannigfachen Vervielfältigungen auch in Deutschland bekannt geworden; in Berlin scheint Robert Fleury besonders anerkannt zu sein; die Ritter des Merite-Ordens haben ihn an die Stelle Delaroche's gewählt, und erst vor Kurzem ist bei ihm von dort aus ein großes, historisches Bild bestellt worden. Auch haben wir ein kleines Anrecht an ihn und an seinen Ruhm; denn, wie er mir mit einem gewissen, meinem patriotischen Gefühle schmeichelnden Stolze erzählt, ist er in Deutschland, in Köln, in einem Viertel mit P. P. Rubens geboren. Er hat zwar die Sprache seiner Jugend ganz und gar vergessen, Das stört uns

aber nicht, und wir drücken dem klug und fein und geistreich aussehenden Greise die Hand, als ob wir einen Landsmann begrüßten, und Dieß um so lebhafter, als das eben vollendete Bild von der Staffelei herab laut genug versichert, daß es eine Ehre ist, einen solchen Landsmann zu haben.

Das Bild stellt die Einnahme Roms unter Karl V. vor und ist eines der schönsten Werke Robert Fleury's. Und Robert Fleury ist ein Mann mit hellweißem Bart und Haar. Das ist es, was ihn unter seinen Kunstgenossen zu einer merkwürdigen Erscheinung, zu einem Phänomen macht, daß er mit den Jahren fortwährend auch in seiner Kunst fortgeschritten ist. Das Alter konnte ihn nicht schwächen, die Zeit hat ihn nur mit Erfahrungen bereichert, ohne ihm die Mittel, die Erfahrungen zu benutzen, geraubt zu haben, was doch oft das Schicksal der größten Meister gewesen. Wollte man Robert Fleury nach seinen älteren Bildern beurtheilen, die ihn doch berühmt gemacht, man thäte ihm das größte Unrecht. Wenn man Dichter und Künstler überhaupt nach ihrem Besten richten soll, so muß dieser Maler immer nach seinem letzten Werke gerichtet werden. In Allem, was Wahl des Gegenstandes, Komposition, Zeichnung und Farbe betrifft, hat der alte Fleury bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört Fortschritte zu machen, und in allen diesen Beziehungen ist das vor uns stehende Bild ein Zeugniß für die dauernde Jugend des Meisters, ein noch viel lauter sprechendes Zeugniß als seine lebhaften feurigen Augen, als sein bewegtes, geistreiches Gespräch. Er hat nicht ein wildes, von Blut und Flammen überströmtes Gewirre dargestellt, wie Andere gethan haben würden, um uns die Gräuel einer durch Landsknechte und wilde Spanier eroberten Stadt anschaulich zu machen. Mit geringen Mitteln, wie ein ächter Meister, wie ein großer dramatischer Dichter, mit wenigen Gruppen und in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gestalten hat er uns den ganzen darzustellenden Schrecken lebhaft vor die Sinne geführt. Das Bild konzentrirt sich auf und vor der Brücke, die zur Engelsburg führt. Volk und Geistlichkeit flüchten in wildem Gedränge

in das feste Grabmal Hadrians. Ein Kardinal ist todt von seinem Maulthier gesunken und wird, mit einem Fuße im Bügel steckend, nachgeschleift; etwas weiter nach links, ungefähr in der Mitte des Bildes, kämpft eine edle Patrizierin, aufrecht stehend, das Angesicht voll Schreck, Heldenmuth und edler Keuschheit, gegen die Rohheit zweier Krieger, die sich des schönen Weibes zu bemächtigen suchen, während andere Plünderer Juwelen aller Art, Teppiche, kostbare Gewande, Kirchengeräthe ꝛc. dahinschleppen, zusammenpacken oder Kisten erbrechen und nach Schätzen wühlen. Dort und da liegt ein Verwundeter, ein Sterbender, ein Todter. Neben diesem schauerlichen Gewühl, neben dem Kampf der römischen Lucretia macht doch eine nur kleine Episode den tragischsten und ergreifendsten Eindruck. Rechts, in der Nähe der Engelsburg, mit dem Gesicht an eine Säule gelehnt, beinahe ganz abgewandt vom Zuschauer steht ein kleiner Knabe von elf bis zwölf Jahren, der aus einer Wunde in der Brust langsam verblutet. Die ganze Tragödie ringsumher, die Leichen, die brennenden Häuser, der geschleifte Kardinal, die bedrohte Weiblichkeit, all Das zusammengenommen macht nicht eine so erschütternde Wirkung wie das stille, verlassene Verbluten des unschuldigen, wehrlosen Kindes. Wir vermuthen, daß jene Frau, die sich dort so heldenmüthig vertheidigt, des Knaben Mutter sei und daß die starren Füße, die hinter einer Säule hervorblicken, seinem todten Vater angehören. Fast freut man sich darüber, daß das Kind aus dieser schauerlichen Welt scheidet, und es scheidet so still, so hingegeben, es scheint sein Schicksal mit so unbewußter Größe zu tragen, daß man sich versöhnt fühlt, wie am Schluß einer schönen Tragödie. Mit der Hinstellung des kleinen Knaben hat Robert Fleury sein Bild erst zu einem Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes erhoben — und alle anderen großen Vorzüge desselben, wie z. B. das maßvolle Kolorit, die kunstvolle Kombination des Tageslichtes mit der Flammenbeleuchtung, die Mäßigung in der Wildheit des Gewühles, die kunstvolle, wahrhaft akademische, doch von aller Absichtlichkeit entfernte Gruppirung

verschwinden neben dieser tief dichterischen Erfindung. — Altrömische Statuen sehen ernst und steinern, als für ewig in sich beruhigte Geister, auf das Ganze herab — starr, wie die Weltgeschichte, vor deren Auge ein sterbendes Kind, ein entehrtes Weib, ein geschleifter Kardinal, ein Connetable von Bourbon mit seinem Verrath, ein Kampf zwischen Kaiser und Papst Atome sind, Staubkügelchen, die im Sonnenlichte tanzen und im Schatten verschwinden.

Zu solcher Höhe hat sich Robert Fleury von einem Genre-Maler aufgeschwungen. Schon in der Ausstellung von 1857 hat er uns in seinem Bilde „Karl V. im Kloster St. Just“ gezeigt, wie ruhig, würdig und groß er die Geschichte aufzufassen verstehe. Wie unheimlich, gebrochen und weltgebietend zugleich sah der gichtbrüchige Mönchskaiser in seiner Sänfte aus; wie sah man auf diesem Gesichte alle die Trümmer schiffbrüchiger Pläne umhertreiben; wie kunstvoll war durch Farbe und Beleuchtung über die ganze Leinwand eine Stimmung, eine Atmosphäre ausgegossen, die an Kloster und Palast, an Entsagung und ungebrochenen Stolz zugleich erinnerte! Die Stimmung ist es vor Allem, die den Künstler und sein Kunstwerk charakterisiren.

Doch dieses Bild finden wir nicht mehr im Atelier. Leider gehen die Bilder Fleury's so schnell in alle Welten, daß man froh sein muß, ein eben vollendetes noch auf der Staffelei zu finden; meist muß man sich mit einem eben in der Arbeit begriffenen begnügen. So in diesem Augenblick mit dem „Fest im Hotel de Ville“ unter Ludwig XIII. Es ist das eigentlich nur ein pompöses Festbild, das mit seinen Kostümen des siebzehnten Jahrhunderts und mit dem Gewoge des damaligen französischen Hofes dem Maler Gelegenheit gibt, große Farbenpracht und die Kraft der Massenbewältigung zu zeigen. Aber Robert Fleury konnte es sich nicht versagen, das Bild durch eine historische Anekdote interessanter zu machen.

Man kennt diese Anekdote. Richelieu haßte die Königin Anna

von Oesterreich, die ihrerseits den dürren, alle Gewalt an sich reißenden Kardinal nicht leiden mochte. Der Kardinal, der überall seine Spione hat, kommt hinter die Intrigue der Königin mit dem liederlichen Herzog von Buckingham und erfährt auch, daß sie ihm ihre Diamanten, ein Geschenk des Königs, habe zukommen lassen. Er steckt Das dem König. „Wir werden uns," sagte der König, „am bevorstehenden Feste im Hotel de Ville von der Wahrheit der Sache überzeugen; dort muß sie ja mit ihren Diamanten erscheinen." Die Königin erfährt, welche Gefahr ihr droht, und der wilde Ritt der Musketiere beginnt, welcher durch Alexander Dumas' Roman so berühmt geworden. Der König und Richelieu erscheinen zuerst in dem Hotel de Ville und erwarten die Königin; der Erste gespannt, der Andere im Voraus in der Beschämung der Königin schwelgend. Aber die Musketiere haben das Unglaublichste gethan: sie haben in kürzester Zeit die Diamanten aus London geholt, und die Königin erscheint strahlend von Edelsteinen und im Wiederscheine des Sieges, den sie über ihren Feind davonträgt. Der König wendet sich vorwurfsvoll zu Richelieu wie zu einem Verleumder; Richelieu zuckt die Achsel und sagt: „Werde Einer mit Weibern fertig."

Diese letzte Szene zwischen Ludwig XIII., Anna und Richelieu bildet den Mittelpunkt des Bildes, das sich gegenwärtig auf der Staffelei Fleury's findet. Schon ist es voll Leben und Bewegung; schon ist überall eine große Farbensymphonie angedeutet. Es wird jedenfalls, wenn auch nicht ein ergreifendes und erschütterndes Bild, wie eins der früher genannten, so doch ein glänzendes, prachtvolles.

Vielleicht kehren wir zurück, wenn er fertig ist; jetzt wandern wir weiter und zwar viel, viel weiter, aus dem einfachen und stillen Atelier des fertigen père Fleury in das entlegene, aber prachtvolle des strebenden jungen, alle Stoffe und alle Genres erfassenden Jerome.

Sein Bild, das Duell eines Pierrot mit einem Harlekin, hing im vorigen Jahr neben dem Karl V. Fleury's und theilte

mit diesem die Ehren der Kunstausstellung. Das sich drängende Volk vor demselben hatte oft gar keinen Blick für den alten Kaiser; der verblutende Pierrot auf dem Schnee beschäftigte es zu sehr, als daß es sich für einen alten Kaiser von 1550 hätte interessiren können. In der That war das Bild auch ein großes Trauerspiel trotz der Hanswurstjacke; es war ein Stück aus der Schauer- und Wahnsinnsgeschichte des menschlichen Lebens, die sich in der Hanswurstjacke, im Narren König Lears und im armen Tom oft ergreifender manifestirt als in Haupt- und Staatsaktionen. Am Morgen des ersten Ausstellungstages war es um eine ungeheure Summe verkauft, und jeden Tag kamen neue Käufer mit neuen größeren Anbietungen. Jerome, schon früher bekannt, wurde berühmt, sehr berühmt, so wie Hebert durch seine Malaria, wie Ricard durch seine Madame Sabatier plötzlich berühmt wurde. Sehen wir, was Jerome jetzt macht. Können wir es nicht errathen? Wir haben allerlei ägyptische Landschaften und das Duell eines Pierrot von ihm gesehen. Was können wir jetzt erwarten? Wieder eine Landschaft oder einen Opernball oder eine Szene aus den Funambules. Weit gefehlt! Man ist gewiß, bei Troyon Kühe, bei Rosa Bonheur Kühe und Pferde, bei Corot umnebelte Landschaften, bei Ricard herrliche an Van Dyck oder Tizian erinnernde Porträts, bei Diaz irgend eine gliederlose Wald- oder Blumengöttin mit Amoretten zu finden — was man in Jerome's Atelier findet, kann kein Prophet voraussagen.

Wir sehen ein prächtiges Haus mit ungeheuren Atelier-Fenstern vor uns; die Façade ist barock genug mit sehr großen Bildern zweier Chinesen geschmückt. Wir treten in das weite, mit Holzschnitzwerk, Galerien, allerlei edlen Stoffen und barocken Gegenständen aus Osten und Westen geschmückte Atelier, und was finden wir bei dem Landschafter Jerome, bei dem Verherrlicher Pierrots? — Einen „Tod Cäsars,“ einen Kandaules, der die Reize seines Weibes dem Freunde Gyges verräth, eine unbefleckte Empfängniß, einen Papst Pius IX., der die Lokomotive der Eisenbahn des Herrn Mires segnet, und alle die andern Bilder,

welche den prachtvollen Waggon Seiner Heiligkeit schmücken sollen. Welch ein Polyhistor! Und doch ist es überall der talentvolle Jerome, der uns aber um so besorgter macht, je talentvoller er ist. Es scheint uns am Ende doch nicht, daß wir es hier mit einer Vielseitigkeit à la Rubens zu thun haben; wir fürchten, daß uns moderne Fabrikmäßigkeit entgegentritt, die mit Hülfe einer vollendeten Technik eben Alles macht, was gebraucht oder bestellt wird. Wir glauben es mit einem Virtuosen zu thun zu haben, der jetzt ein Liszt'sches Kunststück, gleich darauf eine Beethoven'sche Sonate oder Bach'sche Fuge spielt. Die Bach'sche Fuge, die Beethoven'sche Sonate wird doch ein wenig nach Liszt riechen.

Am Wenigsten gefällt uns der Tod Cäsars. Die geraden Linien der Architektur sind vorherrschend, und da die unzähligen leeren Sessel der Kurie hinzukommen, hat das ganze Bild etwas entsetzlich Oedes. Verschworene und Senatoren sieht man nur von rückwärts und im Hintergrund, wo sie, in einen kleinen Raum zusammengedrängt, hinauseilen; in der Mitte des Bildes schläft, übertrieben genug, ein einzelner Senator, links liegt die Leiche Cäsars ganz verlassen. Dieß alles auf sehr großer Leinwand. Cäsar liegt gerade so da wie der ermordete Guise auf dem bekannten Bilde Paul Delaroche's, was schon zu einem Atelierwitze Veranlassung gegeben; man nennt den Cäsar un Guise deguisé. Warum malt Jerome ein Bild, über das man so schlechte Witze machen kann, und ein so häßliches Bild, er, der so schöne machen könnte! Ich glaube, die Absicht zu errathen. Jerome will in die Akademie kommen, und da sind denn gerade Linien, Langweiligkeit und Farblosigkeit eine vortreffliche Empfehlung. Die Witze sind ein gutes Prognostikon, daß Jerome seinen Zweck erreichen werde, denn über die meisten Bilder der meisten Akademiker sind Witze gemacht worden, Das wissen die Herren Blondel, Abel de Pujol 2c. 2c. Kandaules ist noch zu wenig vorgerückt, als daß man ein Urtheil über ihn fällen könnte: die Anordnung scheint sehr zweckmäßig und die Untermalung verspricht sehr schöne Farben. Jedenfalls wollen wir hoffen, daß sich der Maler bei seiner Aus-

führung mehr an Herodot als an Hebbel halten werde. Die Waggonbilder werden aber Dekorationsmalereien, mit denen der heilige Vater zufrieden sein wird, da sie seine Thaten vorstellen, die „immaculée conception“ und die Eisenbahneinweihung. Sonderbare Zusammenstellung! tolle Zeit! Da sage noch Einer, daß wir in einer Uebergangsepoche leben, daß es überhaupt Uebergangsepochen gebe! Papst, Eisenbahn, Waggonbilder wie ehemals Kapellenbilder, Mires Ben Abraham Besteller, neues Dogma, Pierrotmaler, Alles auf Aktien, bringe mir Das ein Humorist unter Einen Hut!

O Knabe, Thor! Du nennst Das Puppenspiel?
Ich blicke ernst und nenn' es Weltgeschichte.

Das Puppenspiel führt uns in nächster Nähe zu Hamon, der durch sein Bild: das Puppenspiel, welches die Weltgeschichte vorstellt, bekannt und durch das unsäglich anmuthige Bildchen „Ma soeur n'y est pas“ berühmt geworden ist. Hier wissen wir, was uns erwartet. Was sonst, als runde, bausbackige Mädchen und liebreizende Kindergestalten, und doch sind wir überrascht, sobald wir eintreten. Zuerst überrascht uns der Maler selbst. Diese breitschultrige, untersetzte Proletariergestalt mit dickem, wirrhaarigem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, die Bluse auf dem Leibe, kann unmöglich der Maler jener holdseligen Gestalten, jener blumenhaften Menschen und Märchen sein! Und doch ist er es. So sonderbar sind oft seine Seelen in Sackleinwand verpackt, als ware es Töpferwaare oder was noch Gröberes. Dann sind wir von den Bildern selbst überrascht, die immer dieselben, doch immer neu sind, immer mit frischem Reize wirken.

Man sagt, daß Hamon als Porzellanmaler angefangen habe, und es ist wahr, daß seine Art, zu malen, diesen Aberglauben bis zu einem gewissen Grade rechtfertigt. Seine Gesichter sehen so aus, als wären sie aus einem halb und halb durchsichtigen Stoffe; die Halbtinten sind etwas glasig, und das Knochenwerk macht sich

schrecklich wenig bemerklich. Mit einem Worte, Hamon ist nicht wahr, am Allerwenigsten real; das schneidendste Gegentheil der Realisten; aber seinen Bildern gegenüber, bei Betrachtung dieser eigenthümlichen Kinder und Mädchen schämt man sich, diese Bemerkung zu machen. Man käme sich roh und grob vor, wenn man eine realere Wahrheit verlangte oder auch ein anderes Ideal. Man fragt hier überhaupt nicht nach Wahrheit, wie man den Dichter nicht fragt, ob sein reizendes Märchen Wahrheit sei; man versenkt sich im Gegentheil gern in diese goldene Lüge und träumt in ihr Wahrheit. Seine Gestalten stammen aus jenem Lande, in welchem nach dem Kinderglauben die Menschen in Versen und in Musik sprechen, anstatt des Gehens nur den Tanz kennen und immer so schön und reinlich glänzend gekleidet sind wie in den Bildern. Und mögen seine Personen das Gewöhnlichste, das Alleralltäglichste thun, sie bleiben solche Märchengestalten, wie z. B. sein Mädchen, das eine Nadel einfädelt. Sieht man sie bei ihrer Beschäftigung, so ist man nur erstaunt, daß in jenem Lande auch genäht wird. Am Liebsten kleidet er seine Figuren griechisch, oder er läßt sie auch ganz nackt; er könnte sie immer ganz nackt lassen, und die empfindlichste Prüderie wäre nicht beleidigt. Das Märchenhafte seines Pinsels, die unendliche, oft durch und durch kindliche Anmuth der Figuren ersetzt das dichteste Feigenblatt. Dazu ist Alles so ein klein wenig verwischt, daß man wie durch einen Nebel in unendliche Ferne sieht und in ein fernes Land, in eine fremde Welt zu sehen glaubt, mit der man nicht rechten und von der man annehmen kann, daß sie durch ihre klimatischen Verhältnisse zu solcher Färbung, solchem Knochenbau, solchen Augen berechtigt sei. Hamon ist eben vor Allem ein Romantiker; das Nahe rückt er in unendliche Ferne und entzieht es unserer nüchternen Analyse. Thut er manchmal so, als wäre er sehr plastisch, sogar antik, so ist das eine kindliche Heuchelei, durch die wir uns nicht betrügen lassen. — Einem solchen Maler kann die Allegorie nicht fern stehen; seine Gestalten leben ja doch nicht wie andere Geschöpfe von Fleisch

und Blut, warum sollte er ihnen nicht eine theoretische Beschäftigung geben, um sie zu beschäftigen? Und in der That begegnen wir bei ihm sehr vielen Allegorien, die sich dadurch von andern Allegorien unterscheiden, daß sie uns nicht langweilen; sie sind durch ihre Lieblichkeit, durch ihr sonderbares Wesen, durch ihre Traumhaftigkeit nichts weniger als trocken, sondern ganz blühende Märchen geworden, wie Das die Abstammung so manchen schönsten Märchens, so manchen schönsten Mythos' sein mag, wie z. B. des Mythos von Amor und Psyche. —

In seinem Atelier finden wir im gegenwärtigen Augenblicke ein Bild, das uns mit seiner Landschaft an Hamons Meisterstück „Ma sœur n'y est pas“ erinnert. Wir sehen eine öde, verbrannte Landschaft, mit der wir, trotzdem sie herrlich gemalt ist, Nichts anzufangen wissen. Wir sehen näher zu und entdecken eine Thüre, die in eine höchst ärmliche, eine Art Höhlenwohnung führt. Noch ist uns die Sache nicht ganz klar. Auf der Thüre liegt ein dichter Schatten, und — jetzt erst entdecken wir die Hauptsache, die Hauptfigur und die Idee — in diesem dichten Schatten steht ein kleiner, allerliebster Amor mit Bogen und Köcher und klopft an und horcht, ob aufgethan wird. Auch in diese kleine, arme, jämmerliche, versteckte Behausung hat er seinen Weg gefunden. Möge er einziehen und Glück bringen und das Elend der Erde vergessen machen. Wie wir ihn dastehen sehen mit den holdlächelnden, spitzbübischen Augen, den anmuthigen Knaben, haben wir ja selbst sofort die Wüste ringsum und das Elend in der Hütte vergessen. Wir haben laut aufgelacht und uns gefreut, daß die Liebe allüberall hindringe, in divitum turres pauperumque tabernas. — Dann sehen wir eine Fortuna, die über einer Erdkugel über ein Sprungseil springt, wie die kleinen Mädchen im Tuileriengarten. Ihre Sprünge sind ihr ein Spiel, und sie denkt weiter nichts dabei; aber wie herrlich springt sie, mit welcher Anmuth, ja mit welcher Größe! Wie flattert ihr Gewand, wie schweben ihre Glieder! Und gleich daneben auf einer anderen Leinwand kommt die Hoffnung übers Meer geflogen, und nach

sich zieht sie an einem Bande eine Muschel, in der ein junger Weltbürger ruht, der eben aus einer fremden Welt anlangt. Wir sind wenig gerührt von der Allegorie, aber wie schön ist das Kind, wie anmuthig die gute Amme, die es ins Leben einführt. Farben und Ausdruck haben nichts Irdisches mehr; sie sind zu purer Musik geworden. —

Das ist freilich wahr: die Gränzen der Künste hat Hamon verrückt. Malerei, Plastik — seine Bilder sehen oft wie kopirte Basreliefs aus — Musik, Poesie, ja sogar Philosophie fließen bei ihm ineinander, und es ist heillos, welche Verwirrung er anrichten kann; aber diese heillose Wirthschaft ist ihm natürlich und bildet bei ihm eine Individualität, die immer alle Theorien verhöhnt hat. Bewahre uns nur der Herr vor Nachahmern; die sind zu fürchten. Wir könnten ihrer Manche in seiner nächsten Nähe finden; darum eben fliehen wir aus diesen entfernten Welten des Luxembourg, nicht ohne erst in der Rue Royer Collard einen Blick in die Werkstätte unsers talentvollen Landsmannes, des Kupferstechers Jakobi und auf seine gewissenhafte und höchst feine Arbeit, die Kaulbach'sche Hunnenschlacht, geworfen zu haben.

Wir wandern zurück in die bekanntere Welt am Fuße des Montmartre, und weil es eben Mittwoch ist, benützen wir Das und treten in der Rue Chaptal in das Atelier Ary Scheffers. An diesem Tage nämlich öffnet der alte Meister seine beiden Ateliers dem Publikum, um es gütig zu entschädigen dafür, daß er seit Jahren seine Bilder nicht mehr im Salon ausstellt. Wir befinden uns bei einem der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer dreier Länder, denn drei Ländern gehört Ary Scheffer an: Deutschland durch Abstammung von deutschen Eltern, Holland durch die Geburt, Frankreich durch Wirksamkeit, langen Aufenthalt und Adoption.[1] Alle drei Länder sind gerechtfertigt, wenn sie sich um seinen Besitz streiten.

[1] Ary Scheffer ist am 15. Juni 1858 zu Paris gestorben, und Frankreich hat dadurch auch das Vorrecht erhalten, ihm die letzte Ruhestätte bieten zu dürfen. [M. H.]

Es tritt uns ein Mann entgegen, der mit seinem grauen Schnurr- und Knebelbart auf den ersten Blick ein alter, pensionirter General zu sein scheint; aber die Milde des Wortes, die Sinnigkeit des Auges widersprechen bald und erinnern daran, daß man einen sinnreichen, tiefsinnigen Künstler vor sich habe. Um wie viel mehr wurde Das von Allen, die ihn näher kennen, erkannt. In der That gibt es im heutigen Frankreich wenige Männer, um die sich ein so ausgewählter Kreis versammelt, wie um Ary Scheffer, sei es, um die Abende in bedeutsamem Gespräche zu verbringen, sei es, um die edelste Musik in seinen Salons oder Ateliers zu hören. Da findet man Männer wie Renan, Henri Martin, Viardot, Künstler wie Mad. Viardot rc. und wo sind die Zeiten, die er in Gesellschaft Lamennais', Berangers, Manins, überhaupt der edelsten Zeitgenossen zugebracht! Nur ein Blick ins Atelier, und wir erkennen aus der Galerie von Freunden, die er für sich gemalt, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der den Besten seiner Zeit genug gethan, um den sich die Bedeutendsten und Einflußreichsten gesammelt haben. Da hängen in einer langen Reihe die herrlichen Porträts — kostbare Illustrationen zur Zeitgeschichte — Guizots, Cavaignacs, Lamartine's, Berangers, Lamennais', Manins u. A. Die Leiden und Freuden des ganzen Jahrhunderts lassen sich von diesen Gesichtern herablesen, viel deutlicher und wahrer, als aus den Memoiren des Erstgenannten. Es sind historische Bilder, diese Porträts, und gehören mit zum Besten, was der große Maler geschaffen. Das harte, kantige, erbarmungslose, herrschsüchtige Guizots, das grübelnde, durchfurchte, fanatische Lamennais', das niemals seinen ekklesiastischen Ausdruck abzulegen vermochte, das klare, ehrliche, wohlwollende Manins, das in seinem Ausdrucke so sehr einfache, fast beschränkte, aber gradausblickende und ehrenhafte Cavaignacs und der Andern — sie sind so wahr, so lebend, wie sie ein Physiognomiker nur wünschen kann, um aus ihnen die geheimsten Herzens- und Geistesoperationen herauszulesen. Beranger hat es wohl gefühlt, daß ihn Ary Scheffer

wahrer und schöner der Nachwelt überliefern werde, als seine eigenen Memoiren thun, und daß er mit seinem Porträt den besten Kommentar seiner Chansons schaffen werde, und Ary Scheffer war der einzige Maler, dem er zwei kurze Sitzungen gönnte. Das vor uns hängende Porträt ist das einzig wahre des großen Volksdichters, und es spiegelt alle die großen und kleinen Reize ab, welche die patriotischen, anakreontischen und satirischen Lieder Berangers so einzig machen. Man sehe dieses Bild nur an, und man wird, wenigstens für die Zeit der Betrachtung, ein heiterer Philosoph, ein ausdauernder Mann, ein unabhängiges Gemüth.

In Dichterseelen und Dichterwerke sich zu versenken, versteht Ary Scheffer wie kein anderer Maler seiner Zeit; er ist eben selbst ein großer Dichter und dabei, was so wenige seiner Kollegen sind, ein gebildeter Mann. Die schönsten Dichtungen aller Länder haben ihm seine Stoffe geliefert, und er versenkte sich mit seiner Sinnigkeit so tief in seine dichterischen Stoffe und in die Eigenthümlichkeit des Dichters, daß er denselben Gegenstand mit dem Pinsel noch einmal dichtete, nicht nachmalte. Was ist es, was uns bei den meisten Illustrationen und Bildern nach Dichterwerken so großes Unbehagen verursacht? — daß sie meist, fast immer, die Phantasie beengen, ihr die Flügel binden, daß sie sich an Aeußerlichkeiten halten und nie etwas liefern, was der Einbildungskraft des Lesers nachkommen könnte. Sieht man aber die Scheffer'schen Bilder nach Dichtern, gibt man schnell zu, daß er die Dinge schöner gesehen als wir, und wenn wir ein Ideal mitbringen, schwindet es sofort vor der schöneren Darstellung, die leibhaftig und doch unendlich wie das Dichterwerk auf unsere Seele wirkt. Dante, Goethe, Schiller, Byron, Uhland haben sich nicht zu beklagen, daß sie von Scheffer in Farben übersetzt worden. Man sehe nur Francesca da Rimini, die Faustbilder (besonders die ersten), die Mignonbilder, den Giaur, die Eberhard-der-Greiner-Bilder! Auf allen diesen Bildern derselbe, jedem einzelnen Poeten wie jedem einzelnen Gegenstande eigenthümliche Duft; auf jedem die Atmosphäre, die Stimmung, die der

Dichter oft durch ein Wort, durch den Stil, durch den Tonfall hervorbringt. Ary Scheffer ist in dieser Beziehung so einzig in seiner Art, daß man für ihn eine besondere Bezeichnung erfinden müßte; er ist nicht ein historischer Maler; er verhält sich zur historischen Malerei, wie sich die Poesie zur Geschichte verhält.

Im Atelier sehen wir neben den Porträts das große und berühmte Bild Francesca da Rimini, das im Stiche so bekannt geworden, daß wir es nicht zu beschreiben brauchen. Es gehört, wenn ich nicht irre, der Familie Orleans, und Scheffer hat es aus dem Schiffbruch gerettet. An der Wand hängt der Giaur — Byronisch, wenn je ein Gedicht oder Bild Byronisch war. Der Lord würde aufgejauchzt haben, sich so wiedergegeben zu sehen. Ebenso würde es unsern Uhland freuen, könnte er gleich daneben seinen Eberhard sehen, wie er das Tischtuch zerschneidet. (Das größere Pendant zu diesem Bilde, eines der schönsten Scheffers: Eberhard, seinen Sohn beweinend, befindet sich im Luxembourg, dem Pantheon der großen lebenden Künstler.) Da ist auch der König von Thule, nordisch düster, und doch golden romantisch wie Goethe in seinen Balladen. Auf der Staffelei befindet sich ein Bild, das wir als unfertig nicht beurtheilen wollen, fürchten aber, daß wir das vollendete auch nicht werden loben können, was übrigens dem Meister ganz gleichgültig sein kann. Der Gegenstand scheint uns zu vage, zu verschwommen, zu mystisch, wie denn Scheffer einem dunklen Gerüchte zufolge in der That jetzt sich ein wenig dem Mystizismus zuneigt. Das Bild stellt bedrängte, leidende, durch Leiden geläuterte Seelen vor, die, befreit und erlöst, wie Wolken schwebend, dem Himmel zustreben. Unter diesen Seelen entdecken wir auch Francesca und Paolo. Mystizismus, Verschwommenheit waren die Gefahren, die den Maler bedrohten, der seine Gestalten nur aus Dichterwerken, nicht direkt aus dem Leben oder aus der konkreten Geschichte holte, und siehe da, Ary Scheffer scheint an diesen Klippen scheitern zu sollen. Ein anderes Bild auf anderer Staffelei, „Christus und Satan," erinnert uns an eine Altersschwäche, die

sich bei dem großen Künstler eingestellt und die man seit einer Reihe von Jahren zu bedauern Ursache hat. Wer die ersten Goethebilder und die letzten gesehen, mußte zuerst auf diese Schwäche aufmerksam werden. Ich meine die Abnahme des Farbensinnes. Das neue Bild ist noch ein Meisterstück der Komposition, ein Muster großartiger Einfachheit, aber die Farben sind todt. Sollte auch dieser Umstand irgend eine asketisch-mystische Ursache haben und mehr im Blicke des Geistes als in dem körperlichen Auge begründet sein? Mit Schmerzen denken wir an desselben Meisters „Laßt die Kleinen zu mir kommen," das wir vor achtzehn Jahren in Berlin gesehen und das ein Herd paradiesischer Farben war.

Im Atelier Ary Scheffers gibt es einen geheimnißvollen Winkel, den ein dichter Vorhang bedeckt. Dieser Winkel ist nicht der mindest interessante Theil der interessanten Werkstätte; in ihm finden sich die Reliquien der Prinzessin Marie von Orleans, der früh geschiedenen Tochter Louis Philipps, der talentvollen Bildhauerin, welche die schöne Jeanne d'Arc und andere nicht minder verdienstvolle, wenn auch minder populäre Bildwerke geschaffen. Hinter dem Vorhange sind mehrere derselben verborgen, und traurig sieht auf dieselben das Bild der Frühgeschiedenen herab. Sie wurden Ary Scheffer zur Verwahrung anvertraut, denn er war der geliebte Lehrer der jungen Künstlerin und der intime Hausfreund der Orleans. So kommt es auch, daß er in mancher Beziehung so zu sagen eine historische Rolle gespielt hat. Ary Scheffer war es, der in Gesellschaft Thiers' während der Julitage nach Neuilly fuhr, um dem Herzoge von Orleans zuerst die Regentschaft, eigentlich aber die Krone anzubieten. Man betrauete ihn mit der Botschaft, wohl wissend, daß Louis Philipp sich zu ihm offener über seine Ansichten und Wünsche aussprechen werde, als er es allen den Staatsmännern gegenüber, die sich bei Herrn Laffitte versammelten, gethan hätte. So spielten Ary Scheffer und sein Modell Beranger, deß Bild dort hängt, in der großen Umwälzung eine größere Rolle, als sonst Maler und Chansonniers bei solchen Gelegenheiten zu spielen pflegen. Beranger

verfaßte und unterschrieb die Proklamation, welche die Bourbons für abgesetzt erklärte, Scheffer bot die vom Haupte des alten Königs gefallene Krone seinem Freunde an. Er scheint zu einer Rolle in der Geschichte Orleans prädestinirt gewesen zu sein. In der Februarrevolution tauchte er plötzlich wie ein Schutzengel derselben auf und setzte die Rolle fort, die er in der Julirevolution angefangen. Als Helene von Mecklenburg, Herzogin von Orleans, mit männlichem Muthe in die Kammer ging, um den letzten Versuch zur Rettung der Krone ihres ältesten Sohnes zu wagen, gerieth sie auf der Place de la Concorde in das furchtbarste Volksgedränge. Der Duc de Chartres war plötzlich von ihrer Seite gerissen; entsetzt sieht sich die Mutter nach ihrem geliebten Kinde um und entdeckt es lächelnd und in Sicherheit auf den Armen eines Nationalgardisten. Der Nationalgardist war Ary Scheffer. Er trug ihr das Kind nach in die Kammer, rettete es, als es einmal unter die Füße der wogenden Menge gerieth, und verließ Mutter und Kinder nicht eher, als bis sie in Sicherheit waren.

So stehen wir im Atelier des Malers, für den wir einen andern Titel gesucht haben als den eines historischen Malers, zwischen ihm, den Reliquien einer Orleans und dem Portrait Berangers auf historischem Boden. Aber wo in Paris ist Das nicht der Fall?

Aus der Rue Chaptal heraustretend, sind wir überall von den großen Atelierfenstern angeglotzt. Da ist kaum ein Haus, das nicht von einem Maler bewohnt wäre; da ist die Avenue Frochot, die allein von einer größeren Anzahl Maler bewohnt ist, als manche große Residenz beherbergt; da ist das große Haus Nr. 1. Rue Duperré, aus dem alljährlich so viele Bilder hervorgehen, als wäre es eine große Manufaktur von Bildern; doch wohnen talentvolle Künstler daselbst, wie z. B. der unheimliche Chavanne, der anmuthige Gendron, der die Welt mit Luftgeistern, mit allerlei tanzenden und schwebenden Gestalten bevölkert. Wir gehen an Couture's Atelier vorbei. Der Maler der römischen

Verfallzeit interessirt uns nicht mehr, seit er ein offizieller Maler geworden, Apotheosen Napoleons und große Kindtaufen malt, überhaupt Alles, was bestellt wird und Geld einbringt, und der trotzdem in öffentlichen Blättern versichert, er sei der einzige ernsthafte Künstler des Jahrhunderts, und der Kaiser habe dieselbe Meinung von ihm. Gustav Planche, der einzige ernsthafte Kritiker, war anderer Meinung. Wir gehen auch an Madame O'Connell vorbei, der französischen Malerin aus Potsdam, belgischer Schule und irischen Namens, welche zu beweisen glaubt, daß ein Weib schöpferisches Genie haben könne. Aber wir treten in das sonderbare Haus Nr. 4. Rue Duperré, und wir treten mit Andacht ein, denn bald stehen wir vor dem größten Porträtmaler Frankreichs, vor Gustav Ricard. Es ist uns, als wären wir durch zwei und drei Jahrhunderte zurückgereist. Alle moderne Platitude ist verschwunden, und wir fühlen uns vom edlen Geiste der Idealität des sechzehnten Jahrhunderts angeweht. Wir wollen uns bei Ricard länger aufhalten und brechen darum hier unsre erste Wanderung durch die Pariser Ateliers ab, um mit frischer Kraft und mit frischen Augen in diese herrliche Farbenpracht, in diese Gesellschaft idealer Gesichter zurückkehren können.

II.

Gustav Ricard.

Während ich fern von Paris den ersten Bericht über meine Besuche bei Pariser Malern aufzeichnete, lag einer derselben, und zwar der bedeutendste unter den genannten, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publikum an seinem Sarge gehalten, bestätigte nur, was ich über Ary Scheffer gesagt habe. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die sonst nur einem Todten gegenüber leicht ist, denn —

ich darf es jetzt aussprechen, was ich damals verschweigen mußte — ich habe Ary Scheffer seit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er sowohl wie seine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend so hinreiten sah, erinnerte er mich an jene Balladengestalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarerweise, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in so holden, poesievollen Farben gesehen, war längst in ihm gestorben; es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren seine Gestalten der letzten Zeit bloße Abstraktionen. Aber der Mensch, der edle, tief fühlende, künstlerische, etwas träumerische und immer wohlwollende Mensch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloser ihn der Körper verrieth, desto treuer hielt ihn der Geist aufrecht, der ihm durch Kunstgenüsse jeglicher Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich seine großen Verluste an großen Künstlern und edlen Charaktern, die es in den letzten zwei Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergessen; er gehörte mit zu jenem Kreise auserlesener Menschen, die, aus der Entfaltungszeit der Restauration stammend, dieser und der Juliepoche ihren Glanz verliehen und in der darauf folgenden Sittenverfallsepisode immer die Prinzipien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten. Dieser Kreis, der auch im gesellschaftlichen Leben meist zusammenhielt und zu dem sich in den letzten Jahren der Venetianer Manin als ein würdiges Mitglied gesellte, ist heute beinahe ausgestorben und auf dem Père Lachaise zu seinen Vätern, zu Manuel, Foy, Benjamin Constant versammelt. Die Männer dieses Schlages leben heute nur noch sporadisch in Frankreich — oder im Exil — aber sie leben noch und werden wohl auch Nachkommen haben. Mit den Skizzen und Biographien, die wir hier veröffentlichten, haben wir vorzugsweise Das beweisen wollen, daß solche Männer im heutigen Frankreich noch athmen und daß

Frankreich wohl noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoralische Treiben ist uns eben so verhaßt, wie den Moralisten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalte aburtheilen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; — aber eben diesen Moralisten und den noch moralischeren Zeitungsartikeln, den unendlichen, gegenüber ist es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerksam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Aktienschwindel und jeder fraudulöse Bankerott zur Würde eines historischen Sittlichkeitssymptoms erhoben wird.

Allein wir wollen uns hier nicht tiefer einlassen auf die „kulturhistorischen Studien" — in Deutschland ist jetzt Alles Kulturgeschichte — um uns nicht zu weit von unserm Gegenstande zu entfernen. Auch würden wir zu sehr in der Gegenwart, im Momente stecken bleiben, während ich den Leser, der mich auf diesen Wanderungen begleitet, zu einem Ausfluge in frühere Jahrhunderte aufgelegt wünsche. Wir sind an der Schwelle des Ricard'schen Ateliers stehen geblieben; ein Schritt über diese Schwelle, und wir stehn in der guten Zeit der alten Malerschulen; mit dem einen Schritte haben wir zwei und drei Jahrhunderte zurückgelegt.

Gustav Ricard — der, wenn er eben in seiner Anachoretenstimmung ist, uns mit Gebrumm oder gar nicht, wenn er aber was Schönes gemacht hat, mit einem italienischen oder einem fürchterlich schlecht ausgesprochenen deutschen Gruße und mit einem Katarakt von Witzen empfängt — Gustav Ricard, heute ungefähr 34 Jahre alt, ist in Marseille geboren und stammt aus der florentinischen Familie Riccardi, welche vor drei Jahrhunderten in Folge politischer Unruhen ihre künstlerische Heimat verlassen hat. Sein schwach bemittelter Vater konnte bei einer zahlreichen Familie auf die artistische Erziehung des aufgeweckten und frühes Talent verrathenden Knaben nicht viel verwenden, und er mußte sich mit einer kleinen Zeichenschule begnügen. Auf

sich selbst und auf eine höchst ärmliche Farbenschachtel angewiesen, mußte sich Gustav Ricard so zu sagen die Malerei selbst erfinden und machte er die ganze Entwickelungsgeschichte der Kunst, von der ersten Cimabueschen Naivetät bis zur vollendeten venetianischen und flandrischen Pracht, an sich selber durch. In Marseille finden sich noch Studienköpfe, von welchen man glauben könnte, daß sie aus der Zeit vor Raphael, oder vor Masaccio stammen. Ricard hat sie in seinem fünfzehnten Jahre gemalt. Seit damals hat er andre Köpfe geliefert, welche ein wenig geschickter Fälscher in Tiziane oder auch in Van Dycks verwandeln und als solche verkaufen könnte. — Die ersten bedeutenden Bilder, die ihm zu Gesicht gekommen, sind die Rubens in der Marseiller Galerie; diese im Verein mit dem mittelländischen Meere und dem provenzalischen Himmel haben wohl viel dazu beigetragen, in ihm jenen hohen Farbensinn zu entwickeln, der ihn zum größten Koloristen Frankreichs macht. Vielleicht hat er alle Ursache, die Umstände zu segnen, die ihn verhinderten, eine andre Primär-Schule durchzumachen, die ihn nicht in das Atelier eines Pariser Malers brachten, wo er einen Dutzendunterricht erhalten und auf die Worte des Meisters schwören gelernt hätte, oder gar in die Akademie, die sein Auge geblendet und seinen Geist in Schnürstiefel eingeschnürt haben würde. Gezwungen, selbst zu sehen und zu prüfen, das Gesehene und Geprüfte mit selbstgefundenen, nicht überkommenen Mitteln wiederzugeben, hat sich sein Geist an eine Forschungsweise gewöhnt, die sich auf alle Gegenstände der Kunst und des Lebens erstreckte und aus ihm einen Künstler machte, der sich durch Das auszeichnet, was den meisten seiner Zeit- und Lebensgenossen fehlt: durch Individualität, eigne Anschauungsweise, eigne Mittel und endlich — durch den Gedanken. Erst spät kam er nach Paris, wo er einige Ateliers durcheilte, um sich desto eiliger in seine eigentliche Schule, in sein eigentliches Vaterland, nach Italien zu flüchten. Florenz, Parma, Bologna, Venedig, Rom — arme unschuldige Künstlerseele, welche von einer Schule der andern, einer Theorie, einem

Künstler dem andern zugeworfen wird wie ein Spielball. Das Faustische Suchen, Streben, Irren, Hoffen, Wissen, Zweifeln und Verzweifeln beginnt; Bilder, Bücher, Menschen und Natur müssen heran und Fragen auf Fragen hören — aber wie selten geben sie Antwort. Die Famuli Wagner haben es immer und überall gut, auch in der Malerei; sie wissen viel und glauben, Alles wissen zu können. Aber es gibt andre Maler, die, mit dem Pinsel in der Hand, der Natur gegenüber so hochtragisch anzusehen sind, wie Faust vor der Bibel, oder mit dem Messer das Lebensprinzip suchend vor einer Leiche, oder wie ein Paracelsus vor seinen Retorten. Ja, sie haben es in vieler Beziehung schlimmer als alle die geängstigten Gemüther, die ausrufen: Was ist Wahrheit? denn ihrem suchenden Geiste offenbart sich eine Doppelerscheinung, stellen sich zwei mächtige Gewalten zugleich dar, die Beide gleiche Rechte geltend machen, denen Beiden er sich als leib- und seeleneigen bekennen muß: Die Wahrheit und die Schönheit. Welch ein Kampf des ganzen Gedanken- und Seelenlebens, bis er die Beiden vereint erblickt in dem Einen: im Ideal.

Von der Theilnahme an diesem rühmlichen Kampfe hat Ricard in seiner ersten Zeit in vielen Köpfen Zeugniß abgelegt. In Rom hinterließ er das Porträt des Herrn Landsberg, das die Künstlerwelt in Aufregung brachte, und ging nach Venedig, um sich dort zu dem Maler auszubilden, der in der Ausstellung des Winters 1850—1851 mit dem Porträt der Madame Sabatier[1] plötzlich eine Berühmtheit wurde. Der Schreiber dieser Zeilen wohnte diesem Triumphe bei und hat das interessante Schauspiel mitangesehen, wie man in Paris über Nacht une des gloires de la France wird. Das Bild war noch auf der Staffelei, als man schon in allen Ateliers von der Wiederauffindung der italienischen Farbe sprach. Die Maler eilten herbei, um es zu sehen, und um nicht zu gestehen, daß sie es studiren wollten, wie man auf einer italienischen Reise studirt. Meissonier, jenen Maler

[1] Nicht, wie man allgemein glaubt, die berühmte Sängerin Mad. Unger-Sabatier. [M. H.]

der kleinen Bilder, die den Stempel der Unsterblichkeit tragen, habe ich vor dem Bilde in Ekstase gesehen. Die Ausstellung machte diesen Triumph in der Künstlerwelt zu einem allgemeinen. Heberts poetische, elegische „Malaria“ (heute im Luxembourg), Courbets Epoche machendes „Begräbniß,“ welches die realistische Schule einweihte, konnten die Aufmerksamkeit der Kenner von der Dame mit dem Hündchen auf dem Schooße, mit den klaren Augen, mit dem Stumpfnäschen nicht abziehen. Ricard hatte das Problem gelöst, wie man ein Porträt mit jenem historischen Reiz, mit jener Unsäglichkeit ausstattet, die sonst nur die Porträts der großen Zeit auszeichnet. Mit diesem einen Porträt stellte er sich hoch über die meisten Porträtmaler unsers Jahrhunderts; er manifestirte sich darin, wie die Giorgiones, Tiziane, Velasquez, Van Dycks, wie alle größten und wahrhaft großen Porträtisten als Historienmaler. Der aber ist der wahrhaft große Porträtist, der erkennt oder erfühlt, daß sich in jedem Gesichte, wie die Sonne im Thautropfen, die ganze Zeit abspiegelt. Weiß er es mit dieser Wiederspiegelung wiederzugeben, dann hat er sich zum Range eines Historienmalers aufgeschwungen, dann erzählt er uns und der Nachwelt mit einem Gesichte mehr, als eine große Leinwand voll Haupt- und Staatsaktionen zu erzählen vermag. Hat nicht Ingres mit dem Kopfe Armand Bertins, des Besitzers des Journal des Debats, mehr und deutlicher vom Triumph und Selbstbewußtsein des Bürgerthums erzählt, als Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre? — Solche Porträtirkunst stößt in unsrer Zeit auf größere Schwierigkeiten, als man in den Zeiten Leonardo's, Giorgione's, Van Dycks gekannt hat. Die zweite Hälfte des fünfzehnten, die erste des sechzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Wiedergeburt, des allgemeinen Erwachens, des Umsturzes aller alten Anschauungen und Systeme, des neuen Staatswesens, der neuen Völkerwege und Ziele, der neuen Künste und Wissenschaften, bildete in allen Schichten so viele ausgesprochene Charaktere aus, wie sie in solcher Anzahl keine andre Epoche der Weltgeschichte aufzuweisen hat. Diese

venetianischen Senatoren, welche Throne vergaben; diese Borgias, Roveres, Medicis auf dem päpstlichen Throne; diese Braccianos, Colonnas, Trivulzis mit Genossen — Männer, die keine Schwierigkeiten kannten, wenn es sich um Erreichung irgend eines Zieles handelte, welche den zarten Dichter, den großen Maler, den weisen Platoniker und den Bravo gleich sehr zu schätzen wußten, Männer der Gewaltsamkeit, der großen Pläne, des Verbrechens und der Kunstsinnigkeit mußten ebenso wie die Pulcianos, die Leonardos, Picos, Savonarolas ausgesprochene Physiognomien haben. Und die Frauen, die die Dichter liebten, den Ehrgeiz der hunderttausend Ehrgeizigen anstachelten, voll Leidenschaft und voll zarten Gefühles waren und dabei begabt mit der Fähigkeit, Gift zu mischen — wie die ausgesehen, davon gibt uns die Mona Lisa Leonardo's sichere Kunde. — Dem Jahrhundert des Erwachens und der Gewaltsamkeit folgte das Jahrhundert der großen Intrigue, dem die Jesuiten in ihrer Blüthe Stimmung und Charakter gaben; „ihr Roman," wie es Michelet nennt, war in vollster Entwickelung. Viele Nachzügler des früheren Jahrhunderts liefen durch dieses. Velasquez fand des Interessanten und Charakteristischen genug in den Habsburgischen Chilperichen Spaniens, Van Dyck in den Dogenabkömmlingen Genuas, und in den Kavalieren Karls I., des Prädestinirten. In die siegreichen Niederlande hatte sich die Freiheit gerettet, und wie Giorgione, Tizian, Tintoretto die Republik malten, „welche," wie Jesaias von Tyrus sagt, „Kronen spendete, deren Kaufleute Fürsten waren und deren Händler die Geehrten der Erde," so fanden Rembrandt, Van Dyck, Helst die großmächtigsten Generalstaaten, die klugen Diplomaten, Bürgermeister, Zünfte, Großpensionäre, ruhmvollen Admiräle, alle mit ihren behaglichen, wie holländische Häuslichkeit breit und gemächlich blickenden Hausfrauen, voll bürgerlich-patrizischen Bewußtseins. Es war schwer, nicht Geschichte zu malen, wenn man ein solches Gesicht des sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts abkonterfeite. Wie schwierig ist es hingegen, ein bedeutsames, modernes Porträt zu liefern. Die demokratische

Weltgeschichte ist auch in diesem Punkte konsequent geblieben und hat auch in den Physiognomien nivellirt und gleich gemacht. Es ist gleich schwer, in modernen Gesichtern das Individuelle herauszufinden, wie das für die Zeit allgemein Charakteristische. Die Maler klagen über das allerdings scheußliche Kostüm — aber, wären nur die Gesichter anders, die Tracht würde als Nebensache verschwinden. — Nur der Künstler von sehr großem Genie kann aus einem modernen Porträt ein historisches machen; und diese dunkle Erkenntniß war es, die dem ersten großen Porträt Ricards, jenem obengenannten der Madame Sabatier, die große Anerkennung verschaffte. Wenn Ingres mit seinem Armand Bertin die Juliepoche, die Rue Laffitte und Chaussée d'Antin gemalt hat, so hat Ricard die Geschichte fortgesetzt und das Quartier Breda und mit diesem eine ganze herrschende Seite unsrer Zeit gemalt.

Wir halten uns bei diesem Bilde auf, weil es Ricards Anfang gewesen und für ihn und seine ganze Richtung bezeichnend geblieben ist und weil wir uns natürlich auf die Beschreibung zahlreicher Porträts nicht einlassen können. Nach jenem Erfolge eilten die schönen, oder schön sein wollenden Weiblein dem Atelier Ricards zu, und es war Gefahr da, daß die Winterhalter und Dubufe's überflügelt werden. Aber Ricard, wie schön er auch Stoffe und Spitzen zu malen versteht, konnte sich nicht dazu hergeben, Illustrationen zu Modezeitungen zu verfertigen. Er verstand das Schöne anders als diese Damen und ihre Anbeter aus dem Café Tortoni, und Winterhalter und Dubufe waren gerettet; die Bank und die alte und neue Aristokratie kehrten wieder zu ihnen zurück. Das war ein Glück für Ricard und seine Kunst. Er wählte seine Modelle, und so entstand eine Reihe von Studienköpfen, die in dieser Zeit vergebens ihres Gleichen suchen. Ich nenne nur den sogenannten deutschen Studentenkopf, den vielbewunderten weiblichen Rothkopf, das Mädchen, das im Schaufenster des Bilderhändlers in der Rue Laffitte Volksaufläufe verursachte, die beiden Medaillons der Töchter des Herrn Laffitte, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheim-

liche Dame, die auf der allgemeinen Ausstellung so viel Glück machte und das Motiv zu einem Romane wurde 2c. Wie einfach in den Mitteln, wie groß in der Ausführung und wie mannigfaltig im Charakter sind diese Bilder. Seine Neider und Feinde nennen ihn eben dieser Mannigfaltigkeit wegen einen Eklektiker, der sich an zu verschiedene Schulen anlehne. Wie thöricht! Als ob Van Dyck, nachdem er sich in der Welt umgesehen, nicht auch Flamänder, Italiener und er selbst zugleich gewesen wäre; als ob man einem Dichter einen Vorwurf daraus machen könnte, daß er in diesem Gedichte dieses Versmaß, in jenem jenes anwendete. Je nach dem Charakter seines Modells ist seine Malerei allerdings jetzt venetianischer, jetzt holländischer, manchmal sogar ein wenig à la Greuze — wie z. B. in dem Bildchen einer reizenden, vierzehnjährigen Wienerin, das uns eben von der Staffelei anlächelt — aber trotz Venetianern, Holländern und Franzosen steht immer die unabhängige, selbst sehende und schaffende Persönlichkeit des einen Künstlers hinter diesen Bildern.

Bezeichnend für einen Porträtmaler ist es, welches Publikum sich um ihn bildet, welche Klienten ihn vorzugsweise aufsuchen. Da ist es denn als ein ausgesprochenes Urtheil über Ricard zu betrachten, daß er vorzugsweise von Künstlern und künstlerisch gestimmten Menschen aufgesucht wird. Ich habe selbst die Porträts der ausgezeichneten Maler Hebert, Meissonier, Chenevard auf Ricards Staffelei gesehen — eben so die Porträts Ferdinand Hillers, Theodor Gouvy's, Wilhelmine Clauß' 2c. Frau von Calergi, von der schwer zu sagen, ob sie mehr Künstlerin oder schöne Frau ist, das trefflichste Modell für die größten Koloristen, die Heine so bizarr als weißen Elephanten, Theophile Gautier nicht weniger barock als Symphonie blanche besungen hat, malte Ricard zweimal, einmal, wie sie, ein ander Mal, wie er es gewollt. Das zweite Exemplar ist ein Bild geworden, dessen sich Paul Veronese gerühmt haben würde. Dort hängt es an der Wand, und man begreift, daß sich der Schöpfer von einer solchen Schöpfung nicht trennen könne.

Bleiben wir mit diesem Bilde im Atelier, und sehen wir uns um. Wir kommen in einem glücklichen Augenblicke: die Staffeleien sind aufs Reichste und Mannigfaltigste ausgestattet. Neben jenem reizenden Mädchen à la Greuze, der verkörperten Poesie des anbrechenden „Backfischthums," das so frisch in die Welt sieht, daß es der Maler „cinq heures du matin" nennt, das Bild einer wunderherrlichen Frau, über deren Gesicht der Zauber ewiger Jugend und ewiger Weiblichkeit ausgegossen ist; der Reiz inniger Lebensfülle, trotz dem leidenden Zuge um den Mund, von dem jene melancholische Stimmung ausgeht, die wir fast bei jedem Kunstwerke wünschen. Welch einen Kontrast bildet diesem milden Antlitz gegenüber der blondlockige, rundwangige Knabe, der sich vor Jugend und Geist kaum im Rahmen halten kann — und dieser herrlichen Gruppe gegenüber wieder welch ein Kontrast in dem Bilde des berühmten Bankiers Mr. Blunt! Es ist Das derselbe Mr. Blunt, der Herrn Mires, welcher in einer Versammlung von den barons de l'industrie gesprochen, geantwortet, er habe bis jetzt in dieser Beziehung nur von „Chevaliers" sprechen hören. Diese Antwort charakterisirt ihn. Es ist der englische Finanzmann, der die Phrase wie den Schwindel haßt, sicher auf sich selber steht, unbekümmert, welchen Titel man ihm gebe, im Bewußtsein seines Berufes, seiner Macht und seiner Solidität. So steht er in dem Ricard'schen Bilde vor uns, die Poesie der Positivität, die Poesie unsrer Zeit und das herrschende Prinzip. Klugheit, Ruhe, etwas Kälte, aber Sicherheit, die ein wohlthuendes Vertrauen einflößt und dem Ganzen eine gewisse Gemüthlichkeit verleiht, sprechen aus dieser Gestalt, die ungenirt und in der ganzen Welt zu Hause, den einen Daumen in das Achselloch der Weste gesteckt, aus der Leinwand wie aus der Thür des marktbeherrschenden Bureaus tritt. — Mächtiger erweckt ein größeres und glänzenderes Porträt unsre Aufmerksamkeit. Wir enthalten uns jeder Charakteristik, denn mit diesem Gesichte müßten wir die ganze Zeit vom Staatsstreiche bis auf unsre Tage und müßten wir vorzugsweise den französischen Senat charakterisiren, wozu

wir uns nicht berufen fühlen. Es ist Das das Porträt des Mannes, der den Muth hatte, Tacitus Lügen zu strafen, er, der selber ein großes Stück bestätigenden Kommentares des unglücklichen Römers darstellt; es ist Das das Porträt des Präsidenten des Senates, des Herrn Troplong. Wir sagen nichts darüber, nur daß Ricard hier mit einem meisterhaften Bilde zugleich ein so wahres Stück Geschichte geliefert, wie irgend Jemand, der in diesem Augenblicke im Geheimen taciteische Memoiren schreibt oder wie Procopius eine doppelte Geschichte.

Sehen wir uns weiter um in dem Atelier. Eine Atmosphäre von Poesie durchweht die weiten Räume. Da ist nichts Absichtliches, nichts Arrangirtes, auch nichts von dem industriellen Wesen, das so viele Pariser Ateliers auszeichnet; wohl aber fühlt man sich in einer Werkstätte des Geistes. Alles sagt: hier wird gedacht, gestrebt, gekämpft und Schönes geschaffen. Alte Tapisserien bedecken die hohen Wände; über diese hängen vielfache Freundesporträts, allerlei Meisterwerke anderer Meister, wie z. B. ein Adrian Ostade, ein höchst merkwürdiger Studienkopf von Ingres, ein unbekannter Venetianer, welche alle Ricard, ein eben so trefflicher Kenner als Maler, in den Trödlerbuden aufgestöbert hat. Eine lange Reihe von Kopien läßt uns einen Blick in die Studien thun, die Ricard durchgemacht hat, bis er auf diese Höhe gelangt ist. Da hängen Kopien nach Tizian, Veronese, Bonifaz, Rubens, Rembrandt (die nächtliche Ronde), Claude Lorrain u. A., sämmtlich Meisterstücke der Kopie. Kein moderner Maler hat es verstanden, so die Werke der alten großen Vorgänger nachzudichten, sich so in ihr Wesen hineinzuleben, so ihre subtilsten und unfaßbarsten Geheimnisse zu erfassen. Den alten Robert Fleury sah ich in Begeisterung vor einer Ricard'schen Kopie eines Bonifaz stehen; er wußte nicht, von wem sie herrührte, und rief aus: Ich hätte nicht gedacht, daß ein Moderner Das zu leisten im Stande sei! — In der That gibt es gewisse Farbenwunder, die heut zu Tage nur Ricard thun kann, und diese Wunder werden noch wunderbarer, wenn man

sieht, wie er die Farbenmittel, mit denen er sie vollbringt, immer mehr und mehr auf ein Minimum beschränkt.

Es gehört mit zu den schönsten Genüssen, in einem Winkel dieses Ateliers zu sitzen, seine Cigarre zu rauchen und zuzusehen, wie Ricard mit der sehr wenig bunten Palette die Wunder thut und wie er zugleich durch ein geistvolles, immer anregendes Gespräch das innerste Wesen auf das Gesicht des Modells herauszuzaubern versteht. Ricard ist nämlich einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Gesellschafter und Plauderer des heutigen Frankreich. Der Fremde glaubt in ihm das Modell jener Gesprächshelden und Meister zu erkennen, welche Frankreich so konversationsberühmt gemacht haben. Aber der Fremde irrt. Ricards Gespräch ist von ganz anderer Natur: die Unterhaltung, das Sprechen ist ihm nicht Selbstzweck; eben so wenig will er glänzen. Er wiederholt sich nicht, er hat kein Repertoire von Witzen und Geistreichheiten, er ist nicht frivol, wie jene berühmten Meister der Konversation. Bei ihm strömt das Gespräch aus, der Fülle des Geistes, des Gemüthes und der Phantasie; er ist in jedem Augenblicke neu angeregt und immer produktiv. Derselbe Mensch, der jetzt wie ein Kind gelacht, mit Kindern kindische Späße gemacht oder ein Feuerwerk sprühender Witze hat aufsteigen lassen, derselbe Mensch kann einen Augenblick später auf die kleinste Veranlassung die sinnigsten Aphorismen über menschliche Verhältnisse, die tiefsten Theorien über Kunst, die umfassendsten Aperçus über die höchsten Interessen aussprechen. Ist er jetzt der geistreichste Dialektiker, so ist er wieder den Augenblick später Das, was man seit Goethe „eine Natur" zu nennen liebt — ist er jetzt der Kritiker, der die geheimsten Ursachen der räthselhaftesten Wirkungen aufzusuchen versteht, so ist er gleich darauf wieder der ursprüngliche, unbewußt schaffende Poet in aller Frische und Unmittelbarkeit, ohne die geringste angekränkelte Blässe des Gedankens. — Mit einem solchen geistigen Wesen und mit einer sehr einnehmenden Persönlichkeit ausgestattet — Ricard sieht so aus, wie sich ein Romantiker gern einen Künstler

des sechzehnten Jahrhunderts vorstellt — könnte er in der Pariser wie in jeder andern Gesellschaft große Eroberungen machen und sich leicht mit einem Kreise von Freunden, Bewunderern und Protektoren umgeben, wenn er nicht ein Anachoretencharakter und in vieler Beziehung ein Fremdling in unsrer Zeit wäre. Wenn die Klöster so wären, wie man sie gern schildert, wäre er wohl in ein Kloster gegangen; wenn sein strebender und hungriger Geist nicht immer neuer Nahrung bedürfte, wenn er nicht im Grunde ein Mensch wäre, der mit allen Nerven am ganzen Leben hängt, er hätte sich längst in die Einsamkeit oder in irgend eine geschlossene Brüderschaft zurückgezogen — wie einst Fra Angelo oder Fra Bartolommeo. — Am Liebsten, sagte er einmal, möchte ich in einem Kloster leben und meine Brüder umsonst malen. — Aber damals saß ihm eine dicke Frau, die um jeden Preis sehr modern und elegant gemalt sein wollte. Man gebe ihm ein schönes und sinniges Modell, und die Erde hat ihn wieder. — Sein Atelier, ein kleiner Kreis von Freunden, die interessanten Gesichter, denen er in der Straße begegnet, sind seine Welt; Malen, Lektüre, ein anregendes Gespräch, ein Ausflug nach Italien oder in die Galerien Deutschlands und der Niederlande, eine Reise zu einem deutschen Musikfeste ist sein Leben. Mit einem Worte: Person und Wesen und Leben stimmen harmonisch mit den Schöpfungen; beide sind schön, beide eines großen Künstlers.

Wir verlassen das Atelier des größten französischen Porträtmalers. Verlassen wir es! — Denn wie viel wir noch über ihn und seine Art, zu malen, sagen könnten, wir können dem Leser doch keinen eigentlichen Begriff von seinen Bildern geben. Auf ihnen liegt jener unsagbare Reiz, jenes mit Worten Unausdrückbare, das jedes Werk eines ächten Künstlers charakterisirt, das uns sogleich daraus entgegenweht und uns sagt: Siehe! Hier ist Schönes, Bedeutendes! — das nicht errathen werden kann, ehe es da ist, und nicht analysirt, w e n n es da ist. Der Kritiker kann jeden Pinselstrich beschreiben, jeden Vers zerlegen, jede Musiknote aufzählen — aber den gewissen Duft eines Kunstwerkes kann er

nicht wiedergeben, und am Ende muß er auf das Kunstwerk selbst verweisen: Sehet, leset, höret! Genug, wenn er der Herold des wahrhaft Schönen ist. — Aber, fragt der Leser erstaunt, dieser große Künstler Ricard hat nichts gemalt als Köpfe? — Nichts als Köpfe oder auch ganze Gestalten; aber wahrlich, ich sage dir, o Leser, Giorgione wäre Giorgione auch ohne die großen Leinwande, auf denen sich mehrere Figuren zusammenfinden, Van Dyck wäre Van Dyck auch ohne seine Heiligenbilder und Velasquez Velasquez selbst ohne sein großartiges Lanzenbild und selbst ohne das wunderbare Bild der Spinnerinnen. Das ganze berühmte Madonnenbild Murillo's in dem großen Saale des Louvre ist nicht so viel werth, als die wenigen bescheidenen Köpfe, die sich unten, links in einem Winkel des Bildes befinden. Und wahrlich, ich sage dir ferner: Wer einen Kopf so malen kann wie Ricard, der kann Alles.

III.

Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus.

Von Ricard zu Hebert ist nur ein Schritt. Vor einigen Jahren, da sie erst viel versprechende, junge Künstler waren, nannte man sie nur zusammen, da sie zu gleicher Zeit auftraten und zu gleicher Zeit berühmt wurden. Nach und nach, da sie aus hoffnungsreichen Jünglingen fertige Künstler wurden, da sich ihre Individualitäten immer entschiedener aussprachen, wurde auch die Entfernung zwischen Beiden immer größer, und wie sie heute dastehen, haben sie nichts mehr mit einander gemein. Heberts Entwicklung ist in so fern interessanter, als man schon in seinen frühesten Bildern dieselbe Persönlichkeit, dieselbe Art, zu sehen und zu fühlen, entdeckt, welche in seinen vollendetsten

Werken so wohlthuend, so sympathisch auftritt und ihm einen ausgezeichneten und auszeichnenden Stempel aufdrückt. In den Sälen der Akademie der bildenden Künste umherwandernd, betrachtete ich einmal eine lange Reihe von Bildern, welche den Verkauf Josephs durch seine Brüder darstellten. Sie waren sämmtlich schülerhaft ausgeführt, aber eines unter ihnen fiel mir durch sein nach milder Harmonie strebendes Kolorit und durch eine über das Ganze ausgegossene Melancholie auf und erinnerte mich zugleich, trotz seiner Schülerhaftigkeit, an die schönsten Bilder Heberts — und in der That war es sein Konkurrenzbild, mit dem er vor langer Zeit über alle diese rechts und links aufgestellten Bilder den Preis, den römischen Preis, le grand prix de Rome, davon trug. Seit jenem Bilde hat Hebert nicht aufgehört, Fortschritte zu machen, und hat auch, durch alle durchgemachten Phasen, nicht aufgehört, er selbst zu sein. Die bereits große Reihe seiner Genre-, Historien- und Porträtbilder macht gewissermaßen ein Ganzes, ein einziges Kunstwerk, wie Das bei den gesammten Kunstwerken ausgesprochener Charaktere, trotz aller Umwege der Entwicklung, trotz Suchen und Irren immer der Fall ist. Wer ein Ohr hat, wird Beethoven sogleich erkennen, ob er nun die d-moll oder die d-dur Symphonie höre — die doch beide so sehr verschieden sind. Das Charakteristische der Hebert'schen Bilder liegt nicht in Aeußerlichkeiten; nicht gewisse Farbentöne, nicht Einförmigkeit des Gegenstandes ist es, die sie sogleich erkennen läßt: es ist ihr innerster Charakter, es ist eine in Farben und Formen nach außen gekehrte, manifestirte Innerlichkeit eines gewissen einzelnen und einzigen Menschen; es ist das ethische Wesen einer Persönlichkeit, die sich so und nicht anders ausdrücken kann und die sich anders als jeder Andere ausdrücken muß. Dieses Charakteristische aber ist eben deßhalb, weil es seiner Natur nach ausschließlich ist, sehr schwer in Worten auszudrücken. Man kann in einem solchen Falle nur allgemeine, wenig bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, die eben so gut auf einen andern Künstler übertragen werden können, ohne daß

die Beiden eine innerliche Aehnlichkeit haben müßten. Sagen wir also: Melancholie der Physiognomie sowohl wie des ganzen Gegenstandes und eine überaus wohlthuende, milde, gedämpfte Harmonie der Farben — Abwesenheit jedes Geschreies und jeder Effekthascherei — so haben wir Hebert nur in seiner allgemeinsten Tugend bezeichnet. Am Besten thut man wohl, man geht in den Luxembourg und vertieft sich in seine Malaria. Ich habe noch Niemand gesehen, den dieses Bild nicht auf den ersten Blick ergriffen und nach und nach mit einer sanften, wohlthuenden Trauer erfüllt hätte. Die Barke, die mit Männern, Weibern und Kindern dahinfährt über die Gewässer der pontinischen Sümpfe, erscheint wie ein trauriges Symbol der Lebensreise; der Luft sieht man es an, daß sie den Tod in ihrem Schooße trage. Aber dieser Tod ist jener Tod des Liedes, der da singt:

O, ruhe mild,
Ich komme nicht, zu strafen,
Ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen.

Die Trauer der Dahinfahrenden ist die schöne Trauer der Ergebung — der Kampf ist aufgegeben, und die Menschen neigen das Haupt, wie verwelkende Blumen. Eine wilde Physiognomie, ein schreiender Pinselstrich, ein greller Sonnenstrahl hätte den Einklang, die tiefempfundene künstlerische Einheit dieses Werkes gestört. Hebert hat sich vor Dergleichen gehütet, obwohl ein solcher Schrei, ein solcher Kontrast das Bild auffallender, lärmender, zudringlicher gemacht hätte, obwohl solche Mittel seit lange in der französischen Schule traditionell sind und man sie gewissermaßen als nothwendig betrachtet. Hebert hat dem schlechten Geschmacke nicht die geringste Konzession gemacht, er hat sich nicht einen Augenblick verleugnet, und dieser Heroismus einem Pariser Publikum gegenüber hat die schönsten Früchte getragen. Die Malaria ist ohne Knalleffekt ein populäres, geliebtes Bild, Hebert ist in seinen Grundsätzen bestärkt worden. Er hat von

vornherein gezeigt, wie ernst es ihm mit sich und seiner Kunst sei, und hat sich von Anfang an das Vertrauen und die Achtung der Kenner, der Kunstwelt und des Publikums erworben. Die erwähnte Selbstverleugnung ist um so mehr anzuerkennen, als Hebert ein Schüler Delaroche's ist und dieser Meister — man kann es nicht leugnen — seinen Effekt durch melodramatische Gegenstände und auffallende Anordnung hervorzubringen suchte. Damit aber der Leser durch Erwähnung der farblosen Schule Delaroche's nicht irre geführt werde, will ich gleich hinzufügen, daß Hebert unter den heutigen Malern Frankreichs als einer der größten Meister in der Farbe genannt werden muß. Das Bild, das wir in seinem Atelier finden, wird uns sein Recht auf diese Ehre klar machen.

Wir steigen Rue Navarin Nro. 11 drei Treppen hoch. Ein dunkles, beinahe bronzenes, farbloses, von langen schwarzen Haaren beschattetes Gesicht lächelt uns einen freundlichen Gruß zu; das Lächeln wie die tiefschwarzen und feurig leuchtenden Augen sagen uns, noch ehe ein Wort gesprochen, daß wir es hier mit einem feinen, gebildeten Geiste zu thun haben. Die ganze, wir möchten sagen verbrannte, basaltene Erscheinung läßt auf große Leidenschaftlichkeit schließen; aber die Ruhe und Milde des Benehmens stellen sofort wieder die Harmonie zwischen den Bildern und ihrem Schöpfer her, die einen Augenblick lang in unsern Gedanken gestört war. In der That sollte man von einem Maler mit solcher Physiognomie wilde Bilder à la Delacroix erwarten — aber es geht wie immer. Bei näherer Bekanntschaft entdeckt man die Züge des Kindes im Vater, des Vaters im Kinde. Wenn Hebert wirklich ein Vulkan ist, wie er aussieht, dann sind seine Produkte die Lacrymae Christi — milde, süße, poetische Produkte voll innern Feuers. Daß dieses Feuer zusammengehalten, daß wilde Ausbrüche vermieden, daß es zu einem innern gemacht und zur Beseelung seiner Gestalten benutzt wird — Das ist eben Sache des großen Künstlers — und zumeist des großen Künstlers, der die Gaben der Natur nicht im rohen,

naiven Zustande gelassen, der sie und sich gebildet, der denken und die Welt und sich selber als außer ihm betrachten gelernt. So oft wir ein Werk Heberts gesehen, muthete uns etwas wie Bildung daraus an und empfanden wir, daß ein Unterschied sein müsse zwischen ihm und den Malern, die sich einbilden, es sei genug, wenn man nur mit dem Pinsel umzugehen wisse, und deren es heute in Frankreich Hunderte gibt. Hebert hat seine ganze Jugend, nach dem strengen Willen des Vaters, wissenschaftlichen Studien gewidmet. Er ist in Grenoble geboren, und in der französischen Provinz erschaudert noch heute jede Familie vor dem Gedanken, durch einen Künstler in ihrem Schooße entehrt zu werden. Künstler heißt noch immer so viel als Vagabund, Hungerleider, Lump. Kein Wunder, daß man Hebert zu einem Brodstudium zwang, trotz dem ausgesprochensten Künstlerberuf. Mit einer außerordentlichen Energie bewältigte er die innern Widersprüche, die sich gegen die aufgezwungene Laufbahn erhoben; die Trockenheit der juristischen Studien suchte er sich durch wissenschaftliche Behandlung derselben genießbar und durch gleichzeitige Beschäftigung mit der schönen Literatur erträglich zu machen. So stand er mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Advokat, als gebildeter und als unabhängiger Mensch da. In seiner Freiheit machte der Künstler in ihm sein Recht geltend; er nahm wieder Stift und Pinsel zur Hand, die man ihm vor Jahren entwunden hatte. Plötzlich verließ er das Palais de Justice, das für ihn in allen Räumen nur salles des pas perdus hatte, und mit derselben Energie, mit der er Juristerei studirte, und mit mehr Liebe, warf er sich auf die Malerei, und nach kurzer Zeit ist er aus den Schulen Delaroche's, der Akademie und der großen Schule Italiens als der fertige Meister hervorgetreten, der die Malaria schaffen konnte. — Das, was wir in Deutschland Objektivität nennen, jene Unparteilichkeit des Auges und Ruhe des Geistes, jene Herrscherfähigkeit der äußern Welt gegenüber, jenes Schweben über dem Chaos der Erscheinungen, das allein ein schöpferisches „Werde!“ ermöglicht, verdankt Hebert gewiß zum

großen Theile der Bildung, die er sich un peu malgré lui angeeignet. Kleine, unkultivirte Geister begreifen es nicht, wie bedeutenden Menschen Alles zu Nutze wird, was sie immer gelernt haben, welchem Stande sie immer angehören mögen.

Hebert ist so eben aus Italien, das er schon zu wiederholten Malen besuchte, zurückgekehrt. Zwei Jahre saß er in einem kleinen Dorfe, fern von Rom, mitten in den wildesten Apenninen. Die stereotypen Modelle Roms, ihr arrangirtes Kostüm konnten ihm, der nach Wahrheit strebt, nicht genügen; so entschloß er sich, italienische Natur, italienische Physiognomie und Tracht in ihrer eigenthümlichsten Heimat aufzusuchen, in der Wildniß und Einsamkeit, wo die ursprüngliche Naivetät im Bewußtsein des Modellmetiers noch nicht untergegangen. Auf seinem Tische finden wir noch die eben ausgepackten Bücher, die ihn in die Einsamkeit begleiteten, Homer, Xenophon, Luzian in der Ursprache und, um doch auch mit der lebenden Welt in Verbindung zu bleiben, die Revue des deux Mondes — auf den Staffeleien aber finden wir einen Theil der schönen Ausbeute dieser zwei der Kunst gewidmeten, mit Entsagung und Aufopferung ertragenen Jahre. Da sind zuerst: die Mädchen und Weiber am Brunnen. Zwei Mädchen kehren uns den Rücken und bücken sich über die gemauerte Einfassung, um Wasser zu schöpfen. Ein drittes Mädchen wartet, stützt den Arm in die Hüfte und sieht uns im Bewußtsein ihrer Schönheit und unnahbaren Jungfrauschaft mit großen Augen an. Neben ihr, am Fuß einer Mauer, sitzen zwei früh gealterte Weiber, mit den ihnen zukommenden, durchfurchten, verwelkten, zerstörten südlichen Gesichtern — die eben so gut gemüthlichen, märchenerzählenden Großmütterlein wie alten Hexen angehören können — denn die Elemente zu Beiden stecken in diesen italienischen alten Weibern. Sie plaudern gemüthlich mit einander, d. h. sie klatschen. Was klatschen sie? Sie klatschen offenbar über Das, was jene Jungfrau bewegt, so stolz in die Welt zu blicken. Sie unterhalten sich sotto voce gewiß von jenem bleichen, kranken, tief melancholischen Geschöpf, das wir

noch nicht erwähnt haben und das, halb im Schatten, auf der Brunneneinfassung allein und verlassen abseits sitzt. Sie hält ihr Gefäß in der Hand und wartet, bis die Andern fertig sein werden; jetzt wagt sie es nicht, sich zu nähern. Berührte sie beim Schöpfen eine von ihnen mit dem Arme oder nur mit dem Saume ihres Kleides, sie würde zurückgestoßen, beschimpft, mit Flüchen und Schmähungen überladen, als wäre sie eine Aussätzige. Die bei Seite Sitzende ist ein gefallenes Mädchen, und die Sitte in den Dörfern der Apenninen ist so furchtbar grausam. Keine von all den Anwesenden würdigt sie eines Blickes. Im Geheimen spricht man vielleicht ein Wörtchen mit ihr, bedauert man sie auch, aber öffentlich, am Brunnen, wird kein Mädchen, das sich achtet, nur einen Blick auf ihr ruhen lassen, aus Furcht, selbst in Verruf zu kommen. Das ganze Unglück der Verlassenheit liegt auf dem blassen, schönen, von Gram durchseelten Gesichte der Gefallenen. Der Mann, der sie verführt, hat sie verlassen; um sich nicht als den Schuldigen zu verrathen, kommt er ihr in ihrer Noth nicht zu Hülfe; Arbeit findet sie als eine Ausgestoßene auch nicht, so ist sie dem Hunger und Elend verfallen; ihr Unglück hat sie aufs Krankenlager geworfen — und so sitzt sie jetzt da, nothdürftig genesen, traurig schön und noch so jung und noch mit einem so langen Leben voll Gram und Einsamkeit vor sich. Alles dieses äußere und innere Unglück hat der Künstler mit wunderbarer Meisterhaftigkeit in wenigen Pinselstrichen auf dieses kleine Gesicht gebannt und in der Haltung ausgedrückt — aber poetisch gemildert durch die Schönheit, durch die Anmuth des Leibes. — Ceci, c'est votre signature! sagt ein Kenner, der eben da war, auf das Mädchen deutend. In der That würde man an dieser einen Gestalt Hebert unter tausend Bildern herauserkennen.

Seiner meist italienischen Stoffe wegen hat man Hebert schon oft mit Leopold Robert verglichen. Selten war eine Vergleichung so hinkend. Leopold Robert ist eigentlich sein Leben lang ein Schüler Davids geblieben. Seine David'sche Anschauungs- und

Darstellungsweise hat er auf moderne Gegenstände übertragen; seine Bauern und Fischer machten antike, akademische Stellungen — sehr schöne, edle, oft großartige antike Stellungen, mit einer Meisterhaftigkeit ausgeführt, daß man eigentlich die Natur vergaß, oder vielmehr, daß sie ganz natürlich erschienen. Aber man merkte doch die Absicht und die Schule, sobald man sich Rechenschaft über den Effekt ablegte, sobald man das Bild analysirte und in seiner Zusammenstellung belauschte. Man konnte genau sagen, warum diese Figur hier und nicht dort, so und nicht anders dastehe. Nach dem ersten prächtigen Eindrucke wurde man an den Meister erinnert, anstatt daß man ihn immer mehr hätte vergessen sollen. — Nichts von Alledem und das Gegentheil von Alledem ist bei Hebert der Fall. Schüler einer strengen Schule wie L. Robert (der Akademie und Delaroche's) hat er vor Allem die Schule vergessen, oder vielmehr ist er bei der Natur in die Schule gegangen, um die Traditionen, Regeln und hergebrachten Formen verdecken, verwischen zu lernen. Nirgends merkt man eine Absicht. Nur die Selbstbeherrschung, das Maß ist ihm aus der Schule geblieben. Leopold Robert hat so zu sagen die Statue, die ihm Modell stand, belebt; Hebert nimmt den Menschen selbst und gibt ihm manche der Eigenschaften, die ihm fehlen und welche die ideale Statue besitzt. Die Wärme, die alle seine Bilder athmen, sagt es deutlich, daß es sich hier nicht um Belebung, sondern um direktes, unmittelbares Leben handelt. Seine Auffassung ist eine ursprüngliche — seine Ausführung eine objektive. Es geht ihm mit der Natur, wie es jedem ächten Künstler geht, wie dem ächten Manne mit dem Weibe. Erst wird er von ihr erfaßt; dann besitzt er sie. — Auch was die Farbe betrifft, haben die beiden Verglichenen nicht die geringste Aehnlichkeit. Leopold Robert ist immer der Zeichner und Kupferstecher geblieben, der seine gezeichneten Figuren ausführte. Bei Heberts vortrefflich gezeichneten Bildern denkt man nicht an die Zeichnung; die Konturen verschwinden wie in der Natur, und die Farben des ganzen Bildes sind so zu sagen eine einzige Farbe, so sehr sind sie in

Harmonie mit einander, so sehr bilden sie einen einzigen Akkord. Daher wirken sie auch einheitlich als ein Ganzes, und wie man bei andern Bildern einzelne schöne Stellen bewundert, so ist man hier immer unter dem Eindruck des ganzen Bildes. Erst wenn man mit kalter Absicht prüfen und zerlegen will, erstaunt man, mit welcher Weisheit, mit welchem Geschmack die Einzelnheiten zu diesem Ganzen verbunden und verschmolzen sind.

Alles Das mußte dem Beschauer schon vor den italienischen Mädchen, die in der allgemeinen Ausstellung von 1855 so großes Aufsehen machten, klar werden; doch predigt dieses neue Bild, das wir vor uns sehen, noch lauter von den Vorzügen der Hebert'schen Muse. Wäre es nicht schon nach jenem Bilde ausgesprochen worden, man müßte es jetzt anerkennen, daß E. Hebert einer der größten Maler der jungen Generation ist und vielleicht insofern der größte, als er den Zeichner und Koloristen, die in Frankreich so sehr getrennt sind, in sich vereinigt, zugleich mit einer Individualität, die den abgedroschensten Gegenstand immer neu und eigenthümlich und immer schön und natürlich wiedergeben wird. Was uns aber vor Allem darauf aufmerksam macht, daß wir hier einen wirklich genialen, von aller falschen Genialität fernen Künstler vor uns haben, das ist das Maßvolle, Harmonische, Ruhevolle und Milde, das uns beim ersten Anblicke der Hebert'schen Bilder sofort befriedigend anmuthet — etwas von jenem Geiste, den wir aus Hermann und Dorothea und aus Tasso kennen. — Daß Hebert auch von den alten Meistern anerkannt werde, hat der Verfasser dieses Artikels selbst erfahren. Als Robert Fleury den Anfang dieser Wanderungen gelesen, fragte er sogleich, ob ich denn nicht auch über Hebert schreiben werde, und fügte hinzu: Qu'il ne me dise pas du mal de celui-là! Auch hüte ich mich, Böses zu sagen von Einem, den Akademiker und Delacroixisten gleich sehr anerkennen und dessen Bilder mich seit Jahren mit dem poetischsten Behagen erfüllten.

Neben dem genannten Bilde sehen wir in Heberts Atelier noch eine nackte Schöne auf weichen Kissen, noch eine Italienerin,

zwei Frauenporträts und das Porträt eines Knaben, der eine Armbrust in Händen hält. Allen diesen Bildern lassen sich dieselben Vorzüge nachrühmen, wie jenem großen Genrebilde. Die Nackte ist durch die Schönheit der Formen und die milde Beleuchtung ausgezeichnet, und das Knabenporträt erinnert an die schönen Prinzen- und Aristokratenbilder des siebzehnten Jahrhunderts. In Porträts war Hebert nicht immer so glücklich; er hat manchmal zu viel von seiner Poesie in das leibhaftige Modell übertragen und daraus ein Mittelding von körperlichem und schattenhaftem Wesen gemacht — doch hat er auch auf diesem Felde Ausgezeichnetes geleistet. Die letzte Ausstellung brachte ein Bild der Fürstin B.., das man für ein Porträt aus der schönsten italienischen Zeit hätte halten können, ein Bild voll lebendiger Hoheit und anmuthigen, weiblichen Stolzes.

Wir verlassen das Atelier Heberts in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn nächstens soll ein großes Bild, die bedeutendste Arbeit seines italienischen Aufenthalts, hier eintreffen. Wir wandern weiter, die Höhe des Quartier Breda hinan, der Avenue Frochot entgegen. Die Avenue Frochot ist eine kleine, schöne, mitten in Paris abgeschlossene, isolirte Welt. Die Häuser, aus denen sie sich zusammensetzt, sehen aus wie liebliche Villen; alte und junge Bäume und Blumenbeete und kleine Rasenplätze schmücken die Gärten und Gärtchen vor diesen Landhäusern mitten in der Stadt. Es sieht da aus, wie in einem reizenden Kurplatze, in dem sich Gesunde des Lebens freuen wollen. Man schließt das Thor der Avenue, und eine ganze Gemeinde ist abgeschlossen. Diese Gemeinde besteht meist aus Künstlern und Schriftstellern und Solchen, die künstlerischen Sinn haben. Noch vor einigen Jahren hauste Alexander Dumas daselbst — aber wo hat Der nicht schon gehaust! Die meisten dieser Häuser bestehen nach Norden zu aus großen Fenstern, Atelierfenstern — überall wohnen Maler. Vor nicht langer Zeit trug man den alten berühmten Isabey von hier hinaus auf den nahen Montmartre; jetzt hat sein Sohn sein Atelier inne. Wir treten in das

Haus Vidals, dessen anmuthige, träge, wollüstige EvStuben-mädchen ꝛc. wir alle kennen; aber wir besuchen nicht Vidal, sondern einen Landsmann, Ferdinand Heilbuth aus Hamburg. Ein junger, blasser, blonder Mann empfängt uns mit einigen Witzen, wohl auch mit einigen Calembourgs, bittet uns gleich darauf um Entschuldigung und macht mit großer Lebhaftigkeit die Honneurs seines Ateliers. Aber noch bevor er seine eigenen Bilder zeigt, fragt er: „Sind Sie schon bei Henneberg gewesen? Haben Sie Brendels neuen Schafstall gesehen? Haben Sie Knaus besucht?“ — Er liebt es, daß man seine Landsleute kenne und anerkenne, obwohl er, seit früher Jugend in Paris lebend, seinem Wesen wie seiner Kunst nach ganz Franzose geworden. — Das sagen uns auch seine Bilder, wenigstens die Farben seiner Bilder und die oft bis ins Kleinste gehende Ausführung von Einzelheiten, Kleiderstoffen, Möbeln, Architektur ꝛc., welche eine gewisse französische Gruppe von Malern charakterisirt. Doch wird er in dieser Beziehung niemals minutiös oder übertrieben; die Einzelheiten sind ihm nicht Hauptsache, sondern die Wirkung des Ganzen — als Malerei. Der Gegenstand steht für ihn erst in zweiter Reihe. Was die meisten seiner bisher gemalten Bilder vorzugsweise kenntlich macht, ist neben der schönen und heitern Farbe eine gewisse Ruhe, die er anstrebt und die uns manchmal etwas übertrieben vorkommt. Er scheut sich vor jeder heftigen Bewegung in der Physiognomie, in den Gliedmaßen seiner Figuren, vor einer starken Lebhaftigkeit in den Gruppen, als ob die Bewegung nicht auch zum Wesen des Malerischen gehörte und dieses oft erhöhte. So werden seine Gruppen oft zu plastisch und bekommen einen akademischen Charakter, der mit den frischen, eleganten, so zu sagen melodischen Farben nicht zusammenpaßt. Trotzdem ist das Ganze immer hell, klar, angenehm.

Wir kennen eine große Reihe von Bildern Heilbuths, aber wir wollen uns bei diesen nicht aufhalten, weil wir die Ursachen angeben müßten, derenthalben uns viele von ihnen kalt gelassen, und wir halten Das für überflüssig im Angesichte des Bildes, das

wir noch in der Arbeit finden und das uns einen sehr großen Fortschritt anzudeuten scheint. Das Bild stellt eine Episode aus dem Leben des großen Malers Luca Signorelli vor, die man aus dem Gedichte Platens kennt. Der große Meister verlor seinen Sohn,

„den schönsten Jüngling, den die Welt erblickte.
Es war die Schönheit sein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verstrickte.“

Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet; die schöne Leiche wird in ein Mönchskloster gebracht; der unglückliche Vater eilt herbei. — Auf dem Bilde sehen wir die Bahre mit der Leiche des jungen Signorelli; ringsum stehen traurig, erstaunt, stumm, sprechend, die Mönche des Klosters, Schüler Signorelli's, Freunde des Todten — die Treppe herab im Hintergrunde stürzen andere Betheiligte oder Neugierige herbei. An einer Säule, zu Füßen der Bahre, steht zusammengebrochen, auf den todten Sohn hinstarrend, der unglückliche alte Vater. Sein Antlitz spricht:

O mein Geschick!
So lebt' ich denn, so strebt' ich denn vergebens?
Zunichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Die dunklen Wölbungen, überhaupt die ganze Architektur, die von Signorelli herrührenden Fresken des jüngsten Gerichts an den Wänden, die Klosteratmosphäre und Stille — Alles vereinigt sich, mit der Leiche, den Mönchen, dem unglücklichen Vater ein großes und harmonisches Ganze zu bilden — dem Bilde einen bedeutenden historischen Charakter zu geben. Was Heilbuth in seinen frühern Bildern nicht gelungen ist, hat er hier zu Stande gebracht — die ganze Luft ist mit dem Gedanken der Komposition angefüllt; — es ist eine dämmernde, webende, träumerische Luft — während seine früheren Bilder immer mit einer Helle angefüllt waren, die wenig zu denken, nichts zu errathen

übrig ließ. — Sein Signorelli verhält sich zu seinen frühern Bildern, wie der dämmerige, zum Denken, Träumen, Vertiefen einladende Abend zum grellen Mittag, der von allen Stunden des Tages die Dinge im prosaischsten Lichte zeigt. Heilbuth hat es früher nicht bedacht oder nicht gefühlt, daß nach jeder noch so eingehenden und erklärenden Kritik eines ächten Kunstwerkes immer ein Etwas übrig bleiben muß, das sich in das endliche Wort nicht muß können fassen lassen, denn es ist das Unendliche, der eigentlichste Inhalt des Kunstwerkes, der wahre Stoff der Kunst. — Da steht ein sehr verdienstliches, schönes Bild vor uns: Tasso, den beiden Eleonoren und dem Herzog sein Gedicht vorlesend — die Architektur, die Möbel, die Kleiderstoffe, Alles vortrefflich gemalt — aber die Personen und die Handlung werfen, um mich so auszudrücken, keinen Schatten. Wo kein Schatten, da ist keine Hülle, wo keine Hülle, kein Interesse des nähern Eingehens. — Heilbuth hat sich eigentlich bis jetzt selbst nicht verstanden. Die Wahl seiner Stoffe, die meist aus der geistig bewegten Welt genommen sind, wie z. B. besagter Tasso, ein Konzert bei Palestrina, der Sohn Tizians, scheint darauf hinzudeuten, daß er vor Allem geistiges Leben darstellen, daß er höhere Stimmungen wecken wolle, wie sie die Erinnerung an bedeutende Erscheinungen in der Kunstwelt, in der Poesie in uns erwachen läßt. Aber hat er einmal diesen gedanklichen Stoff gewählt, wird er ihm Nebensache, und alles Nebensächliche, vorzugsweise die Malerei als Mache, tritt in den Vordergrund. — Man begreift diesen Dualismus in einem jungen Maler, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt. Da gibt es eine ganze große Schule von Malern, denen die Malerkunst ebenso viel und nicht mehr bedeutet als Malenkönnen. Will man Idee, Gefühl, Stimmung von ihnen, so nennen sie Das unbegründete, unberechtigte literarische Zumuthung. Malen sei malen, und nichts weiter. Sie sind die Ableger jener Schule, welche in der romantischen Zeit den Satz aufstellte: die Betrachtung eines schönen rothen Tuches sei ein Kunstgenuß. Es sind Das Theorien,

die aus Unbildung hervorgehen, und der Himmel weiß, wie höchst ungebildet ein großer Theil der hiesigen Maler sich in die Kunst wirft. Spricht man ihnen von einem geistigen Inhalte der Kunst, so spricht man Blinden von der Farbe; man müßte ihnen erst einige Bildung geben, ehe man ihnen von Geist spräche. So hat sich hier eine Schule gebildet, die der Gegenpol ist jener deutschen Schule, die da glaubt, man dürfe nur Philosophie und abstrakte Ideen malen.

Man thäte Heilbuth großes Unrecht, wenn man ihn zu der Schule der Gedankenlosen rechnete; man kann nur nicht leugnen, daß ihre Theorien, vielleicht auch die Erfolge der Belgier auf seine Anschauungsweise, während er seine ersten Bilder malte, Einfluß gehabt. Ein sehr begabter Künstler, wie er ist, kann ihm diese Verirrung zum Heil gereichen, denn er hat während seines Aufenthaltes in dieser Schule malen und die technischen Schwierigkeiten überwinden gelernt; nun er beinahe Meister dieser äußerlichen Kunst geworden, wird sich der innere Künstler geltend machen und gewiß wahrhaft Schönes zu Stande bringen. Bei diesem Luca Signorelli braucht Heilbuth nur etwas mehr Ausdruck als ehemals in die Physiognomie zu bringen, um ein Kunstwerk zu schaffen, das ihm einen sehr ehrenvollen Platz unter den jüngern Künstern erobern und ihm für immer die Ueberzeugung geben kann, daß nur jene Werke wahrhaft auf des Menschen Seele und Geist wirken, die etwas von des Menschen Seele und Geist in sich haben und erzählen.

Heilbuth ist in Rom gewesen. Sein großes Talent für die Farbe macht es wünschenswerth, daß er noch nach Venedig gehe. Wir sind überzeugt, daß ein Aufenthalt in der Gesellschaft Giorgione's, Tizians, Veronese's seine große Anlagen rasch entwickeln werde. — Ricard, der ein Kenner ist, sagte einmal ein geistreiches Wort über Heilbuth. Ein anderer Maler stand vor einem Heilbuth'schen Bilde und fragte den Verfasser: Vous êtes allé à Venise? — Non! antwortete Ricard für ihn — mais il en vient!

Heilbuth, der es liebt, den Cicerone in den Ateliers seiner Landsleute zu machen, läßt uns kaum Zeit, seine Bilder bis zu Ende zu bewundern, und führt uns in das Atelier Brendels. Da sehen wir nichts als Schafe, so viele Schafheerden, als wären wir beim Erzvater Jakob nach seinem Auszuge aus Mesopotamien. Die letzte Ausstellung hat Brendel plötzlich zu einem berühmten Schafmaler gemacht. Man kann sagen, daß er den Belgier Verboekhoven in der Meinung der Franzosen gestürzt und sogleich einen höhern Platz eingenommen, als der Gestürzte. In der That unterscheidet er sich von dem Belgier, wie sich die Wahrheit der Poesie von der Wahrhaftigkeit der Nachahmung unterscheidet. An seinen Bildern ist nicht viel zu beschreiben; es sind Schafe im Stalle, oder Schafe auf dem freien Felde, oder Schafe auf einem Abhange — ruhig vor sich hinweidend, oder aus dem Stalle wie Schulkinder aus der Schule stürzend, springende oder wandelnde Schafe, mit den entsprechenden Widdern und Lämmern. Es sind nicht geistreiche Satiriker im Schafpelze, wie Kaulbach'sche Thiere, auch deklamiren sie keine Fabeln und Apologe und predigen kein philosophisches fabula docet. Aber sie athmen die ganze Poesie des Naturlebens. Das tiefe Geheimniß der gebundenen, stummen Naturwelt, der animalischen Lebensfreude wie der gedankenberaubten Melancholie tritt uns räthselhaft aus ihnen entgegen. Das Räthsel, das uns die ganze Natur zu errathen aufgibt, ist hier in einen engen Rahmen künstlerisch gefaßt, in einem seiner lebenden Vertreter personifizirt. Der Künstler weiß es oft selbst nicht, was er uns in solchen Darstellungen bietet; aber Das, was seinen künstlerischen Sinn reizt und zu poetischer Nachahmung bewegt, ist eben diese Poesie, dieses Räthsel in der Natur. Hat er dieses erfaßt, dann ist es gleichgültig, welches hoch oder niedrig in der Reihe der Geschöpfe stehende Wesen er zur Darstellung bringt. Es wird ein Kunstwerk sein, und alle Kunstwerke sind trotz der verschiedenen Titel ebenbürtig. Paul Potter steht wohl so hoch mit seinen Kühen, wie mancher Maler, der Kaiser und Päpste gemalt hat.

Auf dem Wege zu einem andern Landsmann halten wir uns bei einem halben Landsmann, bei dem Schweizer Eduard Imer auf. Dieser, ein Landschafter, ist der Sohn jenes Imer, der in der Jugendgeschichte Leopold Roberts eine Rolle spielt. Er kam mit diesem aus Lachauxdefonds nach Paris, und sie bewohnten dasselbe Haus. Imer studirte im Atelier Davids, Leopold Robert war damals noch Kupferstecher. Eines Tages kommt Roberts Schneider mit einer Rechnung; der arme Kupferstecher konnte die Hose nicht bezahlen. — So machen Sie mir, sagt der Schneider, der sich auf den Unterschied von Kupferstecher und Maler nicht versteht, so machen Sie mir für die Hose mein Porträt in Oel. — In der Verzweiflung läuft Robert zu seinem Freunde und Nachbar Imer und holt dessen Palette und Pinsel und fängt zu malen an — und siehe da, es gelingt. Der Schneider entwickelt sich mit jedem Pinselstriche immer lebendiger aus der Leinwand, und Leopold Robert entschließt sich, ein Oelmaler zu werden, und man weiß, daß er es geworden, während sich sein Freund Imer, durch Verhältnisse gezwungen, auf Bankgeschäfte wirft und ein reicher Mann wird. — Das im Vater unterdrückte Talent ist im Sohne neu erwacht, und das Kind des Marseiller Bankiers ist der Maler der Provence geworden. Die Provence ist seine Provinz, wie die meisten französischen Landschaftsmaler ihre besonderen Gegenden haben, die sie sich mit ihren Pinseln eroberten. Dupré und Français gehört der Norden mit seiner gemäßigten Natur, Villevieille die Seine mit ihren reizenden Ufern und die Küstenstriche der Normandie; Corot jedes neblige Niederland; Rousseau der Wald von Fontainebleau. Imer hat seine Provence, die Ufer der Rhone, die griechische Umgebung des Etang de Berre, die halbwilden Gegenden um Marseille in Besitz genommen. Noch kein französischer Maler hat die Poesie jener Landstriche, die den Reisenden im Vorüberfluge kahl und leer erscheinen, so erfaßt, wie Imer. Das Leben, das die glühende Sonne auf die verbrannten Felsen zaubert, den Farbenschmelz, der von dem blauen Himmel niederthaut, die Feinheit

und Romantik der uns Nordländern exotisch erscheinenden Vegetation, die Pflanzenfülle, die überall emporwuchert, wo nur ein Sumpf einige belebende Feuchtigkeit bietet, weiß er mit idealer Wahrheit wiederzugeben. In der Provence hat er es wohl gelernt, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur aufzufinden, selbst da, wo sie nackt und von glühender Sonne alles erfrischenden Lebens beraubt scheint, und diese Schule war es wohl, die ihn befähigte, auch Aegypten, das er besuchte, in seinem Reichthum, in seiner Belebung, in seinem malerischen Charakter darzustellen. Alle Landschaften, die uns bisher aus Aegypten heimgebracht wurden, glichen einander, wie ein Ei dem andern. Da war eine gelbe Fläche, ein monotoner Horizont, ein eben so monotoner Himmel — die Fläche höchstens hie und da von einem Nilsumpf unterbrochen, der Himmel höchstens hie und da am Horizont von einer oder zwei Palmen, wie von traurigen Ausrufungszeichen, durchschnitten. Es geht den meisten Landschaftsmalern, wie es den Touristen geht. Was der Erste in einem Lande gesehen, sieht die ganze Reihe seiner Nachfolger durch ganze Generationen nach ihm; nicht mehr, nicht weniger. Wir erhalten immer Variationen über das alte Thema. Dem Lande wird ein stereotyper Charakter oktroyirt — und dabei bleibt es. So war es mit Aegypten. Alle Welt malte dieses Land, wie es dereinst Decamps gemalt hatte. Einmal sah man zwei, einmal drei Palmen. Die Pyramiden, die des Lokaltons wegen da sein mußten, standen einmal rechts, einmal links, einmal in der Mitte. Erfahren wir Dergleichen nicht alle Tage in der Touristenliteratur? Die tausend Bücher, die seit Goethe über Italien geschrieben worden, haben alle dasselbe und im selben Geiste behandelt wie Goethe — bis Stahr mit eigenen Augen kam. Seit Börne erscheint jedes Jahr eine Anzahl von Büchern und Artikeln über Paris, die noch immer dieselben Gegenstände behandeln wie Börne, und ganz in seinem Geiste. Es gehört eigene Genialität, eigene Persönlichkeit und Produktivität dazu, sich den Banden solcher Traditionen zu entreißen.

Dieß hat Imer in Aegypten gethan. Wir glaubten, ein neues Land zu entdecken, als wir seine Studien und fertigen Bilder sahen, die er vom Nile mitbrachte. Es war nicht mehr das kahle, todte Land, aus dem wir befreit zu sein wünschten; es war das gesegnete und schöne Land, nach dessen Fleischtöpfen sich die Kinder Israel zurücksehnten.

Da war eine Fülle malerischer Schönheiten in Vegetation, Terrain, Luft und Himmel, und architektonischer Mannigfaltigkeit. Ja! architektonischer Mannigfaltigkeit, wie sonderbar Das auch klingt, nach den Landschaftsbildern, die uns daran gewöhnt haben, in Aegypten nur die gerade Linie der Pyramiden, der Obelisken und die schwerfälligen der Sphinxe zu suchen. Aber auch die Griechen, die Römer und die Araber sind in Aegypten gewesen, und wir erfahren durch Imer, daß wir in diesem Lande so malerische Fluren, Dörfer und Flecken, so romantische Kombinationen finden, wie nur irgendwo in Italien.

Von Süden nach Norden, in die Rue de la Chaussée d'Antin 27. zu Henneberg, dem vorzugsweise nordischen Maler. Wir keuchen fünf fürchterliche Treppen hinauf, und es ist uns zu Muthe, als ob wir den Brocken erstiegen. Henneberg aus Braunschweig, ein blonder, eleganter Recke, empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit, erschreckt uns aber mit der bescheidenen Versicherung, daß in seinem Atelier nichts zu sehen sei. Er glaubt immer, nichts zu machen, und doch finden wir die Werkstätte voll von angefangenen Werken, die ihn in einem gegebenen Momente zu seiner eigenen Ueberraschung als sehr produktiven und fleißigen Künstler werden erscheinen lassen. Die Unzufriedenheit eines Künstlers und die langsame Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Studien in abgerundete Kunstwerke verwandelt, ist immer von guter Vorbedeutung. An den Wänden ringsum sehen wir den Karton zu seiner berühmt gewordenen „Wilden Jagd", unzählige Landschaftsstudien aus dem Harz und Schwarzwald und eine lange Reihe von Studienköpfen und komponirten Skizzen. Alles Das wird sich einst verwerthen und als Theil in einem künst-

lerischen Ganzen seinen Platz finden. Es sind Das des Künstlers erste Eindrücke und festgebannte Erinnerungen; die Musen aber sind Töchter der Erinnerung. — Auf der Staffelei sehen wir ein großes Bild in der Arbeit: Der Sonnenwirth, nach Schillers merkwürdiger, psychologischer Skizze. Wir erkennen den Maler der wilden Jagd.

Einen Vergleich, den man für gut und bezeichnend hält, darf man wohl zweimal brauchen. So nehmen wir keinen Anstand, Henneberg hier wieder, wie wir es schon einmal gethan haben, mit seinem Landsmanne Bürger zu vergleichen, mit dem Dichter der Leonore, der Wilden Jagd, der Entführung 2c. Die Ballade Bürgers hat uns vielleicht zuerst auf dessen Aehnlichkeit mit dem Maler aufmerksam gemacht — aber es ist nicht die Behandlung desselben Stoffes, es ist der Charakter des Künstlers, der diese Vergleichung rechtfertigt. Gewaltige Bewegung, Lebhaftigkeit, Wildheit, eine gewisse Unheimlichkeit, wie sie nur der nordischen Ballade eigen ist: Das sind die hervorstechendsten Eigenschaften Hennebergs. Nicht auch Bürgers? Sie sind ja Beide demselben Lande, demselben germanischen Stamme entsprungen; warum sollten sie nicht eine Stammverwandtschaft in der Anschauung der Dinge bekunden? Vielleicht sind es die Schatten ihres heimischen Harzgebirges, die in ihren Seelen jene geheimnißvolle nordische Dämmerung verbreiteten, die eine so eigenthümliche, kräftige, etwas düstere Poesie erstehen ließ. — Ich möchte Henneberg, trotz der Formen, die man gewöhnlich historische nennt, nicht einen Historien-, sondern einen Balladenmaler nennen — und zwar einen nordischen Balladenmaler, einen durch und durch germanischen. — Was die nordische, germanische Anschauung in Kunst und Poesie, wie überhaupt in der ganzen Welt des Gedankens, von der südlichen unterscheidet, ist das Recht, das dem Unendlichen eingeräumt wird. Das Einzelne und Endliche geht in der Unendlichkeit auf, während hingegen die Südländer das Unendliche ins Endliche zu bannen suchen. Die Griechen bauten der Gottheit Tempel und stellten

sie in beschränkten, menschlichen Gestalten, in Einzelheiten, in Individuen zersplittert dar; Allvater wurde kein Tempel gebaut und kein Bild errichtet. Das ist im Grunde der wesentliche Unterschied zwischen Klassizität und Romantik. Das antike Kunstwerk und die Kunstwerke der aus vorherrschenden römischen Elementen hervorgegangenen Völker werden immer ganz in sich abgeschlossen sein; sie werden nichts oder wenig zu errathen übrig lassen; im germanischen Kunstwerke findet sich immer neben dem ausgeführten Gegenstande der Anfang zu etwas Anderem, der Uebergang zu einem Unbekannten, das errathen sein will; es weckt die Ahnung. — In diesem Sinne ist Henneberg vor Allem ein nordisch-germanischer Maler, und er wird es bleiben, wenn er auch der französischen Schule noch so viele Hülfsmittel der Darstellung ablauscht, und er wäre es, selbst wenn er nicht wilde Jagden malte, selbst wenn er italienische Volkslieder oder neugriechische Balladen illustrirte. So ist Henneberg ein nationaler Künstler in einem viel tiefern Sinne als jene Maler, die, weil Deutschland ein philosophisches Land ist und Kant'sche und Hegel'sche Philosophie hervorgebracht hat, philosophische Gedanken auf die Leinwand zu schreiben versuchen. Die Philosophie macht nicht den Künstler, wohl aber die Kraft, Das, was an dem individuellen Leben, an historischen, nationalen und ethischen Elementen unseres Volkes in uns lebt, in Formen wiederzugeben.

Der „Sonnenwirth" auf der Staffelei wird der wilden Jagd würdig werden. Wir sehen den Verbrecher aus verlorner Ehre in dem Momente, da er unter die Räuber geräth; da ihm die schwäbischen out-laws und die beiden Weiber der Bande zureden, bei ihnen zu bleiben, und ihm goldene Berge vormalen. Margarethe mit dem unverschämten, aber schönen Dirnengesichte, Marie, die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die offenbar bessern Boden verdient hätte, stehen ihm am Nächsten und suchen ihn nach ihrer Weise zu verführen; der Sonnenwirth ist noch unentschlossen. Der letzte Rest von Ehrenhaftigkeit kämpft noch in dem Unglücklichen, der vor einigen Stunden Mörder geworden.

Der Ausdruck sämmtlicher Physiognomien ist überaus dramatisch, lebendig, charakteristisch, individuell. Vollkommene Abwesenheit aller traditionellen und konventionellen Formen. Wie Schillers Erzählung keine Räubergeschichte mit hergebrachter Romantik, so ist dieses keins der Räuberbilder, die wir jährlich zu Dutzenden sehen. Es ist belebte, traurige, verwilderte Wirklichkeit; ein Stück aus jenem Winkel des Lebens, den man wie gewisse Quartiere alter Städte „das Elend" nennen könnte. Der Held, der Sonnenwirth, ist häßlich, wie ihn der Dichter schildert und wie der Unglückliche sein mußte, der gezwungen war, seine Liebe zu bezahlen und so den ersten Fuß auf den Weg der Verworfenheit setzte; aber der Maler hat sein unglückliches Schicksal, seine innerlichen Kämpfe und den Rest des Guten in seinem Gemüthe benutzt, um dieses Gesicht zu vergeistigen und es der Kunst würdig zu machen. Die Züge sind beinahe so, wie sie ihm der Dichter gegeben — doch können sie einen Augenblick schön erscheinen, und das weibliche Auge Mariens, das mit weiblichem Vorgefühle und mit Mitleid sieht, scheint sie so zu finden. Diese Marie ist die Idylle, das versöhnende Element in dem wilden Treiben. Es ist ein sehr schöner Blondkopf, voll Weiblichkeit, trotz der zu Grunde gegangenen Keuschheit, und ein sprechender Beweis, daß der Künstler das Milde, Liebliche eben so darzustellen wisse wie das Wilde, Unheimliche. Wie die einzelnen Köpfe, ist die ganze Szene charakteristisch durch die starke Bewegung in den gedrängten Gruppen, durch die hier wild wuchernde, dort wüst liegende Natur, sowie durch viele zur Vervollständigung gehörige Aeußerlichkeiten. Selbst wer den Sonnenwirth nicht gelesen, muß das Bild auf den ersten Blick verstehen; man muß sich sofort sagen: Eine wilde Schlucht, ein Versteck verlorener Menschen — ein neuer verlorener Mensch, der dazu kommt und der zurückgehalten werden soll und der mit dem Entschlusse kämpft — zwei Weiber — das eine ganz verloren, das andere besitzt noch einen Rest des Ewig-Weiblichen in Blick und Herzen — diese wird den Entschluß des Zaudernden bestimmen. So kann es Henne-

berg auch wagen, das Bild im Pariser Salon auszustellen vor einem Publikum, das von Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre nichts weiß. So sollten eigentlich alle, nach Dichtern gemalten Bilder sein; sie sollten eben so deutlich erzählen wie die Schrift, während sich die meisten auf den Kommentar des Buches verlassen. Freilich muß man dazu die selbstschaffende Kraft besitzen, wie sie Henneberg hat, und das divinatorische Talent des dramatischen Dichters, der die verschiedensten Charaktere in Physiognomien auszudrücken versteht, wie ebenfalls Henneberg.

Neben dem Sonnenwirth sehen wir noch ein kleineres Bild, einen reitenden Jäger, dessen zwei Jagdhunde mit einem Hasen ein grausames Spiel treiben, ein Bildchen voll Kraft und Naturwahrheit. Ferner ein Stück Mittelalter: Einen an einen Hirsch gebundenen Wilddieb. Der Hirsch ist zusammengestürzt und vor Müdigkeit dem Tode nahe; der Wilddieb ist längst todt. Da liegen sie Beide. Die Wildniß des Harzes paßt zu der ganzen Geschichte. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an! Das Bild ist noch in einem etwas chaotischen Zustande, aber die Elemente zu einem gewaltigen Effekt sind schon vorhanden. Wohlthuender sind die beiden Skizzen zu einer Amazonenjagd und zu einer Entführung einer Amazone durch einen Urhelden. In beiden wird das Nackte vorherrschend sein. An der Wand hängt der Karton zu einem großen Bilde. Ein Bär hat sich in die Nähe einer Mühle gewagt; schon hat er den alten Müller mit einer Ohrfeige niedergeschlagen; die Müllerbursche eilen mit allerlei Waffen, die Tochter des Müllers mit Geschrei herbei über einen Steg, der die Schlucht überbrückt, in der die Hauptszene spielt. Auch hier sind Disposition, Bewegung und Geberden überaus lebhaft und kühn. Wenige moderne Maler haben diesen Muth der Bewegung und dieses Talent, durch Lebhaftigkeit der Handlung den malerischen Effekt hervorzubringen, wie Henneberg. Er ist vor Allem der Maler der Bewegung. In dieser Beziehung ist seine wilde Jagd besonders charakteristisch für ihn: da regt, rührt sich, fliegt Alles — man glaubt einen vom Sturmwind gejagten

Wolkenzug zu sehen — man ist erstaunt, daß das Bild vor uns stehen bleibt, daß die ganze Erscheinung nicht vom Sturme fortgetragen wird. Es ist bei solchen Eigenschaften natürlich, daß er so gern die Jagd malt; sie ist seiner übersprudelnden Kraft, seiner hinreißenden Phantasie, was sie den alten Deutschen gewesen: ein zeitweiliger Ersatz für Größeres, Mächtigeres, für den Krieg, die Schlacht. Wir sind überzeugt, daß in Henneberg eigentlich ein großer Schlachtenmaler stecke und daß sich einmal so was wie ein Salvator Rosa, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, aus ihm entwickeln werde. Es ist natürlich, daß er nicht Uniformen und grade Regimenterlinien malt; dergleichen muß offiziellen Malern ohne Sinn fürs Malerische überlassen werden; indessen könnte sich selbst in modernen Kriegsgeschichten Manches finden, was eines Künstlers würdig wäre. Henneberg ist ein Braunschweiger; sollten die patriotischen und heldenmüthigen Kämpfe der beiden braunschweigischen Herzöge und ihrer todtgeweihten Schaar mit den Franzosen nicht manchen schönen Stoff liefern, der ebensowohl den genialen wie den patriotischen Künstler reizen könnte? Henneberg sollte den Umstand, daß Braunschweig einen solchen Künstler wie ihn hervorgebracht, benutzen, um auch durch die Wahl der Stoffe zur Ehre seines engern Vaterlandes beizutragen. Es kann nach ihm wieder eine lange Zeit vergehen, bis Braunschweig ein Talent von seiner Kraft hervorbringt. Er sollte Dieses um so lieber thun, als die Verherrlichung dieses Patriotismus keinen Beigeschmack von Partikularismus haben kann; der braunschweigische Patriotismus war der ächteste deutsche. Wenn er unter seine schwarzen Jäger schreibt: „Auch sie starben fürs Vaterland," werden die Worte nicht im Geringsten so parador klingen, wie sie an einer gewissen andern Stelle klingen.

Einmal in ächter deutscher Atmosphäre, gelüstet es uns nicht, sie sobald zu verlassen, und wir wandern zurück in die Rue Larochefoucauld, um den berühmtesten, wohl auch bisher bedeutendsten unter den in Paris weilenden deutschen Künstlern zu besuchen: wir meinen den Wiesbadener Knaus. Wir haben

auf den Pariser Ausstellungen seine Dorfschenke, seine Zigeuner, seinen Kinder-Leichenzug im Walde gesehen, und wir sind nach diesen Erfahrungen überzeugt, daß uns in seinem Atelier etwas Bedeutendes, Tiefpoetisches, jedenfalls etwas eines Meisters Würdiges erwartet. Wir haben uns nicht getäuscht. Auf der Staffelei finden wir ein halbvollendetes Bild: eine „goldene Hochzeit im Dorfe.“ Knaus weiß, was Goethe gewußt hat, daß von der Wahl des Stoffes viel abhängt. Das wissen freilich auch Andere, aber sie wissen nicht zu wählen wie Knaus. Die Wahl ist auch nichts Willkürliches. Bei einem ächten Künstler wird sie immer mit seiner Persönlichkeit, mit seiner Anschauungsweise aufs Innigste zusammenhängen; er muß gewisse Stoffe wählen und an anderen vorübergehen, wenn er sein eigenstes Wesen ausdrücken, wenn seine Kunst nicht in leere Form und Technik aufgehen, wenn sie nicht bloße Kunstfertigkeit und sein Werk nicht ein bloßes Kunststück werden soll. Knaus wird darum immer tiefgemüthliche, poetische oder gewaltig à la Hogarth ins Leben eingreifende Stoffe wählen. Seine Schenke war ein wunderbares Gemisch von den beiden in ihm wirkenden Elementen: da war der Humor Hogarths mit der ihm besonders eigenthümlichen, tragisch-poetischen Anschauung gepaart. Sein Kinderleichenzug im Walde eine idealische Elegie, fast möchten wir sagen, eine idyllische Elegie, schöner, unmittelbarer, wohlthuender als die berühmte Elegie „auf einem Dorfkirchhof“ von dem Engländer Gray. Es war die Poesie, trotz dem traurigen Gegenstande, die erquicklichste, versöhnungsvollste Poesie selbst, wie sie nur der große Dichter verwirklichen kann. Diese goldene Hochzeit im Dorfe wird die beiden Meisterwerke noch übertreffen. Da ist eine Meisterhaftigkeit, eine Charakteristik, ein dramatisches Leben und eine schöne Wahrhaftigkeit, die uns eine Auferstehung der schönsten niederländischen Malerei, und zwar in mancher Beziehung veredelt und vergeistigt, hoffen läßt. Dabei eine Fülle von Motiven und Gedanke, die hinreichen würde, das Leben manchen Malers auszufüllen. Das Jubelpaar tanzt auf dem Dorfplan unter einem

alten Baume. Mehrere Generationen sehen diesem goldenen Hochzeitstanze zu — wie vielfach, phantasievoll und schön sind diese Generationen gruppirt — der Schulmeister hält die Ordnung aufrecht, um den greisen Tänzern Platz zu machen. Aus dem Hintergrunde kommt der Herr Amtmann, um das Fest durch seine Gegenwart zu erhöhen. Wir brauchen Das nicht. Der Tanz des würdigen Paares, das ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freud mit einander getheilt, die Gegenwart spielender Kinder, welche die Bedeutung eines solchen Festes noch nicht begreifen, verlassene Greise, denen das Glück solchen Festes nicht zu Theil geworden, die Atmosphäre eines an den Herbst erinnernden Tages — alles Das und vieles Andere versetzt uns in jene erhöhte, feierliche Stimmung, in die wir bei ernsthafter Betrachtung des Lebens und seiner Räthsel, beim Vertiefen in die Geheimnisse des Entstehens und Vergehens versetzt werden. Fort fließt und unaufhaltsam der Strom des Lebens — ruhig, tief, unerforschlich — wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin. Im Hintergrunde des Bildes sehen wir das Bauernhaus, das Knaus nicht hingemalt hat und das die Inschrift trägt:

Ich bin, ich weiß nicht, wer?
Ich komme, ich weiß nicht, woher?
Ich geh', ich weiß nicht, wohin?
Wie kommt's, daß ich so fröhlich bin?

Wir wollen damit nur die Stimmung und die tiefe Bedeutung des Bildes geben; wir enthalten uns, es ausführlich zu beschreiben, da es nicht vollendet ist und wir nicht von vornhinein durch eine Worterklärung den Duft desselben, seine Unendlichkeit, verkleinern wollen.

Ich bin zufrieden, wenn man mir zugibt, durch vorstehende Skizzen auf Interessantes aufmerksam gemacht, vom Leben und Treiben in den Pariser Ateliers einen kleinen Begriff gegeben zu haben. Ich ließ mich vom Zufall leiten und verweilte da, wo mir Schönes begegnete, wo ich ein Talent

kennen lernte, das eine Zukunft verspricht. Darum sind wir auf unsern Wanderungen an Berühmtheiten wie Ingres, Delacroix, Decamps, Meissonier, Vernet u. A. vorübergegangen. Die sind auch in Deutschland bekannt und seit lange in sich abgeschlossen; wir sind bei anderen Berühmtheiten, wie Ary Scheffer, Robert Fleury stehen geblieben, weil diese alten Meister noch in ihrem späten Alter neue Phasen der Entwicklung durchmachten. Von den jüngeren wären wohl noch manche zu nennen, wie z. B. die männliche Rosa Bonheur, der formvolle Cabanel, der gemüthvolle Millet, der lustige, romantische, Gendron, der geniale Zeichner Bida, Rousseau, Troyon u. A., aber wir wollen den Leser nicht ermüden, wir wollen uns damit begnügen, ihm eine Gruppe hingestellt zu haben, aus deren Leben und Treiben und Schaffen er sich selbst ein ungefähres Bild der heutigen Kunstzustände in Paris zusammenstellen kann. Freilich wäre die offizielle Malerei vielleicht die für den Moment charakteristischste, aber diese gehört der Politik an und hat mit Kunst nichts zu schaffen. Diese wird Derjenige berücksichtigen, der eine ausschließliche Geschichte der imperialistischen Epoche der Kriecherei, die sie bezeichnet, schreiben wird. Mit diesen Schäden haben wir nichts zu thun; im Gegentheil haben wir uns, um sie zu vergessen, zu Künstlern geflüchtet.

(1858—1859.)

Vermischtes.

Die Wunder des Magnetismus.

Motto:
Jedes ehrlichen Mannes Kleid paßt dem Spitzbuben.
Shakespeare.

1.

Wer nicht befähigt ist, theoretisch für oder gegen eine Idee, Lehre oder Glauben einzutreten, dessen Pflicht ist es wenigstens, seine bezüglichen Erfahrungen, wenn er zufällig solche gemacht, mitzutheilen. Ich fühlte diese Verpflichtung, als ich vor Kurzem zufällig einen viel gelesenen Roman kennen lernte, in welchem der Glaube an den animalischen Magnetismus in seiner phantastischesten Ausdehnung als begründet und berechtigt anerkannt, die Wahrheit des Mesmerismus als eine Thatsache vorausgesetzt wird, und als ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß in neuerer Zeit mehrere dergleichen Bücher erschienen, welche die genannten unheimlichen Mächte zur Entwicklung ihrer Märchen benutzen. In neuester Zeit kommt noch der infame Schwindel der amerikanischen Brüder Davenport hinzu, welche mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Paris ihr Wesen treiben und, wie vor einigen Jahren Herr Home, von hohen und höchsten Personen protegirt werden. Dummheit und Politik verbinden sich; die Zeit scheint günstig, die Welt in Finsterniß zu tauchen, und die Umkehr des Jahrhunderts soll eine Wahrheit werden. Mehr und mehr wagen sich bornirte oder verschmitzte Schriftsteller hervor, um Hellseherei, Prophetenthum, Geistererscheinungen, und was der-

gleichen Unsinn mehr ist, zu vertheidigen und — wie sie sagen — „wissenschaftlich" zu begründen. Der wissenschaftliche Mensch darf über Dergleichen die Achsel zucken und sich mit Verachtung abwenden. Er hat vom Aberglauben nichts zu fürchten. Der Aberglaube kann in sein Bereich nicht eindringen; aber der gewöhnliche Mensch hat alle Ursache, dem Unsinn gegenüber für seines Gleichen besorgt zu sein, und es ist gerade auf diesem Felde nicht überflüssig, hundert Mal Gesagtes noch einmal so oft zu wiederholen. Wie viele Menschen schöpfen ihre halbe oder ganze Bildung aus Romanen und Novellen; jedes gedruckte Wort ist ihnen ein wahrhaftiger Zeuge; da kann es nichts schaden und nur nützen, wenn gleiche Gegenzeugen auftreten.

Neigung zum Aberglauben scheint nicht immer von Erziehung und Bildung abzuhängen. Bei vielen Menschen scheint er bis zu einem gewissen Grade in ihrer Natur begründet; ebenso wie er bei Andern trotz aller Anstrengungen in der Erziehung, trotz aller Einflüsse der Umgebung niemals Wurzel fassen kann. Auf die Gefahr hin, daß man diesen Letztern allen die schöne Gabe der Götter, die Phantasie, abspreche, wie Das in der That oft geschieht, so muß der Verfasser dieses Aufsatzes doch bekennen, daß er zu dieser unglücklichen Kategorie gehört. Als ein Solcher stand er, ein wahrer Peter Schlemihl, dem der Schatten fehlt, sehr vereinsamt und beinahe beschämt in der Gesellschaft, in welche ihn während seines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1851 Zufall oder Schicksal geworfen. Ein ziemlich gelehrter Mann hatte zwei Damen dieser Gesellschaft mit seinem Glauben an den Magnetismus angesteckt, und diese Krankheit griff in dem ganzen Kreise um so rascher um sich, als man ebenso wenig dem genannten Herrn als den beiden Damen Geist und Verstand absprechen konnte. Nach kurzer Zeit hatten die meisten Mitglieder dieses aus gebildeten Menschen und Künstlern aller Art bestehenden Kreises mit Magnetismus und Magnetiseuren ihre Erfahrungen gemacht, und bald wurde in derselben Gesellschaft, welche sich früher nur mit Wissenschaft, Kunst oder Politik beschäftigte, von

nichts Anderem gesprochen, nichts Anderes diskutirt, als Somnambulismus, und was drum und dran hängt. Ich nahm mir vor, mir die Sache in der Nähe zu besehen und zwar an der Quelle, an der Hochschule der neuen Wissenschaft, bei Herrn Baron Dupoté im Palais Royal.

Eines Sonntags befand ich mich auf dem Wege dahin, als mir auf dem Boulevard des Italiens ein lieber Bekannter begegnete, den ich seit Monaten nicht gesehen hatte. Er trägt den Namen eines der berühmtesten Historiker der Welt, von dem er auch abstammt, den wir aber, da der Name hier nichts zur Sache thut, in Herrera verwandeln wollen; dieser, nebenbei gesagt, ausgezeichnete junge Mann hatte in seiner Bildung wie in seiner äußern Erscheinung etwas Kosmopolitisches: der Sohn eines spanischen Vaters und einer deutschen Mutter, glühten in seinem, dem langen hellblonden Haar entsprechenden Gesichte zwei dunkelglühende südliche Augen voll Phantasie und Leidenschaft. Nachdem er in seinem Vater- und Mutterlande die erste Erziehung genossen und beider Sprachen gleich mächtig geworden, vollendete er seine Bildung in Paris, wo er nach zwei Jahren den Doktorgrad der Medizin erworben. Zur Zeit war er an einem der Hospitäler angestellt, und alle Welt prophezeite dem wunderschönen, ebenso geistvollen als gelehrten jungen Manne die schönste Zukunft, und diese Prophezeiung hat sich zur Zeit, da ich Dieses schreibe, längst verwirklicht. Dr. Herrera nimmt in einer der Hauptstädte Europa's eine sehr ehrenvolle und auf wissenschaftlichem wie politischem Felde höchst einflußreiche Stellung ein.

Er lachte laut auf, als er erfuhr, auf welchem Wege ich mich befand. „Gehen Sie," sagte er, „vielleicht erleben Sie dort etwas so Sonderbares, wie ich es vor zwei Jahren erlebt habe."

Ich wurde neugierig und bat ihn, zu erzählen. Er sträubte sich ein wenig, lächelte vor sich hin, sah auf die Uhr und sagte dann, indem er meinen Arm erfaßte: „Sie haben noch ein halbe Stunde Zeit. Gerade genug für mein Abenteuer, das Sie für

die Sitzung des Herrn Dupoté würdig vorbereiten wird. Sie kennen mich und werden, was ich Ihnen erzähle, glauben, und ich hoffe von Ihnen, daß Sie keine üble Deutung werden aufkommen lassen.

„Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir aus Marseille ein junger Marineoffizier empfohlen. Ich machte, wie Das von mir erwartet wurde, seinen Cornac durch Paris und zeigte ihm, so viel an mir war, alle zugänglichen Sehenswürdigkeiten. Meine Studentenkasse erlaubte mir nicht, meine Gefälligkeit auch noch kostspielig zu machen, und ich suchte vorzugsweise Vergnügungen und Merkwürdigkeiten auf, die wenig oder gar kein Geld kosteten. Sie wissen, daß man auf diesem Wege bald am Ende ist, und gerade an einem Sonntag wußte ich nicht mehr, was mit meinem Gaste anzufangen, und nachdem ich ihm im Palais Royal die kleine Kanone gezeigt, die um Mittag von selber losgeht, war ich am Ende meines Latein. Da fiel mein Blick glücklicherweise auf die Fenster über dem Café de la Rotonde; ich erinnerte mich, daß gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde der große Hexenmeister Dupoté daselbst seine Wunder that — ich war gerettet, ich faßte den Arm meines Marineoffiziers und schleppte ihn in die Hexenküche.

„Der kleine Saal war schon ganz besetzt, und Herr Baron Dupoté hatte seinen Vortrag, der immer gegen das Institut als gegen ein Blinden-Institut und gegen die Männer der Wissenschaft als gegen Blinde gerichtet ist, bereits gehalten, und es war uns nicht leicht, in dem Kreise noch Plätze zu finden. In der Entresolstube herrschte eine dumpfe Schwüle; Männer und Weiber wischten sich fortwährend die Stirne, und ein Nachbar schrieb die Hitze und die drückende Atmosphäre dem magnetischen Fluidum zu, welches Herr Dupoté um sich verbreitete. In der Mitte des Kreises stand ein Stuhl, auf welchen Herr Dupoté ein Individuum nach dem Andern setzte und es bearbeitete. Manches schickte er bald auf seinen Platz zurück, behauptend, daß er sich gegen dasselbe heute nicht stark genug fühle, oder auch,

daß es nicht empfänglich sei; Andere hingegen fielen bald in Schlaf, und der Baron führte sie mit größter Gleichgültigkeit, ohne die geringste Siegermiene auf den Platz zurück, wo sie zu schlafen fortfuhren, die Einen ruhig, die Andern in einem gewissen milden konvulsivischen Zustande, indem sie allerlei komische oder schreckliche Gesichter schnitten. Ich sah eine unmagnetisirte Frau, die sich voll Entsetzen an ihren Mann klammerte, aber, von der Unheimlichkeit des Schauspiels mächtig angezogen, die Stube um keinen Preis verlassen wollte. Eine andere Frau, ebenfalls unmagnetisirt, fiel in Zuckungen, und ein Kind fing fürchterlich zu schreien an. Alles Das war nach der Meinung der Majorität die Wirkung des Fluidums, das den Raum erfüllte. Es sah wirklich höchst gefährlich aus. Trotzdem wurde meine Aufmerksamkeit von diesem Schauspiele bald auf ein anderes abgewendet. Es traten drei Personen ein, die ich sogleich als Deutsche erkannte: ein Herr mit zwei Damen. Von dem Manne sagte ich mir, daß er einer von den reichen westphälischen Gutsbesitzern sein müsse, die jährlich tausend Exemplare vortrefflicher Schinken in die Welt schicken. Er war blond, ungefähr 40 Jahre alt, rund, breitschulterig und von überaus lebhafter Fleischfarbe. Die Aeltere der beiden Damen sah wie eine begleitende Tante oder etwas Dergleichen aus; meine ganze Aufmerksamkeit nahm die Jüngere, die am Arme des Mannes hing und wahrscheinlich seine Frau war, in Anspruch. Es war eines der schönsten und zartesten Geschöpfe, die ich die Tage meines Lebens gesehen habe; das Ideal einer deutschen Schönheit, blond, blauäugig und von zarten Farben, wie man sie nur auf Frauengesichtern Englands oder Norddeutschlands findet. Obwohl ziemlich voll und abgerundet und nicht im Geringsten krankhaft aussehend, war es doch, als ob sie ein Hauch umwehen könnte. Ihre blauen Augen blickten mit einer erstaunlich kräftigen Intensivität und dabei doch überaus schwärmerisch und sehnsüchtig. Sobald ich in diese Augen sah, konnte ich die meinigen nicht mehr abwenden, und es schmeichelte mir außerordentlich, daß die Fremde, nachdem sie

Das bemerkt, einige vergebliche Versuche gemacht, ihre blauen Sterne mit den zarten Lidern zu verdecken, und daß sie mich endlich beinahe ebenso unausgesetzt ansah, wie ich sie. Weiß Gott, ich fing an, an Magnetismus zu glauben, nur wußte ich nicht, ob sie mich, ob ich sie magnetisirte. Ich verlor meine Zeit nicht mit Untersuchungen, ich gab mich dem behaglichen Gefühle hin, das mein ganzes Wesen durchströmte und das sich zu wahrhafter Glückseligkeit steigerte, als ich bemerkte, daß auch sie lächelte, wenn ich es that, und daß sie eben so melancholisch wurde wie ich, wenn ich sie voll Sehnsucht oder, hol mich der T....., voll Liebe anstarrte.

„Aus diesem glücklichen Zustande, der mich die ganze Umgebung vergessen ließ, weckte mich der unglückselige Hexenmeister. Plötzlich stand er vor mir und behauptete, vielleicht durch mein träumerisches Wesen getäuscht, ich müsse ein vortreffliches Sujet sein. Aergerlich über die Störung, und weil er mir die Aussicht auf die schöne Deutsche versperrte, schüttelte ich den Kopf und versicherte ziemlich barsch, daß ich im Gegentheil ein sehr schlechtes Sujet abgebe. Baron Dupoté aber beharrte auf seiner Meinung und forderte mich auf, mich auf den Stuhl in der Mitte der Stube zu setzen. Ich erhob mich, mein ganzer Rationalismus empörte sich, und mit dem Stolz meiner jungen Wissenschaft erklärte ich laut, daß ich an all das Zeugs nicht glaube, und daß er wohl besser thue, seine Kunst an mir nicht zu versuchen. Es war nun für Herrn Dupoté Ehrensache, mich auf den Stuhl zu bringen. Er drang noch mehr in mich, und bedenkend, daß ich den Charlatan bloßstellen könnte, mehr aber noch, weil mich der Sitz auf dem Stuhle der schönen Deutschen um die halbe Breite des Zimmers näherte, entschloß ich mich rasch, und schon nahm ich den verhängnißvollen Sitz ein. Herr Dupoté schob die Rockärmel etwas zurück und begann, mich mit großem Eifer von oben nach unten zu bestreichen; von Zeit zu Zeit schnellte er sämmtliche Finger beider Hände vor meinen Augen los, um mich mit vollen Ladungen des Fluidums zu

beschießen. Ich kümmerte mich um all Das nur sehr wenig. An Herrn Dupoté vorbei sah ich meiner schönen Deutschen in holder Nähe entgegen; unsere Augen versenkten sich Eins ins Andere, und ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte, ob ich es wirklich sah, oder mir es nur einbildete, daß sie nach und nach ihren Kopf vorwärts beugte — immer mehr und mehr, bis sich mir ihr ganzer Oberkörper, wie von einer unwiderstehlichen Macht angezogen, entgegenneigte. Unwillkürlich machte ich dieselbe Bewegung, und wäre das Publikum nicht mit der Hexerei des Barons zu sehr beschäftigt gewesen, es hätte bemerken müssen, daß wir Beide, die junge Deutsche und ich, uns in einer Weise gegeneinander benahmen und unsere gegenseitige Anziehungskraft zur Schau stellten, wie man es sonst in Gesellschaft nicht zu thun pflegt. Es blieb selbst dabei nicht lange. Die Deutsche wurde mit einem Male unruhig, höchst unruhig; wie starr sie bisher dagesessen hatte, so lebhaft fing sie jetzt an, sich auf ihrem Sitze zu bewegen; ihre Lippen zitterten, sie lispelte vor sich hin, und es war mir, als müßte sie jeden Augenblick laut zu sprechen anfangen. Offenbar besorgt, etwas zu beginnen, was sie fürchtete, klammerte sie sich plötzlich an den Arm ihres Mannes, der einen ihm gegenübersitzenden Magnetisirten und dessen Krämpfe beobachtete, dann ließ sie den Arm wieder los, um sich aufs Neue, wie vorhin, weit vor und mir entgegen zu neigen. In diesem Augenblicke fiel jener Magnetisirte mit einem lauten Schrei von seinem Stuhle; ein großer Theil des Publikums sprang von seinen Sitzen auf, und Das war wie ein Signal für die Deutsche; sie erhob sich ebenfalls, machte zwei Schritte vorwärts, streckte mir die Arme entgegen, dann, als wäre sie plötzlich zum Bewußtsein gekommen, hielt sie hart an mir inne — aber nur um in demselben Momente mit einem leisen Seufzer ohnmächtig vor meine Füße zu sinken.

„Die Verwirrung, der Lärm, das Geschrei war arg, der Westphale stürzte mit seiner Begleiterin auf die Ohnmächtige los. Aber noch bevor er sie aufhob, rief er in deutscher Sprache, während er mich anblickte: „Das ist eine Niederträchtigkeit," dann zog

er die Ohnmächtige mit Hülfe der ältern Frau in die Nebenstube. Ich selbst, der ich aufgesprungen war, als mir das reizende Geschöpf zu Füßen fiel, stand wie verzaubert da. Alles hatte die Fassung verloren, nur nicht Herr Baron Dupoté. Kaum hatte er die Ohnmächtige fallen hören, als er sich triumphirend seinem Publikum zuwendete und ausrief: ‚Sie sehen, meine Herren und Damen, wie eigenthümlich hier der Magnetismus gewirkt hat. Ich konnte zwar auf diesen Herrn, der mir mit seinem Unglauben widerstrebte, keine Wirkung ausüben, er aber hat indessen, während ich ihn vergebens zu magnetisiren suchte, mit seinen Augen jene junge Dame magnetisirt und sie mit seinen Blicken allein so mächtig angezogen, daß sie ihm nicht widerstehen konnte und sich ihm zu Füßen werfen mußte.‘

„Als Herr Dupoté diese triumphirenden Worte kaum ausgesprochen hatte, hörte ich, wie der Westphale, der in der Thüre der Nebenstube stand, wieder mich anblickend und voll Zorn ausrief: ‚Der infame Kerl!‘

„Dieser Schimpf weckte mein studentisches Ehrgefühl: ich wollte weder niederträchtig noch infam sein, auch nicht in den Augen des ehrlichen Deutschen und der reizenden kleinen Person für einen Compère Dupoté's gelten und eilte zu meinem Marinelieutenant zurück, um ihn zu dem Beleidiger zu schleppen und von diesem sofort Rechenschaft zu fordern. Aber die Thüre der Nebenstube war geschlossen, da man der Ohnmächtigen, um sie ins Leben zurückzubringen, die Kleider lose gemacht hatte. So stellte ich mich mit meinem Marinelieutenant draußen im Vorzimmer auf, um daselbst den Deutschen zu erwarten.

Ich gestehe, daß sich die Hitze meines Ehrgefühls, während wir an der Treppe warteten, etwas legte, und sie sank auf sehr tiefe Grade herab, als der Deutsche nach ungefähr einer halben Stunde mit der jungen Dame am Arm aus der Stube trat. Sie sah blaß aus und versteckte sich bei meinem Anblick, so weit es anständiger Weise ging, hinter dem wohlbeleibten Herrn. Er war sichtlich überrascht, mich auf seinem Wege zu finden, und noch

mehr, als ich ihn deutsch anredete. Anstatt ihn zur Rechenschaft zu ziehen, erklärte ich ihm, wer ich wäre, und in kurzen Worten, was ich von dem ganzen magnetischen Wesen hielte. Daran knüpfte ich eine Anspielung auf seine beleidigenden Ausdrücke. Es schien ihm darum zu thun, mich rasch los zu werden, er erklärte, daß er gar nicht wisse, was er im ersten Schrecken gesagt, verbeugte sich auf das Verbindlichste und ging die Treppe hinunter. Die ältere Dame bildete den Nachtrab. Die Schöne blickte während unseres Gespräches so ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und Das ärgerte mich so sehr, daß ich einen Moment lang daran dachte, die Sache wieder aufzunehmen und dem Manne den Marineoffizier in das Hotel d'Espagne nachzuschicken."

„Unglücklicher," rief ich hier, den Dr. Herrera unterbrechend, „Sie wissen, in welchem Hotel sie abgestiegen — Sie sind ihr nachgegangen, die Geschichte ist hier noch nicht zu Ende."

„Wir sind am Palais Royal angekommen," erwiderte Dr. Herrera mit komischer Würde, „treten Sie ein in den Tempel der Magie, und da Sie sich einmal auf Mysterien einlassen, gewöhnen Sie sich auch das Fragen ab, denn das Fragen ist vom Uebel. Ich habe Ihnen nur eine Lehre, eine vorbereitende Lektion über den thierischen Magnetismus geben wollen. Gehen Sie ein, und möge es Ihnen mit dem Magnetismus so wohl ergehen, wie es mir ergangen."

So sprechend, grüßte er und verschwand.

Ich ging ein, aber es erging mir nicht, wie es mir Dr. Herrera gewünscht hatte. Ich fand, mit Ausnahme des Abenteuers, Alles, wie er es geschildert; so auch bei meinem zweiten, dritten und vierten Besuche Dupoté's; immer denselben Vortrag über die Dummheit der Wissenschaft, immer einige schlafende, oder von Krämpfen geplagte Individuen und unter diesen manche stehende Gäste und immer einen Theil des Publikums gläubig und ängstlich zuhörend und zusehend. Ich sagte mir bald, daß hier Compères und Selbstgetäuschte schwer von einander zu

unterscheiden seien, daß die Sache auf die Länge langweilig werden müsse und daß hier nichts zu holen sei. Ich war auch Herrn Dupoté ein sehr nutzloser Gast, denn ich abonnirte nicht, wie so viele andere Besucher seiner Sitzungen, auf seine Zeitschrift „Der Magnetismus", und ich trug auch nichts zur Verbreitung des Glaubens an Magnetismus bei. Dieses aber war seine eigene Schuld, denn er hörte mich nie, wenn ich ihn aufforderte, es doch auch mit mir zu versuchen.

Um in die Sache etwas Abwechselung zu bringen und mehr als einen Apostel kennen zu lernen, besuchte ich auch den Dr. Hebert, der im Saale Barthélemy seine Sitzungen hielt. Dort ging es viel großartiger her, als bei dem Baron Dupoté. Das Publikum nahm die Sitze ein, welche längs der Wände des großen Saales hinliefen. Obenan war eine große Tribüne angebracht, auf welcher Dr. Hebert seinen Sitz hatte und wo er vom männlichen und weiblichen Komité der Gesellschaft umgeben war. Durchschnitten war die ganze Länge des Saales von zwei Reihen von Bänken, die mit den Rücklehnen aneinander standen. Die Herren und Damen des Komité's, ebenso wie viele Andere, die zwischen den Sitzen des Publikums und den leeren Bänken in der Mitte auf und nieder gingen, wurden mir sämmtlich als Magnetiseure bezeichnet und Einzelne von ihnen, als mit einer ganz besondern Kraft ausgestattet, hervorgehoben. Es waren ihrer wohl an sechzig, die sich der wunderbaren Gabe der Natur erfreuten. Aeußerlich hatten sie nichts Gemeinschaftliches, nichts Typisches. Die Einen waren dick, die Andern mager, die Einen elegant pariserisch, die Andern ziemlich ruppig gekleidet, die Einen hatten ein abenteuerliches, die Andern ein ganz gesetztes solides Aussehen. Von den Frauen blickten die Einen, um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen, muthig, die Andern bescheiden oder anständig in die Welt. Es waren Alte und Junge, doch nicht sehr Junge, Hübsche und Häßliche darunter. Dr. Hebert hielt zur Einleitung der Sitzung einen Vortrag, der sehr große Aehnlichkeit mit den Vorträgen des Herrn Dupoté hatte:

dieselben Thatsachen, dieselben Argumente, dieselbe Polemik. Sonderbarer Weise erinnerte mich Dr. Hebert, wie er da oben stand, mit seinem ganzen Aussehen und seiner Art und Weise auf das Lebhafteste an einen gewissen Professor der Philosophie, dessen Schüler zu sein ich durch zwei Jahre das Glück hatte. Diese Aehnlichkeit verfehlte ihren Eindruck nicht, und ich konnte nicht umhin, dem Doppelgänger einen Theil jenes Vertrauens entgegen zu tragen, das ich einst dem geliebten Lehrer geschenkt hatte. Wenn Jemand, so hätte mich dieser Dr. Hebert zum Glauben an den Magnetismus bekehren können. Aber was darauf folgte, war zu komisch, um nicht jeden geistigen oder gemüthlichen Eindruck zu verwischen. Nach dem Vortrage wurde das Publikum aufgefordert, sich den Proben zu unterziehen. Im Augenblicke waren die langen Bänke, welche den Saal in der Mitte durchschnitten, besetzt und saßen zwei Reihen Individuen Rücken an Rücken da, und sogleich stand vor Jedem dieser fluidumslustigen Individuen irgend ein männlicher oder weiblicher Magnetiseur, und es begann eine Thätigkeit, wie in einer höchst betriebsamen Fabrik. Man denke sich an sechzig Menschen Rücken an Rücken sitzend, die Einen lächelnd, die Andern mehr oder weniger ängstlich der Dinge wartend, die da kommen sollten, und vor diesen wieder zwei Reihen Magnetiseure, die einander ins Gesicht sehen und mit großem Ernst beide Hände bewegen, herauf und herunter streichen, die Finger ausspreizen oder die Hand steif und starr vor die Augen des Opfers halten. Während all Dem tiefes Schweigen in dem weiten Saale. Magnetiseure und Magnetisirte geben keinen Laut von sich. So bleibt es eine Zeit lang, bis da und dort sich ein Individuum erhebt, erklärt, nichts gefühlt zu haben, und sich auf seinen früheren Sitz zurückbegibt, während sein Magnetiseur oder seine Magnetiseurin, ohne im Geringsten die Fassung zu verlieren, über diesen Mißerfolg erhaben, nur die Achsel zuckt. Andere dagegen sitzen bereits in tiefem Schlafe da. Man vernimmt sogar da und dort ein leises, wohl auch ein lautes Geschnarche. Manche Schläfer

erheben sich und taumeln durch den Saal, Andere fallen hin und bekommen Krämpfe. Dr. Hebert bemächtigt sich des Einen oder des Andern, streckt ihm die Hand entgegen und zieht ihn am unsichtbaren magnetischen Seile durch den Saal. So thun auch andere Magnetiseure, und es beginnt am Ende, da diese immer rascher laufen, ein wahres Wettrennen: die Magnetiseure mit ausgestreckter Hand rückwärts laufend, worauf die Somnambulen ihnen nach, die Einen mit offenen, die Andern mit geschlossenen Augen. Auch von rückwärts, ohne von den Somnambulen gesehen zu werden, ziehen Dr. Hebert und seine Genossen diese nach sich und manchmal mit rasender Geschwindigkeit. Das Ganze macht den Eindruck von Akrobatenkunststücken, und Dr. Hebert erinnerte nicht im Geringsten mehr an einen Professor der Philosophie. Eine der Damen, die im Komité mit großer Würde mitpräsidirt hatte, sah ich kurze Zeit darauf auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. Sie warf mit Blicken um sich, die zwar nicht an ihrem thierischen Magnetismus zweifeln ließen, aber doch auch das Vertrauen in die Persönlichkeit erschütterten. Nach ungefähr einem Jahre traf ich ein junges Mädchen, das mir sowohl seiner Schönheit, als seiner Geschicklichkeit wegen aufgefallen, mit der es durch die ganze Salle Barthélemy gelaufen, im Atelier eines mir befreundeten Malers. Sie machte jetzt Modell für Gesicht und Hände. Als ich ihr sagte, wo ich sie zum ersten Male gesehen, erwiderte sie mit großer Ernsthaftigkeit: „Ich habe das Metier aufgegeben, es bringt zu wenig ein." Dann zeigte sie uns ihre ehemalige Kunst, indem sie die Augen schloß und mit rasender Schnelligkeit rückwärts in großen Kreisen durch das Atelier lief.

2.

Wer hat nicht von dem großen Somnambulen Alexis gehört? Ganz Paris ist seiner Wunder voll, und man kann sagen,

daß sein Ruhm den Erdkreis erfüllt. Daß ich auch diesen kennen gelernt, danke ich einem Freunde, der nach Paris kam und gleich den Heros des Somnambulismus sehen wollte. Noch ein dritter Freund begleitete uns, und auf dem Wege besprachen wir uns über unser Verhalten. Nur Einer sollte sprechen und auf die Fragen, die man ihm stellte, die striktesten und kürzesten Antworten geben. Da sich Alexis mit der Person, in Bezug auf welche die Konsultation stattfindet, durch irgend einen von dieser Person getragenen Gegenstand in Rapport setzt und in seinem somnambulen Zustande diesen Gegenstand erräth, wenn er noch so gut verhüllt und verpackt ist, so nahm mein Freund einen sorgfältig und vielfach in Papier gewickelten Schleier einer ihm nahestehenden Dame mit. Ich muß hinzufügen, daß mein Freund damals im höchsten Grade verliebt und in seiner Sehnsucht, von der Entfernten etwas zu erfahren, trotz der Ungläubigkeit, die ihn im normalen Zustande charakterisirte, in seinem jetzigen aufgeregten und etwas unglücklichen Zustande zu einiger Gläubigkeit geneigt war.

Im Vorzimmer des Herrn Alexis empfing uns dessen Doktor und Magnetiseur. Diese Herren und Damen haben nämlich immer irgend einen Doktor zur Seite. Der Doktor entschuldigte Herrn Alexis, der uns erst in einigen Minuten empfangen könne, setzte sich auf das Freundschaftlichste zu uns und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Wir blieben, unserm Vorsatze getreu, so schweigsam, als es die Höflichkeit gestattete, indem wir alle seine Reden und Fragen mit möglichst kurzen Worten erwiderten, die ihm über unsere Verhältnisse, über Das, was wir von Herrn Alexis erwarteten, nicht die geringste Aufklärung gaben. Resignirt erhob er sich endlich und holte Herrn Alexis, einen großen, stämmigen, aber etwas verlebt aussehenden jungen Mann, aus dem anstoßenden Zimmer. Dieser begrüßte uns stumm, setzte sich hin, und der Doktor fing an, ihn zu bestreichen, um ihn in den somnambulen Zustand zu versetzen. Schon nach drei oder vier Strichen zuckte Herr Alexis mehrere Male zusammen und

sagte, daß es genug sei. Darauf gab ihm mein Freund das kleine Paket in die Hand und fragte ihn, was es enthalte? Der Somnambule drückte und quetschte es von allen Seiten, drehte es hin und her und sagte endlich, es sei ein Nachtleibchen. — „Nein!" — Der Somnambule begann seine Untersuchung aufs Neue, hob das Paket zuletzt an die Nase und beroch es von oben nach unten, von rechts nach links; dabei konnten wir sehr wohl bemerken, wie er mit seiner Nase das Papier zu verschieben suchte. Aber der Gegenstand war zu gut verhüllt und kam trotz allem Hin- und Herschieben nicht zum Vorschein. Da hieß es mit einem Male, der eingehüllte Gegenstand sei eine Nachthaube. So sah der Somnambule noch mehrere Male Gegenstände, die in dem Paket nicht enthalten waren, bis ihm mein Freund das Geheimniß enthüllte und ihm sagte, daß es ein Schleier sei. Darauf fragte man ihn, wo die Person, die den Schleier getragen, sich jetzt aufhalte und wie sie aussehe. Der Somnambule hielt sich zuerst an Allgemeinheiten, die auf die verschiedensten Personen passen konnten. Bei jedem Worte, das er sprach, sah er uns prüfend in die Augen, um aus deren Ausdruck zu erkennen, ob er sich der Wahrheit nähere oder nicht, und zwar hatten seine Blicke etwas so Herausforderndes und Drohendes, daß es schwer war, ihnen mit gleichgültigen Blicken zu begegnen. Doch hielten wir Stand, machten nichtssagende Augen und antworteten auf seine Reden weder mit Ja oder Nein, noch mit irgend welcher Geberde. Da er uns als Deutsche erkannte, machte er aus der Person, nach der gefragt wurde, eine Blonde mit blauen Augen. Sie war zufälliger Weise braun und hatte schwarze Augen. Von ihrem Aufenthalte sagte er, er liege jenseits eines großen Wassers. Das war allerdings wahr, da die betreffende Dame sich eben in Amerika befand, Herr Alexis dachte bei dem großen Wasser wahrscheinlich an den Rhein. „Das große Wasser" ausgenommen, hatte Herr Alexis auch nicht das Geringste errathen, was der Doktor damit erklärte, daß die Dame wohl den Schleier seit Langem nicht getragen habe. Aber was

schadete Das dem Doktor und Herrn Alexis, da mein Freund trotz Allem seine zehn Franken bezahlen mußte.

Eine ganz ähnliche Erfahrung machte ich mit einer minder berühmten Somnambule, die eine Zeit lang viel von sich reden machte und zu deren Wohnung in der Rue Jufroy die Kranken in Menge herbeikamen, die man auch an manches Krankenbett berief. Ihren Namen habe ich vergessen; wir wollen sie der Bequemlichkeit wegen Madame Goulé nennen.

Eine Frau meiner Bekanntschaft, die seit Jahren an einem Uebel litt, das unheilbar schien, da sich die Kunst der Aerzte an ihr ohnmächtig erwies, wurde von einer Anzahl alter und junger Weiber ihres Kreises bestürmt, doch ja Madame Goulé, von der sie sich nicht Wunders genug erzählen konnten, zu konsultiren. Sie fügte sich endlich dem Drängen und gab uns die zur Konsultation nothwendige Locke von ihrem Kopfe mit. Es war im Winter. Ich ließ meinen Paletot, die Dame, meine Begleiterin, ihren Mantel im Vorzimmer der Madame Goulé, und wir traten in den Salon. Man ließ uns ziemlich lange warten, aber wir sprachen verabredeter Maßen während des Wartens auch keine Silbe über den Zweck unserer Expedition oder über die betreffenden Personen. Nach einiger Zeit trat ein älterer Mann in den Salon und setzte sich wie ein ebenfalls auf eine Konsultation Wartender hin. Da wir stumm blieben, knüpfte er ein Gespräch an, und es war ihm leicht, dasselbe auf Madame Goulé zu lenken und daran einige uns selbst betreffende Fragen zu knüpfen. Wir aber gaben Antworten, die gerade so viel werth waren wie keine. Da trat nach einiger Zeit „der Doktor" herein, den wir sogleich als einen Engländer erkannten. Er entschuldigte Madame Goulé, daß sie uns so lange warten lasse, da sie von vielen Konsultationen müde sei. Wir möchten gütigst nur noch einige Minuten Geduld haben. Diese einige Minuten benutzte der Doktor zu einer Unterhaltung, in der mancherlei indirekte Fragen vorkamen, auf die wir aber eben so ausweichend antworteten, als auf die Fragen jenes Herrn, der noch immer im Salon war. Zuletzt

führte uns der Doktor in das anstoßende Zimmer. Aber Madame Goulé, nachdem sie uns begrüßt, entschuldigte sich wieder mit ihrer Müdigkeit und verließ das Zimmer durch eine Thüre, die in das Vorzimmer führte. Der Doktor war in den Salon zurückgetreten, und wir blieben wieder allein. Madam Goulé, die wir nur einen Augenblick gesehen, war eine häßliche alte Frau mit arg zerarbeitetem und runzeligem Gesichte, ihr Blick, der uns sehr eindringlich von Kopf bis Fuß gemessen hatte, flößte so wenig Vertrauen ein, daß wir erstaunt waren, wie so viele Menschen an sie glauben konnten. Ich schämte mich, diesen Auftrag, wenn auch nur aus Gefälligkeit, übernommen zu haben, und in diesem Gefühle wurde ich des Wartens schnell überdrüssig. Um die Sache abzumachen, wollte ich Madame Goulé herbeirufen und folgte ihr durch dieselbe Thüre, durch die sie uns verlassen hatte. Als ich sie öffnete, stand Madame Goulé mit meinem Paletot in der Hand da. Sie war im höchsten Grade bestürzt, faßte sich aber rasch und fragte, ins Haus hineinrufend, wem denn dieser fremde Paletot gehöre. Offenbar suchte sie nach irgend welchen Papieren, einer Karte oder Briefadresse, die sie auf unsere Spur hätte lenken, mit deren Hülfe sie Näheres über uns und die Kranke hätte erfahren können. Sie hätte uns dann mit der Konsultation, wie sie es denn auch wirklich that, auf einige Tage vertröstet und diese Zeit benutzt, um Erkundigungen einzuziehen. Ich ließ mich auf die Geschichte mit dem Paletot nicht weiter ein und forderte sie auf, uns nicht länger warten zu zu lassen. Sie gehorchte und kam in Begleitung des Doktors. Dieser bestrich sie, sie erklärte sich in einer halben Minute für hellsehend und ich legte ihr die mitgebrachte Haarlocke in die Hand.

Ich will kurz sein. Madame Goulé rieth auf Kopfübel, Herzübel, Lungenübel, Leberübel, kurz auf alle möglichen Uebel, nur nicht auf das Eine, um das es sich handelte und das allerdings außer dem Bereiche des Errathens lag. Der Doktor machte ein höchst verlegenes Gesicht und erklärte das Mißgeschick mit

der Müdigkeit der Somnambule. Er bat uns, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Wir stiegen in den Wagen, den wir in einer andern Straße hatten warten lassen, und schlugen einen andern Weg ein, als den, der uns in die Wohnung der Kranken geführt hätte. Nach einigen Tagen kehrte die Dame, die ich begleitet hatte, zu Madame Goulé allein zurück, und die Konsultation hatte vollkommen denselben Erfolg wie das erste Mal.

Von solchen untergeordneten Zauberern könnte ich noch viel erzählen, aber ich ziehe es vor, zum großen Magus Dupoté zurückzukehren. Seiner allsonntäglichen Vorträge und Kunststücke wäre ich bald müde gewesen, hätte mich nicht die Neugierde auf ein gewisses, viel gerühmtes Kunststück bei ihm zurückgehalten. Ich hatte die Wirkungen des Zauberspiegels noch nicht gesehen, nach der Versicherung aller Eingeweihten das Schönste, Größte und zugleich Fürchterlichste, was man bei Herrn Dupoté sehen konnte. Es sollte mir werden. Eines Sonntags, nachdem Herr Dupoté sechs oder acht Individuen mit mehr oder weniger Erfolg auf die gewöhnliche Weise magnetisirt, kam in die versammelte Gesellschaft plötzlich eine große Bewegung, ja Aufregung, denn Herr Dupoté holte aus einem Winkel den Zauberspiegel hervor. Man muß sich unter dem Zauberspiegel nicht einen Spiegel gewöhnlicher Art vorstellen; aber auch nicht ein Instrument von irgend welchem ungewöhnlichen überraschenden Aussehen. Der Zauberspiegel ist ein mittelgroßes, ungefähr ein und einen halben Schuh breites und einen Schuh hohes, polygon zugeschnittenes Stück Pappendeckel, welches rings herum anstatt des Rahmens eine farbige Papiereinfassung hat und dessen Verzierungen und Ausschnitte nicht die geringste kabbalistische oder irgend welche geheimnißvolle Formen zur Schau tragen. Von Spiegelglas ist hier keine Rede. Was im Zauberspiegel gesehen wird, sieht man nur mit des „Geistes Auge.“ Den Zauberspiegel in Händen haltend, sah sich Herr Dupoté in der Versammlung um, bis seine Blicke mit offenbarer Befriedigung und augenscheinlich auch mit

Achtung auf zwei jungen Männern haften blieben, welche in der vordern Reihe der Zuschauer saßen. Ich wie alle Andern folgte den Blicken Herrn Dupoté's, und ich wie alle Andern theilte das Gefühl, das sich im Gesichte des Zauberers aussprach. Um es gleich mit Einem Wort zu sagen: der Eine der beiden jungen Männer war einer der schönsten und interessantesten Menschenkinder, die mir jemals zu Gesichte gekommen, und der Leser wird mir nach dieser Versicherung die Beschreibung dieses herrlichen jungen Menschen erlassen. Es denke Jeder an die Vorstellung, die er sich von einem Byron'schen Helden macht, von einem Child Harold, von einem Lara in seiner schönsten Jugend, oder wie er sich irgend einen Shelley'schen Helden, einen Julian oder Madalo denkt. Die Kleidung des jungen Mannes war die eines reichen und eleganten Gentleman. Er mochte ungefähr 23 Jahre alt sein, seine tief dunklen, schwarzen Augen, sein rabenschwarzes Haar und die blaßbraune Farbe des Gesichtes wie überhaupt dessen Form deuteten auf einen südlichen Ursprung; der Mund, hinter dessen schwellenden Lippen zwei Reihen der schönsten Zähne hervorblickten, lächelte, im Widerspruche mit der ganzen Gluth des Gesichtes, mit jener sanften Trägheit, welche die Kreolen charakterisirt. Füße und Hände wie überhaupt die ganze schlanke Gestalt, letztere trotz ihrer Kräftigkeit, hatten jene Zartheit des Baues, die man gewöhnlich als aristokratisch bezeichnet. Sein Begleiter, den sein ganzes Aussehen als einen Landsmann verrieth, hatte nicht ganz denselben Adel des Ausdruckes, sah überhaupt nicht ganz so interessant aus, und daran war vorzugsweise eine etwas dicke und herabhängende Unterlippe, eine zu sehr gebogene Nase und die etwas zu breiten Schultern bei kleiner Gestalt schuld. Im Uebrigen war auch er ein hübscher Mann und zeichnete sich durch dieselbe reiche und feine Eleganz aus wie der Andere und hätte ohne diesen Andern in jeder Gesellschaft als eine schöne und interessante Erscheinung auffallen müssen. Herr Dupoté nahte sich den beiden jungen Männern in höchst achtungsvoller Haltung, und nachdem er einige Worte mit ihnen gewechselt

wandte er sich zum Publikum und sagte mit lauter Stimme: „Diese beiden Herren sind Spanier aus Süd-Amerika und erst vor einigen Tagen in Paris angekommen.“ Dann wandte er sich zu dem schönen jungen Manne und fragte ihn, ob er die Güte haben wolle, sich zu dem Experimente herzugeben und den Zauberspiegel in die Hand zu nehmen. Der junge Mann lächelte etwas verlegen und abwehrend, aber mit einer Anmuth, welche die ganze Versammlung bezauberte und unwillkürlich ein wohlgefälliges Lächeln auf allen Lippen hervorrief. Herr Dupoté nahm diese Antwort nicht für eine entschieden ablehnende, bestrich den Spiegel und drängte ihn dem Spanier mit sanfter Gewalt auf, indem er ihn bat, nur eine Minute lang die Fläche anzublicken. Der Spanier schüttelte den Kopf, nahm den Spiegel in die beiden behandschuhten Hände und that, aber offenbar ungläubig, wie Herr Dupoté verlangte. Dieser trat um einige Schritte zurück.

Der Spanier lächelte, wie gesagt, ungläubig, als er den Spiegel anzublicken begann. Er fuhr fort, zu lächeln, und bald mußten wir uns sagen, daß er nicht mehr aus Unglauben lächelte. Sein Gesicht nahm nach und nach einen ganz andern Ausdruck an, selbst das Lächeln verschwand auf einen Augenblick, und er blickte mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung in den Spiegel. Wieder wich die Ueberraschung, und wieder kehrte das Lächeln zurück, aber es war das Lächeln der Freude, welches nach und nach den Ausdruck der höchsten Seligkeit annahm. Es war, als sähe er in dem Spiegel das paradiesischeste Land, bevölkert von den göttlichsten Gestalten, oder vielleicht seine ferne Heimat und die geliebtesten Personen, oder die glücklichsten Szenen seines eigenen Lebens, oder die Verwirklichung seiner schönsten Träume. Man konnte alles Das aus seinen Mienen herauslesen, und diese Mienen wurden noch unterstützt durch einen unendlich sanften Ton, der singend und sehnsüchtig aus dem Innersten seines Herzens hervorzukommen schien. Der Ton, den er vor sich hinsang, während er in den Spiegel blickte, ein sanfter leiser Mollton,

war, als käme er von einer Aeolsharfe. Von Zeit zu Zeit beugte er sich auf den Spiegel nieder, aber es schien, als ob dann die Gestalten, die er darinnen sah, immer unklarer wurden, und er zog rasch wieder den Kopf zurück, um sich des frühern Schauspiels zu erfreuen. Manchmal hielt er den Spiegel nur mit einer Hand, während die andere auf seiner Oberfläche nach etwas haschte, was vor ihr zu fliehen schien. Auch sein Nachbar blickte mit in den Spiegel, und auch auf dessen Gesicht sprach sich, wenn auch nicht so ausdrucksvoll wie auf dem andern, eine große Glückseligkeit aus. Die Minute, um die Herr Dupoté gebeten hatte, war längst vorüber, und es fiel dem Spanier, der Alles um sich her vergessen hatte, nicht ein, den Spiegel zurückzugeben. Er sollte ihn noch lange und unter den abwechselndsten Gefühlen behalten. Ebenso, wie sich sein Gesicht nach und nach zur höchsten Glückseligkeit verklärt hatte, ebenso verfinsterte es sich jetzt und zogen wie Wolken die traurigsten und schmerzlichsten Affekte darüber hin, Kummer, Schrecken, Furcht, Entsetzen, als ob er jetzt in dem Spiegel die gräulichsten Szenen zu sehen bekäme. Der schöne holde Ton, den er vorhin gesungen hatte, war verschwunden, und man hörte jetzt als entsprechende Begleitung des bald zornigen, bald entsetzten Blickes ein Grollen, ein Aechzen, manchmal einen grellen Schrei. Die Gesellschaft wurde besorgt und fühlte zugleich das größte Mitleid mit dem jungen Manne, der Unsägliches zu leiden, Grauenvolles zu sehen schien. Herr Dupoté, der ihn fortwährend mit seinem Blicke fixirte, machte eine kleine Bewegung, der Ausdruck höchsten Schmerzes und Entsetzens verschwand aus dem Gesichte des Spaniers, seine Schönheit, die hinter der Verzerrung der Züge beinahe verschwunden war, kam wieder zum Vorschein, und nach und nach kehrte jenes selige Lächeln wieder, welches die ganze athemlos und staunend zusehende Versammlung mit einem süßen Gefühle erfüllte, wie sie vor einer Minute der schreckensvolle Blick des schönen Auges und die unartikulirten Laute des Schmerzes und der Verzweiflung mit Schrecken erfüllt hatten.

So ging das Unbeschreibliche zu wiederholten Malen auf und abwärts, abwechselnd durch das höchste Glück, wie durch das tiefste Elend. Endlich trat Herr Dupoté entschlossenen Schrittes auf den jungen Mann los und faßte den Zauberspiegel, um ihn ihm zu entreißen; der Spanier aber hielt ihn mit ganzer Kraft und sah darein, als wäre er entschlossen, sich ihn um keinen Preis entreißen zu lassen. Dennoch gelang es Herrn Dupoté, ihm denselben zu entwinden. Rasch lief er damit an das entgegengesetzte Ende des Zimmers. In demselben Augenblicke und im Laufe weniger Sekunden entwickelte sich und endete ein wahrhaft schreckliches Schauspiel, das Niemand, der es gesehen, je vergessen wird. Der junge Mann erhob sich und eilte ihm mit ungeheuern Schritten nach. Er trat so gewaltig auf den Boden, daß das ganze Zimmer erdröhnte und erzitterte, dabei hob er seine Beine hoch in die Luft und machte so eckige Bewegungen, wie sie beim Gehen ein Mann aus Holz oder Stein machen würde, und endlich stieß er auf dem Wege von einer Ecke des Zimmers in die andere, den er auf diese Weise zurücklegte, ein wahrhaftes Geheul, das Geheul eines wüthenden wilden Thieres aus, welches in seinem Kontraste zu der wunderschönen Erscheinung desto schrecklicher wirkte. Aber daran war noch nicht genug. Der andere Spanier, der ebenfalls in den Spiegel gesehen, folgte ihm ebenfalls, als ihn Herr Dupoté entführte, aber auf andere Weise. Wie ein geschnellter Ball, oder wie ein Panther mit Einem Satze, flog er von seinem Stuhle dem Zauberspiegel nach, und in dem Augenblicke, da der Andere mit geballten, in die Luft gehobenen Fäusten vor Dupoté ankam, lag er mit herausgestreckter Zunge zu dessen Füßen und umklammerte diese, während sein Gesicht auf dem Boden lag. Es sah aus, als sollte Herr Dupoté von zwei wüthenden Dämonen in Stücke gerissen werden. Aber er machte rasch einige Bewegungen mit der Hand, die Wuth der beiden jungen Männer legte sich augenblicklich, sie seufzten auf, sahen erstaunt um sich und waren überrascht, sich in der andern Ecke der Stube zu sehen. Lächelnd und beschämt

kehrten sie zu ihren Sitzen zurück. Mit ihnen erwachte die ganze Versammlung wie aus einem höchst phantastischen, aber auch schrecklichen Traume. Eine Viertelstunde lang hatte Niemand zu sprechen oder auch nur laut zu athmen gewagt. Jetzt erhob sich Alles, sprach Alles untereinander über das merkwürdige Phänomen. Herr Dupoté fand kaum Gelegenheit, sein Wort darüber zu sagen, und die Versammlung trennte sich in höchster Aufregung.

Ich sah den Child Harold oder Lara später noch einige Male auf den Boulevards, und zwar nicht selten vor Tortoni in Gesellschaft der bedeutendsten Elegants von Paris. Seine Kleidung und sein Auftreten waren wohl meist die eines eleganten und reichen jungen Mannes, sein Gesicht immer schön und eines Novellenhelden würdig; aber dieses sah doch manchmal übernächtig aus, wie eines Menschen, der nicht immer haushälterisch mit Jugend und Leben verfährt, und jene waren manchmal ebenso verfallen und deuteten auf Ebbe in den Privatverhältnissen. Ich betrachtete ihn in Erinnerung an jene merkwürdige Szene immer mit Interesse, bis er mir zuletzt ganz aus den Augen verschwand.

Ungefähr fünf Jahre, nachdem ich jene Szene mit dem Zauberspiegel erlebt hatte, nahm ich eines Tages an einem großen Diner in einem Landhause bei Fontainebleau, wo ich wohnte, Theil. Es war auch ein junger russischer Fürst mit seinem Hofmeister zugegen, und Beide erzählten von ihren Erlebnissen in Paris und von den Merkwürdigkeiten, die sie daselbst gesehen. Sie geriethen in Enthusiasmus, und Einer suchte dem Andern das Wort aus dem Munde zu nehmen, als sie auf Dupoté kamen und auf Das, was sie erst gestern in seiner Sitzung gesehen hatten. „Ich," sagte der junge Fürst mit jenem Enthusiasmus, der den Russen allem Mystischen gegenüber so leicht wird und den sie ebenso gerne zeigen, „habe nie etwas Aehnliches gesehen, und ich bin dem Magnetismus gegenüber vollkommen gläubig geworden." Der Hofmeister, der kein Russe

war, bemerkte das spöttische Lächeln mehrerer Gäste und fügte, um seinen Zögling nicht lächerlich erscheinen zu lassen, dem enthusiastischen Ausrufe desselben mit absichtlicher Ruhe hinzu: „Seien Sie versichert, meine Herren und Damen, daß an Dem, was wir gestern gesehen, der Betrug unmöglich irgend welchen Antheil haben konnte. Wie man über den Magnetismus immer denken möge, die Personen, an denen er sich gestern bewährte, können unmöglich verdächtigt werden. Wir sahen den Zauberspiegel."

Bei diesem Worte wurde ich aufmerksamer und fragte: „Wer waren die Personen, an denen Herr Dupoté mit seinem Zauberspiegel sein Experiment machte?"

„Zwei sehr schöne, im höchsten Grad distinguirt aussehende junge Männer," antwortete der Hofmeister, „besonders der Eine, der den Zauberspiegel in Händen hatte, ist ein wahres Ideal südlicher Schönheit; man kann diese zwei offenbar reichen und ausgezeichneten Männer um so weniger für Compères des Herrn Dupoté halten, als sie erst vor wenigen Tagen in Paris ankamen, es sind nämlich Spanier aus dem südlichen Amerika —"

„Halt," rief ich, „nicht weiter, ich werde Ihnen die Fortsetzung sagen und Alles erzählen, wie das Experiment von Anfang bis zu Ende vor sich gegangen."

Ich that, wie ich sagte, indem ich Alles so erzählte, wie ich es hier oben gethan. Der junge Fürst war überzeugt, daß ich gestern mit im Publikum des Herrn Dupoté gewesen, und war höchst verblüfft, daß ich dieselben neu angekommenen Südamerikaner und ihre Ekstase schon vor fünf Jahren gesehen haben sollte. Ich segnete den Zufall, den Fürsten und seinen Hofmeister, die mir, ich gestehe es, über einen Zweifel hinweghalfen, der mich überschlich, so oft ich an jenen Sonntag und an den Zauberspiegel dachte. Schauspieler und Schauspiel waren derart, daß sie dem kühnsten Zweifler den Muth benahmen, ihre ganze Wahrhaftigkeit anzuzweifeln.

3.

Aehnlich ging es mir in Florenz (1860). Eine bekannte Dame gab eine große Soirée, und um ihre Gesellschaft auf neue Weise zu unterhalten, engagirte sie für diesen Abend Signor Ricciali (ich erinnere mich des Namens nicht genau) mit seiner Tochter, welche, trotz der Annexionsvorgänge und der großen politischen Bewegung, als Somnambule viel von sich reden machte. Der Vater hatte eines jener konfiszirten italienischen Gesichter, die man an den Vätern italienischer Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuosinnen jeder Gattung kennt; die Tochter aber hätte Andrea del Sarto als Modell zu einer seiner unschuldvollsten Madonnen benutzen können. Es war ein italienisches Gesicht von der zarten und melancholischen Art, und man erkannte auf den ersten Blick, daß Signorina Ricciali gebildeter war und mehr gelernt haben mußte als der größte Theil ihrer Landsmänninnen. Bei aller Unschuld und Naivität war es ein geistig durchgebildetes Gesicht. Im Ganzen war sie schmächtig, ja kränklich, von zartem Körperbau, und wie sie, vom Vater magnetisirt, mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle dalag und manchmal schmerzlich an allen Gliedern zuckte, konnte sie nicht anders als inniges Mitleiden einflößen. Es gehörte einige Härte des Charakters dazu, ihr nicht glauben zu wollen. Der Vater hauchte ein Taschentuch an, fragte dann den Besitzer des Taschentuches, welchen Duft es aushauchen solle, hielt es dann seiner Tochter unter die Nase, fragte sie, welchen Duft sie rieche, und sie nannte regelmäßig dieselbe Blume, Frucht oder Essenz, welche der Besitzer verlangt hatte. Man erklärte sich Das damit, daß in der an die Somnambule gerichteten Frage des Vaters die Andeutung des Duftes gelegen habe. Aber es war nicht zu leugnen, daß die Frage nur aus sehr wenigen Worten bestand und daß es überaus schwierig, wenn nicht unmöglich war, mit der verschiedenen Stellung der Worte des kurzen Satzes so unzählige Namen von Düften, als im Laufe des Abends genannt wurden, anzudeuten, und unter diesen Düften kamen, wie

man sich vorstellen kann, die allerseltensten und ausgesuchtesten vor. Nach diesem Experimente setzten sich verschiedene Personen der Gesellschaft mit der Somnambule in Rapport, indem sie ihre Hand ergriffen und festhielten. Die Somnambule sagte ihnen dann den Inhalt ihrer Gedanken. Die Meisten behaupteten, daß sie es richtig getroffen habe, und wenn sie es nicht traf, gestanden sie ihr zu, etwas zerstreut gewesen zu sein. Es kam auch die Reihe an mich: Signorina Ricciali sollte mir sagen, was und woran ich denke. Sie wand sich krampfhaft und warf sich wie im bösen Traume hin und her, dann bat sie mich wiederholt, meine Gedanken zu sammeln, ich sei zerstreut — Das hindere sie, klar zu sehen. Ich that das Meinige, endlich sagte mir Signorina Ricciali, daß ich weit fortdenke — über die Berge — nach der Schweiz. Das war ganz richtig, ich sollte zwei Tage nach diesem Abende in der That nach der Schweiz abreisen, alle meine Sinne waren dahin gerichtet und auch im gegenwärtigen Momente dachte ich an Genf. „Und wohin nach der Schweiz?" fragte ich wieder. — „Ich sehe," antwortete die Somnambule nach einiger Anstrengung, „eine Stadt an einem See." — „Ganz richtig," sagte ich, „aber die Person, an die ich denke, wie sieht sie aus?" — „Sie hat dunkle Augen." — „Und in welchem Kleide denke ich mir sie?" — Jetzt wurde die Somnambule im höchsten Grade unruhig, sie warf sich hin und her, sie seufzte und warf mir wieder meine Zerstreutheit vor. Dießmal mußte ich widersprechen und versicherte sie, daß ich die Person und das Kleid ganz deutlich vor Augen habe. Nun antwortete sie entschlossen, das Kleid sei schwarz. Unglückseligerweise war es ein hellblaues Ballkleid mit weißen Sternchen, und mein Glaube sank rasch wieder zusammen, wie gerne ich auch dem interessanten Geschöpfe geglaubt hätte. Daß sie auf die Schweiz gerathen, schien mir nicht wunderbar; sie hatte mich Deutsch und Französisch sprechen hören und mochte daraus geschlossen haben, daß ich ein Schweizer sei. Uebrigens befanden wir uns zu Anfang des Frühlings, gerade in jener Jahreszeit, in welcher die meisten Fremden aus Italien nach der

Schweiz reisen. Sobald ich ihr zugegeben, daß ich an die Schweiz denke, war es leicht, die Stadt am See hinzuzufügen; die bedeutendsten Städte, die man in der Schweiz besucht, liegen meist an den Seen. Es blieb nichts übrig, als die dunklen Augen, und die konnten mit dem gleich darauf folgenden Verkennen des Kleides nicht hinreichen, meinen Glauben an die schöne Somnambule und an den Somnambulismus überhaupt zu kräftigen.

Genug der einzelnen Erfahrungen. Anstatt vieler anderer will ich die Geschichte eines Gläubigen zu den bereits erzählten hinzufügen.

Im Herbste des Kriegsjahres 1854 wurde ich sehr krank und elend in das deutsche Hospital zu Konstantinopel gebracht, wo ich ein kleines abgesondertes Zimmer miethete. Einsam, wie ich war, hatte ich trotz aller Schmerzen das Bedürfniß, zu arbeiten, aber unfähig, im Bette aufrecht zu sitzen und selbst zu schreiben, bat ich die Bekannten, sich nach einem Deutschen umzusehen, dem ich diktiren könnte. Wenige Tage darauf trat ein junger Mann mit einigen empfehlenden Zeilen eines Freundes vor mein Bett, und ich war sogleich entschlossen, ihn zu engagiren. Es war eine sehr einnehmende Erscheinung, ein junger Mensch von ungefähr 25 Jahren, der um so rascher für sich gewann, als sein formvolles Auftreten, sein schönes und feines Gesicht in den ärmlichen und abgetragenen Kleidern, die bessere Tage gesehen hatten, Mitleid einflößten. Er trug in Allem und Jedem den Stempel unverschuldeter Armuth; hatte nichts von den Abenteurern, denen man im Orient so oft begegnet, und war vom besten Willen beseelt, seinen Lebensunterhalt auf anständige Weise zu gewinnen. Seine überaus hohe Stirne, über der das Haar trotz seiner Jugend sich schon zu lichten anfing, gab ihm ein geistreiches, sein blaues Auge und sein kleiner weiblicher Mund ein überaus sanftes Aussehen. Wenn er sprach, lächelte er immer, aber dieses Lächeln hatte etwas Rührendes und konnte die Melancholie, die auf diesem Gesichte lag, nicht ganz verdecken. Seine Gestalt war an sich, besonders aber im Verhältniß

zu dem großen Kopfe, sehr klein und schmächtig. Man sagte sich, Das sei ein Mensch, der zu geistiger, nicht körperlicher Thätigkeit geboren ist. Um so mehr bedauerte man ihn, wenn man erfuhr, daß er in den letzten Monaten aus Noth schon Kellner- und Packträgerdienste verrichtet hatte. Da ich des Morgens mit meiner Kur beschäftigt war, wurde ausgemacht, daß Herr Wallat, so wollen wir ihn nennen, jeden Nachmittag kommen solle. Wir fingen sogleich an, und ich hatte durch mehrere Tage alle Ursache, mit der deutlichen Schrift, mit der Aufmerksamkeit und dem guten Willen meines Sekretärs zufrieden zu sein. Am vierten oder fünften Tage unserer Bekanntschaft aber bemerkte ich, daß er während des Schreibens mehrere Male unwillig den Kopf schüttelte, sich offenbar unbehaglich fühlte und daß sein Gesicht manchmal einen höchst schmerzlichen Ausdruck annahm. Ich brach früher ab, als ich wollte. Er stand auf, legte die Papiere schweigend zusammen und schien auch so gehen zu wollen, als er sich plötzlich zu mir wandte und mit der tiefsten Betrübniß im Gesichte ausrief: „Ach, Herr Doktor, Sie können sich nicht vorstellen, was ich leide!"

Diese Klage war so plötzlich und so überzeugend ausgestoßen, daß ich, überrascht und erschüttert zugleich, nicht sofort einer Frage fähig war. Nachdem er mich, hart vor meinem Lager stehend, ebenfalls schweigend einen Moment lang angesehen, fuhr er fort: „Ist es nicht grausam, einen armen Menschen so in Allem zu hindern, wenn er sich auf ehrliche Weise sein Brod verdienen will? Kann man da gar nichts dagegen thun? Ist Das nicht die größte Ungerechtigkeit? Ist es nicht schrecklich, so ganz in der Gewalt fremder Menschen zu sein!"

Während er so sprach, legte er beide Hände übereinander, und sein Gesicht drückte zugleich die höchste Empörung und die tiefste Niedergeschlagenheit aus.

„Wer ist es," fragte ich, „der Sie so an Allem hindert?"

„Der Dr. Markus aus Mainz," antwortete er in einem Tone, als ob sich Das von selber verstünde, oder als ob seine Geschichte Jedermann bekannt sein müßte.

„Dr. Markus aus Mainz,“ fragte ich — „ist der hier in Konstantinopel?“

„O nein! Der ist immer in Mainz.“

„Und von dort aus sucht er Ihnen zu schaden?“

„Allerdings,“ bestätigte Wallat, „was sind ihm die größten Entfernungen? Mit seinem großen Magnet kann er überall hin wirken und kann er mich erreichen, wo er will.“

Ich wurde etwas stutzig, aber ich fragte weiter: „Wie schadet er Ihnen aber?“

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ sagte Wallat, während er mit der rechten Hand vor seinem Ohre zu wiederholten Malen die Bewegung machte, als ob er eine Fliege fangen wollte — „sehen Sie, so haschen sie mir das Wort vor dem Ohre weg, wenn Sie mir diktiren, und es bedarf der außerordentlichsten Anstrengung, um Ihnen zu folgen. Ich habe immer Angst, daß ich nur die Hälfte der Worte schreibe, die Sie mir diktiren, weil sie mir Alles vor dem Ohre wegschnappen. Sehen Sie, so“ — dabei machte er wieder jene Bewegung des Fliegenfangens.

„Aber wer sind denn Die, die Ihnen die Worte vor dem Ohre weghaschen,“ fragte ich, mehr und mehr erstaunt.

„Nun, die kleinen Männchen, sehen Sie“ — dabei bückte er sich und streckte die flache Hand tief unter sein Knie — „sie verlassen mich nie, sie umgeben mich fortwährend. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, welche dummen Späße sie machen; in meinem höchsten Aerger muß ich über sie lachen. Am Schlimmsten treiben sie es, wenn ich mit ihnen allein bin auf meiner Stube, da gibt es ein Gelächter und Possen so toller Art, daß es gar nicht auszuhalten ist, und ich muß über sie lachen, obwohl sie mein Unglück sind. Anfangs, als ich hier in Konstantinopel ankam, war es nicht so arg. Diese neue Welt mit all diesen ungewohnten Sachen, Menschen und Kostümen setzten sie in Erstaunen, und sie schwiegen eine Zeit lang; später lachten sie viel über die Türken, mich aber ließen sie in Ruhe. Jetzt, da sie sich wieder an Alles gewöhnt haben, treiben sie

es gerade so, wie sie es in Korfu, in Ancona und Triest getrieben haben."

Mir war während dieser Mittheilungen sehr wehe zu Muthe. Kein Zweifel, ich hatte hier einen Wahnsinnigen vor mir, und zwar einen Wahnsinnigen der phantasievollsten und, wie ich überzeugt war, auch tragischesten Art. Ich war von dieser Entdeckung so erschüttert, daß ich keines Wortes fähig war. Auch er sagte nichts mehr und ging höchst traurig aus der Stube.

Am folgenden Tage kehrte er mit seinem gewohnten lächelnden Gesichte zurück. Ich hütete mich, an das gestrige Gespräch zu erinnern, und diktirte weiter, als ob nichts geschehen wäre. Er schrieb ruhig seine drei Stunden fort, und ich sagte mir, daß er wohl nur vorübergehenden Paroxysmen unterworfen sei, wohl aber den größern Theil der Zeit von seiner fixen Idee nichts verspüre. Er bewies mir sofort, wie sehr ich mich täuschte. Kaum hatte er die Papiere zusammengelegt, als er sich zu mir wandte und mir mit großer Befriedigung mittheilte, daß er, seit er mir von den kleinen Männchen gesprochen, von ihnen beinahe ganz in Ruhe gelassen worden und daß er besser geschlafen habe als seit Monaten.

„Ich bin überzeugt," fügte er mit lächelndem und vertrauensvollem Gesichte hinzu, „ich bin überzeugt, Herr Doktor, daß ich Das dem Umstande verdanke, daß die Männchen vor Ihnen Respekt und Furcht haben. Sie könnten viel für mich thun — wenn Sie z. B. an den Dr. Markus in Mainz schreiben wollten, daß er mich endlich in Ruhe lasse. Wahrhaftig, eine so große Strafe habe ich nicht verdient — um so weniger, als ich es gar nicht gethan habe; glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin gar nicht der Mensch, der anonyme Briefe schreibt — einer solchen Niederträchtigkeit bin ich nicht fähig — das hat schon der große Magnet des Dr. Markus gethan. Mit so einem Magnet schiebt man Ihnen einen ganz andern Menschen unter, man schiebt Ihnen Gedanken in den Kopf, die Ihnen ganz fremd sind und die Ihnen ohne den Magnet niemals in den Sinn gekommen

wären. Ich habe manchmal ganz wahnsinnige Gedanken und manchmal ganz infame verbrecherische, deren ich gar nicht fähig bin. So ein Magnet ist eine ungeheuere Macht, und es sollte gar nicht erlaubt sein, daß ein Mensch eine solche Macht besitze und über Andere so unumschränkte Gewalt ausübe."

Mehrere Fragen, die ich an ihn richtete, gingen ganz ungehört an seinem Ohre vorüber, kopfschüttelnd und vertieft verließ er mich, und ich fing zu ahnen an, daß auf dem Gewissen dieses Unglücklichen eine Schuld lastete, eine Schuld, in der ein anonymer Brief eine Rolle spielte. Da er mir von nun an beinahe jeden Tag von seinem Zustande sprach, konnte ich mir bald das Allgemeine seiner Geschichte zusammensetzen. Ich diktirte ihm einen kleinen Roman, und ich konnte wohl bemerken, wie er bei Beschreibung einer Liebesszene glücklich und melancholisch vor sich hin lächelte. Er erzählte mir an diesem Abend, daß er in seinem zwanzigsten Jahre in einem Komptoir eines Bankiers in einer der kleinen deutschen Residenzen gearbeitet. „Dort," sagte er, „kannte ich ein Mädchen, ein Fräulein, das so schön war, wie die Heldin Ihres Romanes. Ach! Herr Doktor, wie sehr habe ich sie geliebt. Ich sah damals nicht so elend und schäbig aus wie jetzt; ich war ein eleganter junger Mann und, ich versichere Sie, ein ganz hübscher Junge. Ich bildete mir ein, sie würde mich auch lieben können; denn sie sah es offenbar gerne und lächelte, wenn sie mir überall auf Promenaden, im Theater und Konzerten begegnete. Sie war leider adelig und gehörte zu Hofe. In dieser kleinen Residenz sind Bürgerliche und Adelige sehr streng von einander geschieden; ich konnte nie mit ihr sprechen, aber ich stellte mich im Theater und bei Konzerten immer so, daß wir uns sehen und Blicke der Liebe austauschen konnten. Ich weiß, daß man Das bemerkte, denn man bemerkte Alles, was auf dieses reizende Geschöpf Bezug hatte; sie war die Löwin der Stadt, alle Welt machte ihr den Hof, und der Argwohn meiner Nebenbuhler mußte unser Verhältniß bald entdecken. Was lag mir daran? Ich war glücklich, ich wußte ja, daß sie mich liebte, ihre Blicke

sagten es mir zu deutlich. Ich kümmerte mich wenig darum, wenn die Leute zischelten oder auch mit Fingern auf mich wiesen, so oft ich mich im Theater auf meinen Posten stellte, um mich durch drei Stunden an ihrem Anblick zu weiden."

Wallat machte diese Mittheilungen im Tone größter Selbstbefriedigung; plötzlich aber ballte er die Faust und rief: „Ich sage, wenn ein Adeliger sich mit einem Bürgerlichen nicht schlagen will, so ist Feigheit oft vielmehr die Ursache als der Stolz seines Standes. Der Major von Haßwitz[1] war bei Hofe und in seinen Kreisen ein sehr beliebter Stutzer; aber ich bin überzeugt, daß er auf dem Schlachtfelde laufen würde, wie groß er auch thut. Angst, nichts als Angst war es, daß er sich mit mir nicht schlagen wollte."

„Wie kamen Sie dazu, sich mit dem Major schlagen zu wollen?" fragte ich erstaunt.

„Sollte ich nicht? Eines Abends im Theater bemerkte ich, wie er in der Loge jener jungen Dame fortwährend über mich lachte. Er muß sehr komische Dinge gesagt haben; denn sie lachte mit, und alle andern Offiziere sahen mich ebenfalls an und lachten, und bald verspottete mich das ganze Publikum und Das alles in Gegenwart dieses herrlichen Geschöpfes, das ich so sehr liebte. Ich will dir zeigen, dachte ich, was ein Kommis kann und wie er seine Ehre vertheidigt. Major v. Haßwitz führte die Dame aus dem Theater. Auf der Treppe trat ich ihm in den Weg. Kaum sah er mich, als er ausrief: ‚Der dummen Geschichte muß ein Ende gemacht werden!' und mit einer schmachvollen Bewegung seines Beines stieß er mich aus dem Wege und die Treppe hinunter. Das niederträchtige Publikum lachte, und das Hoffräulein lachte auch. Ich war außer mir, ich stürzte noch einmal auf den Major los und forderte ihn auf der Stelle. Da lachte das Publikum wieder, und das Hoffräulein lachte wieder mit."

Wallat erzählte die Geschichte an jenem Abende nicht

[1] Wir geben hier andre Namen, da die Träger der wirklichen zum Theil noch leben.

weiter, auch an den folgenden Abenden kam er nicht wieder darauf zurück. Er sprach nur hier und da abgebrochen von dem Major v. Haßwit, und bei einer solchen Gelegenheit erzählte er, daß dieser Major v. Haßwit ein sehr intimes Verhältniß mit der Baronin Steiningen hatte und daß der Baron Steiningen von diesem Verhältniß durch einen anonymen Brief unterrichtet wurde. Der Baron Steiningen, nachdem er durch diesen Brief von dem Verhältniß erfahren, gab vor, auf die Jagd zu gehen, kehrte plötzlich zurück und überzeugte sich, daß der anonyme Brief ihn nicht getäuscht hatte. Major Haßwit wurde bei dieser Gelegenheit lebensgefährlich verwundet und die Baronin Steiningen am hellen Tage aus ihrem Hause auf die Straße gestoßen. Ihre ganze Familie, sonst sehr geehrt, kam dadurch in eine sehr traurige Lage und war gezwungen, sich in ein einsames Dorf zurückzuziehen. Das Aergerniß war damals sehr groß in der Residenz, und alle Welt verfluchte den anonymen Briefschreiber.

„Und wann wurde dieser Brief geschrieben?" fragte ich, immer klarer sehend in dieser Geschichte.

„Ich schrieb ihn in derselben Nacht," erwiderte Wallat, „die auf den Abend folgte, an welchem mich der Major Haßwit vor den Augen der Geliebten beschimpfte. Nein," fügte er dann verbessernd hinzu, „nicht ich; ich glaubte damals auch, ihn geschrieben zu haben, aber kaum war er abgeschickt, als ich erkannte, daß Dieß unmöglich war. Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin einer solchen Niederträchtigkeit nicht fähig. Nicht ich habe den Brief geschrieben; gleich am Morgen wußte ich, daß es der Dr. Markus aus Mainz war, der mit Hülfe des großen Magneten, den er besitzt, mich zwang, diesen Brief zu schreiben. Mir selbst wäre ein solcher Gedanke niemals gekommen."

„Damals schon," erzählte er mir ein anderes Mal, „kurz nachdem der Skandal mit der Baronin Steiningen vorgekommen, erschienen die kleinen Männchen. Der Baron wollte sich an mir rächen, daß ich ihm die Augen geöffnet und ihn zu einem Schritte

verleitete, den er, als so viel Unglück daraus erfolgte, bereute, und er bezahlte den Dr. Markus in Mainz, daß mir sein großer Magnet die kleinen Männchen nachschicke. Ich hielt es nicht aus und begab mich, um den Männchen zu entfliehen, nach Wien, wo ich in einem befreundeten Handlungshause sogleich eine Stelle fand. Anfangs ging Alles gut, aber nach einiger Zeit hatte der Magnet meinen Aufenthalt doch ausgespäht, und die Männchen erschienen wieder. Indessen hatte ich die Erfahrung gemacht, daß sie doch eine Zeit lang suchen mußten, bis sie mich fanden, und darum begab ich mich weiter nach Triest. Dort war es wie in Wien: nach einigen Tagen waren die Männchen wieder da. Ich wußte nicht mehr, was anzufangen, ich war in Verzweiflung und verfiel endlich in eine schwere Krankheit. Durch viele Tage kämpfte ich bewußtlos mit einer Hirnentzündung. Als ich genas, war ich von den Männchen frei, und ich glaubte, daß sie nur in meiner Einbildung existirt hätten, daß sie bloß Ausgeburten meines bereits zur Krankheit geneigten Hirns gewesen. Mit der Genesung von dieser Krankheit hoffte ich dieser Einbildungen für immer ledig zu sein; aber ich mußte mich leider überzeugen, daß diese Männchen nicht Ausgeburten meines Gehirns, sondern wahrhafte Wirklichkeiten waren, denn bald erschienen sie wieder und zwangen mich zur neuen Flucht nach Ancona. Eine Stelle, die ich dort fand, verlor ich nach einigen Tagen wieder, was mich nicht grämte, weil ich eben im Begriffe war, vor den Männchen nach Korfu zu fliehen. Von Korfu floh ich weiter hierher nach Konstantinopel, und habe seit Ancona die traurige Ueberzeugung, daß mich die Flucht jetzt nicht einmal mehr für einige Tage von meinen Verfolgern befreie. Sie lassen mich wohl manchmal zu Athem kommen, aber ich höre sie fortwährend in meiner Nähe lachen und kichern und Scherze machen, die mich zur Verzweiflung bringen, während ich selber mitlachen muß."

Ich behaupte nicht, daß ich die Geschichte Wallats so erzähle, wie ich sie erfahren habe. Ich mußte mir sie aus mehr zerstreuten Bruchstücken zusammensetzen und gebe sie dem Leser geordneter,

als ich sie empfangen habe. In den abgebrochenen Sätzen, in denen sie mir mitgetheilt wurde, klang sie tragischer, als sie der Schriftsteller mittheilen kann, und wie sie stückweise aus den Nebeln emportauchte, machte sie einen viel erschreckenderen Eindruck, als diese Aufzeichnung hervorbringen kann.

Ich hatte das Hospital noch nicht verlassen, als ich erfuhr, daß Wallat aus Konstantinopel verschwunden war. Vielleicht machte er einen neuen Versuch, dem Magnet des Dr. Markus zu entgehen.

Auch mit der Tischrückerei und Geisterklopferei habe ich in der ersten Zeit ihres Auftretens zu Paris Manches erlebt. Ueber den Unsinn an und für sich wäre jedes Wort verloren; ich will nur kurz Einiges hinzufügen, was ich, nicht mit der Sache, sondern mit den Menschen bei dieser Gelegenheit erfahren.

Die ersten Anhänger fand die neue, amerikanische Lehre in aristokratischen Kreisen — und bald wußte man die wunderbarsten Geschichten von den tanzenden Tischen zu erzählen, die in einem der ältesten und adeligsten Häuser des Faubourg St. Germain ihr Wesen trieb. Von diesem Hause aus verbreitete sich die Epidemie in alle mit jenem Hause befreundeten Kreise. Nach wenigen Wochen wußte man, daß Mademoiselle P..., ein Sprößling jenes uralten Hauses, das sich Königen gleich stellt, ein fünfzehnjähriges, dickes Mädchen, die gewaltigsten Tische auf eigene Faust tanzen machte und Vater, Mutter und die ganze Aristokratie an der Nase herumgeführt hatte. Vom Augenblicke der Entdeckung hörten alle aristokratischen Tische dieses Kreises zu tanzen auf. Dem dicken Mädchen hatte es geschmeichelt, daß man ihr so viel „Fluidum" zugetraut.

Größeres Unheil verursachten die Erzählungen von den tanzenden Tischen in einem gewissen Atelier einer gewissen bekannten Malerin. Dort, das wußte man, versammelten sich die geistreichsten und gebildetsten Menschen, Künstler, Gelehrte, Mitglieder der Akademie: was unter deren Augen vorging, war nicht wegzuleugnen, und ebenso stand es fest, daß viele dieser

ausgezeichneten Menschen in diesem Atelier durch Thatsachen, die sie nicht wegdisputiren konnten, vom krassesten Unglauben zum Glauben an die tanzenden Tische bekehrt worden. Wo immer in Paris man sein Wort gegen den neuen Aberglauben erhob, wurde man mit Hinweisung auf die Vorgänge in jenem Atelier niedergeschmettert. Was nützte alles Leugnen, Räsonniren, Philosophiren im Angesichte jener Thatsachen und der Zeugenschaft, welche die ausgezeichnete Gesellschaft ablegte?

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, der auf jenen Tisch-rück-Winter folgte, kehrte ich von Fontainebleau nach Paris zurück. Ins Coupé steigend, fand ich daselbst zu meiner freudigsten Ueberraschung eine alte, gute Bekannte, deren Gesellschaft mir immer lieb gewesen, die mir aber, wie Dieß in Paris zu gehen pflegt, seit ungefähr einem Jahre aus den Augen verschwunden war. Fräulein B . . . ., eine Dame in angenehmen Jahren, war in vielen und guten Gesellschaften von Paris eine gerne gesehene Erscheinung. Als ehemalige Gesellschafterin einer Kaiserin hatte sie große Reisen und reiche Erfahrungen hinter sich, die in Verbindung mit ihrem Witze, ihrem scharfen und hellen Verstande eine nicht unbedeutende Persönlichkeit aus ihr machten. Durch ihre Rente wie durch ihre Jahre und gesellschaftliche Stellung vollkommen unabhängig, scheute sie sich auch nicht, die Unabhängigkeit ihres Geistes wie ihrer Ansichten die Welt errathen zu lassen — so weit es ihr genehm und bequem war. Ich freute mich immer, mit ihr zusammen zu treffen — und da sie Das wußte und wir in Gesellschaften oft unsere Beobachtungen und Bemerkungen austauschten, sie mir außerdem viel von ihren früheren Erlebnissen an einem deutschen Königs- und einem fremden Kaiserhof zu erzählen pflegte — hatte sich zwischen uns ein ziemlich vertrauliches Verhältniß gebildet. Die Freude über das Wiedersehen im Coupé war beiderseitig, und da wir allein waren, ging es bald an Erzählungen, Bekenntnisse, Mittheilungen aller Art. Indessen bemerkte ich doch, daß Fräulein B. mit etwas zurückhielt, daß sie, vom letzten Winter sprechend,

nicht ganz mit der Sprache herauswollte, daß sie mich manchmal prüfend ansah und überlegte, ob sie es wagen solle oder nicht? Endlich, nachdem ich über ihre sichtliche Unschlüssigkeit meine Bemerkung gemacht hatte, brach sie los: „Ja," rief sie, „ich muß es Ihnen sagen! Ich muß einen Vertrauten haben, sonst bohre ich wie Midas' Barbier ein Loch in die Erde und rufe es da hinein: ‚Auch die gescheitesten Menschen haben Eselsohren, auch Akademiker.' Wie oft habe ich es gewünscht, mit Ihnen zusammen zu treffen, um es Ihnen erzählen zu können, und jetzt, da mich der Zufall mit Ihnen zusammen führt, sollte ich schweigen?"

Sie fing zu erzählen an — und — um es kurz zu sagen: sie war Diejenige, welche die ganze ausgezeichnete Gesellschaft des Ateliers gläubig gemacht hatte — sie war es, die alle diese Künstler und Gelehrten, Philosophen und Naturforscher genasführt hatte — und zwar mit den gewöhnlichsten, oft gröbsten Mitteln, die, wie sie meinte, einem Kinde hätten auffallen müssen. Sie erzählte, wie die gescheiten Leute Dinge gesehen und gehört, die gar nicht vorgekommen, wie man über sie herfiel, wenn sie es wagte, Wunder anzuzweifeln, die sie selbst gemacht — und lachend kamen wir in dem gescheiten, gläubigen, byzantinischen Paris an.

Trauriger war die Erfahrung, die wir Deutschen mit einem Landsmanne machten. Professor K. kam als Flüchtling nach Paris, da er daheim, in Oesterreich, ein Radikaler gewesen war und der äußersten Linken einer konstituirenden Versammlung angehört hatte. Er galt in seiner Partei niemals für ein großes Licht; aber man glaubte doch, daß er einer Ueberzeugung fähig sei, und Dieß um so mehr, als er vorzugsweise philosophische Studien gemacht hatte. Bald aber zeigte es sich anders. Die Entbehrungen des Flüchtlingslebens, die Nothwendigkeit, ein Märtyrerthum auf sich zu nehmen, zu dem er nicht den geringsten Beruf hatte, innere Haltlosigkeit bei ganz neuer Lebensweise und Umgebung — Dieses alles, kombinirt mit einer sehr verstimmenden Krankheit, führte einen so raschen Verfall der

ohnehin schwachen geistigen Kräfte herbei — daß seine Bekannten wohl erschraken, sich aber nicht verwunderten, ihn plötzlich als Apostel des Tisch- und Hutrückens auftreten zu sehen und von allerlei Geistern und Geistererscheinungen predigen zu hören. Es ist mir noch heute eine niederschlagende Erinnerung, wie er mich und einen Freund eines Tages zu einem Kapitän C.... brachte, um uns die Wunder sehen zu lassen, die dieser mit Hüten, Tischen, Wassergläsern verübte, wie er gläubig dasaß und mit blödsinnigem Auge zusah und in seiner Gläubigkeit nicht gestört wurde, als ich den Kapitän durch Fragen nach Dingen, die nicht existirten, ad absurdum führte — wie er wahnsinnig aufwieherte, als der Kapitän versicherte, daß jetzt Goethe im Tischchen stecke 2c. — Auf dem Heimwege setzte uns der Professor auseinander, wie in jedem Tropfen Wasser, das sich im Zimmer befinde, ein Geist stecke, in jedem Funken Feuer, so daß, wenn man eine Cigarre rauche, man einen Geist mit sich herumtrage, und wie man auf diese Weise nie allein sei, sondern immer in Gesellschaft von Geistern. Es war der vollständigste Wahnsinn, der um so unheimlicher war, als K. sich in demselben sehr wohl zu fühlen schien, da er immer nur mit einem gewissen, freilich blödsinnigen Lächeln seine Theorieen auseinandersetzte.

Nicht lange darauf verschwand K. aus Paris. Er ging nach Amerika. Nach ungefähr drei oder vier Jahren kam er wieder zurück und zwar körperlich, wie es schien, geheilt und geistig ebenfalls etwas hergestellt, denn er sprach nicht mehr von Geistern und tanzenden Tischen. Doch blieb er moralisch für immer ruinirt: der Rest von Charakter hatte sich in vollkommene Halt- und Grundsatzlosigkeit aufgelöst. Vor seiner Reise wahnsinniger Spiritist, kehrte er aus Amerika als „Praktiker" zurück, und unter dieser Firma diente er der Sache, die er früher bekämpft hatte, verleumdete er die Menschen, die sich früher aus Mitleid seiner angenommen — mit einem Wort: er schien einige geistige Kraft wieder gewonnen zu haben, nur um den Rest der moralischen definitiv zu Grunde zu richten.

War auch bei diesem Professor der Glaube an dergleichen Unsinn die Folge von Geistesschwäche, so mag es doch auch oft der Fall sein, daß umgekehrt solcher Glaube zur Geistesschwäche führt — und wie oft mag Das schon vorgekommen sein, seit man an Somnambule, Magnetiseure, Mediums, an Dupoté's, Alexis und Brüder Davenport glaubt!

(1862—1867.)

Die schwarzen Bankozettel.

Es war immer ein großer Moment — einer jener Momente, welche sich den Kindern unauslöschlich in Herz und Phantasie einprägen — wenn die Großmutter von Zeit zu Zeit die unterste Lade der alten, ausgeschweiften und mit gelb und braunen Holzmosaiken ausgelegten Kommode aufzog und uns daselbst einen Haufen kleiner, gerollter, mit Bindfäden zusammengebundener Pakete sehen ließ. Sie besaß noch andere Merkwürdigkeiten, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllten, wie z. B. eine unendlich lange Allonge-Perücke, die sie von ihrem Großvater geerbt und wie ein Heiligthum aufbewahrte. In einem schön geschnitzten, vor Alter kohlschwarzen Eichenkästchen bewahrte sie silberne Moschusbüchschen, einen Thurm in Filigran gearbeitet, der einem Dogen von Genua gehört haben sollte, eine goldene Denkmünze auf die Befreiung Münchens von den Schweden vom Jahre 1640 und dergleichen Antiquitäten mehr, die sie meist bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückführte. Den Gegenständen, die eine Jahreszahl aufzuweisen hatten, gab sie gewöhnlich ein Alter von so vielen Jahren, als die Jahreszahl besagte; so kam es, daß die jüngeren Gegenstände in ihrer Schätzung die älteren wurden und umgekehrt. Aber wie groß auch die Andacht war, die uns Aussehen und Alter dieser Familienschätze einflößten, so war es doch nur ein oberflächliches Gefühl im Vergleiche mit jenem, das uns durchrieselte, wenn sie jene unterste Lade der Kommode aufzog und mit ausgestrecktem Arme und Zeigefinger

auf die unscheinbaren kleinen Papierpaketchen zeigte. Da standen wir und blickten in den dämmerigen Raum, ungefähr wie man in ein Grab oder in einen Abgrund blickt. Unsere kleinen Hände legten wir dann auf den Rücken, um der Versuchung, jene geheimnißvollen Paketchen zu berühren, leichter widerstehen zu können, wohl wissend, daß eine solche Berührung von der Großmutter unnachsichtlich mit einem tüchtigen Schlage auf die vorwitzige Hand bestraft würde. Die Großmutter sah aber in diesen Augenblicken auch zu imponirend und großartig aus.

Den Oberkörper zurückgebeugt und den Arm vorgestreckt, glich sie fast der Kaiserin Maria Theresia, deren Kupferstich in derselben Stube über der Kommode hing, und dieß umsomehr, als sie genau dieselbe Haube mit den zwei großen Spitzen trug, die rechts und links die Augen wie zwei Flügel beschatteten. Wenn wir lange genug in die dunkle Lade gestarrt, sagte sie mit tiefer Stimme: „Seht, ihr Kinder, das sind die schwarzen Bankozettel!" — Und nachdem wir diese Mittheilung regelmäßig mit einem halb erstaunten, halb furchtsamen „Oh!" beantwortet, fuhr sie, immer in die Lade weisend und mit etwas erhöhter Stimme fort: „Da liegen zwanzigtausend todte Gulden!"

Unser Oh! wiederholte sich mit einem Ausdrucke des Schreckens, ja des Grauens. Zwanzigtausend todte Gulden! War das nicht genug, um Kindergemüther mit allen möglichen Schrecken zu erfüllen? In dem Augenblicke sahen wir die zwanzigtausend Gulden erst leibhaftig und lebendig und gleich darauf als ebenso viele Leichen vor uns. Aber unser Schrecken wich sogleich der tiefsten moralischen Entrüstung, denn die Großmutter fuhr nunmehr mit drohend erhobenem Arme und entsprechender Stimme fort: „Um Das alles hat uns der Kaiser Franz gebracht! Um zwanzigtausend Gulden hat er uns gebracht, der Kaiser Franz. Und wißt ihr, wie?" — „Durch das Finanzpatent!" schrieen wir im Chor.

Wir hatten Das schon so oft gethan, daß wir es bereits mit außerordentlicher Uebung wie mit einer Stimme thaten, und daß

wir uns, wenn sie die unterste Schieblade öffnete, auf den Moment freuten, wo wir una voce ausrufen konnten: „Durch das Finanzpatent!“

Die Großmutter schien dann befriedigt, schob die Lade zu, drehte sorgsam den Schlüssel und steckte ihn in die Tasche. Aber die Szene war damit noch nicht geschlossen. Sie erklärte uns dann weiter, wie wir jetzt ohne den Kaiser Franz und sein Finanzpatent reiche Leute wären und um wie viel leichter es ihr würde, uns, ihre vier verwaisten Enkelchen, ordentlich erziehen zu lassen und zu versorgen. Und ans Fenster tretend, zeigte sie uns einen schönen Komplex von Gebäuden, der, beinahe schloßartig, ungefähr eine halbe Stunde fern von unserem Dorfe freundlich von einem Hügel herabgrüßte wie ein alter Bekannter, wie Einer, der zu uns in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen stünde. „Das ist der Hendrichshof!“ riefen wir dann wieder einstimmig.

„Richtig!“ bestätigte die Großmutter und fragte dann wie ein Schulmeister: „Und warum heißt er der Hendrichshof?“ — „Weil unser Urgroßvater Hendrich hieß,“ antwortete wieder der Chorus.

„Richtig!“ bestätigte dann wieder die Großmutter und fügte hinzu: „Und den Hendrichshof, der seit uralten Zeiten unserer Familie gehörte und in dem einmal der General Laudon übernachtete, den haben wir damals verkaufen müssen, als die schwarzen Bankozettel mit Einem Male keinen Kreuzer mehr werth waren. Und wie verkaufen?“ rief sie mit klagender Stimme. „Für die Kühe, die im Stalle waren, bekämen wir heute mehr, als uns damals für den ganzen Hof mit Kühen, Pferden, Schafen und Feldern bezahlt wurde. Aber was sollten wir beginnen, man mußte doch etwas Geld in der Hand haben; wir wären sonst ganz zu Grunde gegangen und an den Bettelstab gekommen.“

Nach dieser letzten Klage verlor sich die Alte gewöhnlich mit gebeugtem Haupte und so gedrückt, als ob das Finanzpatent eben erst jetzt promulgirt worden wäre, in die Dunkelheiten der Küche. Wir Kinder setzten uns dann hin und schwelgten in allerlei

Phantasien, was wir thäten und begännen, wenn der Hendrichshof uns noch gehörte und wenn wir noch so reich wären, wie wir es vor dem Finanzpatent gewesen. Ich sprach von einer Reise nach Mexiko, welches damals, da ich gerade Campe's „Eroberung von Mexiko" gelesen, einen besonderen Reiz für mich hatte; meine ältere Schwester wollte Rosa von Tannenburg besuchen und ihr die schönsten Sachen mitbringen; mein ebenfalls älterer elfjähriger Bruder kaufte sich ein Paar schwarzer Ponies mit einem kleinen Wurstwagen dazu, genau dasselbe Gespann, wie es der Doktor in der Stadt hatte und das manchmal, die ganze Dorfjugend aufregend, an unserem Hause wie ein Stück Märchen vorüberflog; unser Jüngster war in seinen Wünschen am Wenigsten genügsam, denn er wollte Alles, was wir drei Aelteren wollten, Ponies kaufen, Rosa von Tannenburg besuchen und Mexiko bereisen, sogar erobern. Dann, wenn wir gehörig im Glücke geschwelgt, sprachen wir von den traurigen alten Zeiten und mit großer Entrüstung über das schreckliche Finanzpatent. „Das Finanzpatent" war uns ein geläufiger Ausdruck, denn die Großmutter brauchte ihn bei jeder Gelegenheit. Es war ihr eine Gränzscheide in der Geschichte der Menschheit, wie dem Historiker die Erbauung Roms, die Hunnenschlacht, die Entdeckung Amerika's oder die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Sie sagte z. B.: „Ja, Das waren noch gute Zeiten, Das war noch vor dem Finanzpatent." „Mein Sohn, Gott habe ihn selig, war zwanzig Jahre alt zur Zeit des Finanzpatentes." „In dieses Haus zogen wir, jenes Feld kauften wir so und so lange nach dem Finanzpatent." „Nachbar Krandt starb acht Monate nach dem Finanzpatent, er konnte es eben auch nicht verwinden; es schlug ihm auf die Brust, sein Blut wurde zu Wasser, und der so gesunde Mann mußte auch daran glauben."

Wenn die Großmutter so mit uns vor der Kommode stand und uns die schwarzen Bankozettel sehen ließ, saß der Großvater draußen vor der Thür auf seiner Bank und brummte gar viel über Weiberthorheit und dergleichen. Sein Grundsatz war: „Was

abgemacht ist, ist abgemacht," und so wollte er auch nicht immer an die zwanzigtausend Gulden und an den Hendrichshof erinnert werden, die er durch das Finanzpatent verloren hatte, umsoweniger als er sich seitdem durch Arbeit und gute Spekulationen so ziemlich wieder aus dem Dicksten herausgearbeitet hatte. Jetzt war es freilich mit Arbeit und Geschäften zu Ende, denn Chiragra und Podagra im engsten Bunde fesselten ihn seit Jahren an den Lehnstuhl in der Stube und an die Bank vor dem Hause. Das war auch der Grund, daß er über die Thorheiten und Phantasien der Großmutter und über ihre unloyalen, gegen Kaiser Franz gerichteten Reden nur so lange brummte, als der Auftritt drin an der Kommode dauerte.

Er sehnte sich bald wieder mit ihr aus, wohl wissend, daß er derselben Kraft, die so mächtig über den Kaiser zu schimpfen verstand, Vieles verdankte. Seit Jahren ruhten alle Sorgen des Haushaltes, der kleinen Oekonomie, des Schaufelhammergeschäftes und der Erziehung der vier verwaisten Enkelkinder auf ihren Schultern, und sehr anerkennenswerth war es, mit welchem Heldenmuth sie den Schmerz über den Tod ihres Sohnes und der Schwiegertochter niederkämpfte, um die Kraft und die Ruhe zu gewinnen, das Haus in Ehren aufrecht zu erhalten und den Kindern, soweit es anging, die verlorenen Eltern zu ersetzen. Mit derselben Energie behauptete sie, daß sie mindestens fünf und achtzig Jahre alt werden, das heißt so lange leben müsse, bis der kleine Otto, ihr jüngstes Enkelkind, das zwanzigste Jahr erreicht habe. Sagen wir es gleich hier, daß sie diesen Entschluß ebenso treu ausgeführt, wie alle anderen Entschlüsse ihres Lebens. Als Otto wirklich seinen zwanzigsten Geburtstag feierte — der Großvater war schon seit mehreren Jahren todt — war es, als ob man aus ihrem Innern plötzlich ein Gerüste, das sie stramm und aufrecht erhalten, weggenommen hätte, und nicht ganze drei Monate nach jenem Geburtstage entschlief sie sanft, wie sie noch mit letzter Anstrengung angab: „Gerade zwei und dreißig Jahre nach dem Finanzpatent."

Aber nur selten, nur, wie gesagt, in großen und feierlichen Momenten öffnete sie die Kommode, wenn sie auch mit der Vergangenheit und dem Finanzpatent öfter haderte und jede Gelegenheit ergriff, uns Kindern einen wahrhaft hannibalischen Haß gegen dasselbe einzuflößen. Daran war der Großvater längst gewöhnt, und selten verwies er uns, wenn auch wir gegen das schändliche Finanzpatent, das wir uns als eine Art Gegensatz und Widerspiel des Christkindes vorstellten und gegen den Kaiser Franz, dessen Vater, mit Kraftworten zu Felde zogen, die zu unserem Alter in keinem Verhältnisse standen. Er gab sich ruhig und mit Muße seiner Beschäftigung hin, und diese bestand darin, daß er, als eine Art Hochwächter der Gegend auf seiner Bank dasitzend, so weit seine noch immer guten Augen reichten, die Felder und Wiesen überwachte und auch auf den Himmel, respektive das Wetter, seine vorsorgliche Aufmerksamkeit richtete. Er war so der Censor sämmtlicher Bauern des Dorfes, und Derjenige unter ihnen, der sein Feld zu früh oder zu spät bestellt oder nicht ganz nach den Regeln, die mein Großvater für die rechten hielt, bekam, wenn ihn der Weg am Hause vorüberführte, manchen eindringlichen Rath, manchmal selbst eine Predigt zu hören, die nicht in evangelische Worte gekleidet war. Denn er war ein auffahrendes Gemüth, unser Großvater, und nahm sich das Wohl seiner Nachbarn ganz ernstlich zu Herzen. Das wußten die Bauern auch und nahmen es ihm daher nicht übel, selbst wenn er sie expreß vor seine Bank wie vor einen Richterstuhl zitirte und sie selbst oder einen ihrer Knechte der Fahrlässigkeit, der Trägheit oder Dummheit anklagte. Er that Das mit solchem Eifer, als ob sie alle seine Knechte wären und sein Feld bestellten. Man wußte, daß er es gut meinte; man erkannte seine Vormundschaft an und nahm auch seine derbsten Zurechtweisungen dankbar und unterwürfig hin. Wie sollte man nicht? Wußte man doch auch, daß man sich nur an ihn zu wenden brauchte, wenn das Kapital zur Anschaffung einer Kuh, eines Pferdes, eines neuen Pfluges fehlte. So an hundert Gulden und mehr hatte er trotz

des Finanzpatentes für solche Hülfeleistungen immer bereit, gerade so, wie die Großmutter ebenfalls trotz des Finanzpatentes für andere Bewohner des Dorfes, für die der Großvater keine Felder und Wiesen zu überwachen hatte, immerdar allerlei andere Dinge bereit hielt. Ihr gewaltig großer Backofen besaß einen eigenen Winkel, in welchem allwöchentlich eine bedeutende Anzahl Laibe gebacken wurden, die nicht fürs Haus bestimmt waren, die noch ganz warm unter der Schürze in die verschiedensten Richtungen ausgetragen wurden, mit einer Regelmäßigkeit, wie man heutzutage die Zeitungen austrägt. Und wie klein auch der Haushalt war, so verstand sie es doch, mit jedem Eintritte des Winters eine erkleckliche Anzahl alter Kleider zusammenzubringen, welche zumeist den Weg des Brodes gingen, und in ihrem großen, mit Blumen bemalten Schranke auf dem Hausflur fand sich wunderbarerweise bei den meisten Krankheitsfällen im Dorfe gerade das Hausmittel, manchmal selbst der Wein — es war meist Melniker — der in diesem Falle besonders angezeigt war.

Großvater und Großmutter hatten Beide ihre Adjutanten und Vertrauten, die sie in ihren Beschäftigungen unterstützten. Der großmütterliche war ein Schulmeister ohne Schule. Er war vor langen Jahren ins Dorf gekommen, kurz nach dem Gesetze, welches jeder größeren Gemeinde anbefahl, eine Schule zu errichten und einen Schulmeister zu bezahlen. Beides that man auch in unserem Dorfe, aber als das Finanzpatent den Bauern den vorletzten Kreuzer aus der Tasche nahm und der Krieg den letzten, und als ein humoristischer Kosak nur zum Vergnügen, nicht aus Feindschaft, denn er war ja unser Alliirter, das Dorf ansteckte und bei dieser Gelegenheit das noch ganze neue Schulhaus in Flammen aufging, verloren die Bauern den Muth, ein anderes zu bauen, mit dem Schulehalten hatte es ein Ende, und man sah nicht ein, warum man den Schulmeister bezahlen sollte. Dieser aber figurirte sammt der Schule auf der Liste des Kreisamtes, auf dem Papiere, und damit begnügte sich die Regierung, und so blieben die Dinge seit dem Finanzpatent bis

in die Tage, von denen wir erzählen. Für die Großmutter war es Grund genug, daß des Schulmeisters Schicksal mit dem Finanzpatent zusammenhing, um ihm ihre wärmsten Sympathien entgegenzubringen, obwohl er auch sonst so geartet war, daß er das lebhafteste Mitleid einflößen mußte. Wie ein abgeschiedener Geist und in jeder Beziehung wie körperlos schlich er im Dorfe umher, ohne Zweck, ohne Beschäftigung, ohne Gehalt und Brod. Zu gutmüthig, um seine Rechte geltend zu machen und als Kläger gegen die Bauern aufzutreten, — die jetzigen waren der Mehrzahl nach einst seine Schüler gewesen — kam er sich selbst wie ein Schatten vor, und in diesem Gefühle verwandelte sich sein ganzes Wesen und wurde sein Schritt wie seine Stimme unhörbar. Er ging auf den Fußspitzen, immer als ob er zu stören fürchtete, und seine Reden waren nur so hingehaucht. Die Kleider meines Großvaters, der, je länger ihn das Podogra an die Bank bannte, desto korpulenter wurde, waren auch eher geeignet, die Körperlosigkeit als die Körperlichkeit des Schulmeisters darzuthun; er wäre ein Nichts gewesen, wenn er nicht der Schützling meiner Großmutter gewesen wäre, und er hätte nichts, gar nichts zu schaffen gehabt, wenn er nicht um und durch das Haus hätte schweben dürfen, und wenn zwischen den Kleidern des Großvaters, die er trug, und seiner Leiblichkeit nicht so viel Raum geblieben wäre, um daselbst die größten Brode und Kleiderbündel zu verbergen, welche sie an die verschämtesten Hausarmen des Dorfes versendete. Zu einigem neuen Leben und Bewußtsein erwachte er, als wir Enkelkinder ins Haus kamen und unsere literarische Erziehung seiner Sorge anvertraut wurde. Von dem Augenblicke an wurde er im Hause noch heimischer und gewann seine Stimme, wenn auch nicht sein Schritt, an Ton und Konsistenz. Sehr viel trug es zur Verbesserung seiner Lage bei, daß die Großmutter nunmehr beinahe immer einen Menschen bei der Hand hatte, dem sie vom Finanzpatent sprechen, gegen den sie sich über Kaiser Franz auslassen konnte und der ihr beinahe ebenso andächtig zuhörte wie wir

Kinder. Und wie uns Kindern wurde ihm endlich auch gestattet, in jenen großen Momenten, wenn die Großmutter die Lade öffnete und die schwarzen Bankzettel sehen ließ, gegenwärtig zu sein. Er stand dann hinter uns, aber seine lange Gestalt beugte sich weit vor, und mit einem Blitzen, das sonst an seinen sanften Augen nie bemerkt wurde, blickte er in die Dämmerungen der Kommode. Er nahm die zwanzigtausend Gulden in Bankozetteln für baare Münze; er sah in der Lade einen Schatz, ein ungeheures Vermögen, einen Nibelungenhort. Uns Kinder erfüllte der Anblick mit Neugierde, mit jener Theilnahme, die uns jede Geschichte erregte, und aus Pietät für die Großmutter auch mit Andacht; ihn aber mit einem Gefühle, das nur das Gewaltige, das Undenkbare einflößt und das beinahe Grauen ist. Er hatte nie den Muth empfunden, vom Leben das Geringste zu verlangen; jetzt aber erwachte etwas wie die auri sacra fames in seinem Herzen. Zum ersten Male fühlte er ein Auflodern der Leidenschaft. Als Mitwisser des großen Geheimnisses wuchs er in seinen eigenen Augen. Nach dem Genusse eines solchen Schauspieles ging er größer und mit etwas lautererem Schritte einher. Der Großvater zuckte die Achseln und meinte, „der Lehrer sei mehr Kind als die Kinder." Die Großmutter erwiderte, „alle Schulmeister seien wie die Kinder, und Das sei auch das Rechte, denn ohne Dieses würden sie ja die Kinder nicht verstehen." Trotzdem mußte sie selber lächeln, wenn sie manchmal den Schulmeister betraf, wie er bewegungslos vor der Kommode saß, die Hände im Schooße, und die unterste Lade gedankenvoll betrachtete.

Der Schulmeister war ihr um so nothwendiger, als sie vor dem Vertrauten und Freunde des Großvaters, dem Freibauer, von den schwarzen Bankozetteln gar nicht und vom Finanzpatent nur darum sprechen konnte, weil es ihr zur Zeitbestimmung diente. Gegen Letzteres konnte der Freibauer nichts haben; wenn ihr aber ein Wort der Klage über die Verluste durch die schwarzen Bankozettel und durch den Kaiser Franz vor ihm entwischte, dann

lächelte der Freibauer auf eine Art, auf so weise und zugleich so traurige Art, daß sie erschrak und ernstliches Schamgefühl nicht unterdrücken konnte. Der Freibauer war ein wohlhabender, vielleicht sogar ein reicher Mann; auf seinem Gute lag seit undenklichen Zeiten keine der Lasten, welche die andern Bauern an ihre ehemalige, seit nicht zu langer Zeit aufgehobene Leibeigenschaft erinnerten. Mit einigem Ehrgeiz hätte er sich auch einen Gutsbesitzer nennen können; doch führte er selbst den Pflug, selbst die Sense, hatte nur wenige Knechte und bebaute sein Land persönlich so gut und mit solchem Eifer, daß ihm gegenüber die Oberaufsicht meines Großvaters vollkommen überflüssig war. Sein Fleiß war um so bewunderungswürdiger, als er eigentlich Niemanden hatte, für den er arbeitete. Einst hatte er drei Söhne; alle drei Söhne hatte ihm der Krieg genommen. Als die Reihe an den Dritten gekommen war, spannte er sein bestes Paar Pferde vor seinen Wagen und fuhr in möglichster Eile nach Wien, um sich den dritten und letzten vom Kaiser Franz loszubitten. Der Kaiser versprach das Beste und bezeichnete sich seine Bittschrift zu besonderer Berücksichtigung; als er aber wieder daheim eintraf, war auch sein Dritter schon eingestellt und an die Gränze marschirt. Die Jahre 1809, 1812 und 1813 hatten ihn der Reihe nach um seine Kinder gebracht. Der Aelteste starb bei Kulm in seinen Armen. Als der Freibauer hörte, daß die Alliirten sich in solcher Nähe zu einer Schlacht sammelten, zog er ihnen nach, um dabei zu sein, wenn sein Kind etwa seiner bedürfen sollte. Wie sollte er Das erfahren, ohne nach der Schlacht die Felder und Wiesen von Kulm und Arbesau abzusuchen? Das that er denn auch gewissenhaft bis spät in die Nacht. Hunderte von Leichen und Verwundeten drehte er um, um ihnen ins Gesicht zu sehen, bis er in ein Gesicht sah, das ihn bekannt, ach, so bekannt anlächelte. Er hatte gerade noch Zeit, den Kopf des Lächelnden in seinem Schooße weich zu betten. Auf seinem Wagen brachte er ihn ins Dorf, um ihn wenigstens in heimischer Erde zu begraben. Seitdem wurde er durch mehrere Monate ein eifriger Kirchengänger,

denn an der Kirchthür fanden sich jeden Sonntag die Namen der Gefallenen angeschlagen, die aus der Stadt und aus den zu dieser gehörigen Dörfern stammten. Damals gab es viele eifrige Kirchgänger, aber viele von ihnen blieben vor der Thüre stehen und kehrten weinend wieder heim, ohne in die Kirche getreten zu sein. So kehrte eines Tages mit vielen Andern auch der Freibauer heim: es war einige Wochen nach Leipzig. Man erzählte sich, daß er an jenem Sonntage auf halbem Wege sitzen geblieben und daß man ihn am Nachmittage, da es heftig schneite, ganz von Schnee zugedeckt gefunden habe. Er fuhr fort, in die Kirche zu gehen, denn die Oesterreicher zogen ja weiter nach Frankreich — aber der Name seines Stefan fand sich nie an der Kirchenthür, und die Zettel hörten endlich auf, und die Oesterreicher kehrten zurück, aber der Stefan war nicht unter ihnen, weder unter den Todten, noch unter den Lebenden. Bis Lyon hatte er ihn verfolgt, dort verlor sich jede Spur. Warum sollte er nicht glauben, daß der Stefan noch lebe? Warum hätten ihn auch die Franzosen erschießen sollen, ein vortrefflicher Klarinettist, wie er war, und da er, anstatt mit dem Gewehre, nur mit seinem Instrumente bewaffnet die Invasion mitmachte? Dazu kam noch ein Trost. Sein Stefan war ein leichtsinniges Musikantenblut; der Himmel weiß, in welches Abenteuer er sich in der Fremde eingelassen, und wie weit fort ihn das geführt haben mochte. Vielleicht, sagte sich der Vater im Stillen, vielleicht ist er desertirt; desertirt ist besser als todt, und man hat ein Recht dazu, wenn man schon zwei Brüder hat fallen sehen und zu Hause einen Vater hat, dem kein Kind mehr übrig geblieben. Der Freibauer hoffte noch immer, eines Tages mit Klarinettentönen — denn ohne Klarinette konnte er sich seinen Stefan gar nicht denken — geweckt zu werden, und wie so die Jahre vergingen, gewöhnte sich der Freibauer mehr und mehr an das Warten, und man kann sagen, daß sein Leben in der Hauptsache nichts Anderes war, als ein beständiges Horchen, ob sich nicht vom Walde her, aus dem der Weg ins Thal mündete,

oder in der Nacht vor dem Fenster seiner Kammer Klarinettentöne hören ließen. Manchmal hörte er sie wohl im Traume, dann sprang er auf und riß das Fenster auf, um es nach langem Hinausspähen und Horchen mit einem Seufzer wieder zu verschließen. Dieses ewige Horchen nach der Klarinette aber und diese Träume machten ihn nicht zum Träumer; er arbeitete so rüstig wie in den besten Zeiten, er arrondirte und vergrößerte sogar sein Land. Wenn der Stefan wieder kommt, soll er sein Gut in bester Ordnung und sich selbst als einen der reichsten Leute in der Gegend wieder finden. Man konnte nicht wissen. es war ja auch möglich, daß er mit Weib und Kindern wieder kehrte. Bei all Dem aber sagte ihm jener unbestechliche, phantasielose, unbarmherzige, positive Ungenannte, der neben dem Phantasten und Träumer in jedem Herzen sitzt: Du bist ein Narr! Dein Stefan ist gerade so todt, ganz so todt wie Die von Kulm und Leipzig; irgendwo in Frankreich, an einem Feldraine, hinter einer Hecke liegt er begraben.

Das war es, was die Großmutter beschämte und sie bewog, jede Klage über Finanzpatent, schwarze Bankozettel, zwanzigtausend Gulden, Hendrichshof in Gegenwart des Freibauers zu unterdrücken. Was waren all ihre Verluste neben denen des vereinsamten Vaters, und wie klein und kleinlich war ihre Hoffnung, daß die schwarzen Bankozettel einst wieder etwas werth sein dürften, neben der Hoffnung des Freibauers: der Sohn, der möglicherweise noch lebte, könne einst zurückkehren! Und daß er nicht einmal klagte und zu stolz war, auf Kaiser Franz zu schimpfen, der ihm doch mehr genommen hatte, Das gab ihm geradezu das Aussehen eines Weisen, und nach Weisheit sah auch das milde Lächeln aus', das immer um seine Lippen schwebte, wenn er so in seinem kurzen Leinwandkittel, die Hand vorne in die Brust gesteckt, daherkam oder der Großmutter ruhig zuhörte. Nur einmal regte sich ein etwas feindseliges Gefühl gegen ihn in ihrem Herzen, als er ihr eines Tages ankündigte, daß gestern die Sache ins Reine gekommen, und daß er den Hendrichshof

käuflich an sich gebracht. Der Großvater freute sich herzlich, seinen ehemaligen Besitz in so guten Händen zu wissen, sie aber mußte den Gedanken erst überwinden. Der Freibauer that, was er in solchem Falle immer that, er lächelte und versicherte sie lächelnd, daß er, sobald die schwarzen Bankozettel ihren ehemaligen Werth wieder erlangt und Kaiser Franz seinen Gläubigern noch die Zinsen der verlorenen Jahre darauf bezahlt haben werde, bereit sei, ihr den Hof ohne den geringsten Gewinn abzutreten.

Das klang ein wenig nach Spott; allein die Großmutter hatte mehr Hoffnung als je, und diese Hoffnung hatte der Schulmeister in ihr angeregt.

Seit er den Schatz kannte, beschäftigten sich seine Gedanken unabläßig mit demselben. Anfangs mischte sich einige Aengstlichkeit darein; er erinnerte sich alter Sagen und Geschichten, die sich mit Schätzen beschäftigten und die fast immer darthaten, daß an Schätzen ein gewisses Unheil klebe, welches früher oder später über den Besitzer kommen müsse. Nachdem er diese Aengstlichkeit als abergläubisch besiegt, grübelte er über Alles, was er mit den Bankozetteln in Verbindung bringen konnte, und kam endlich zu einer Reihe von Folgerungen und Resultaten, die er der Großmutter nicht glaubte vorenthalten zu dürfen. Ihr dieselben in zusammenhängender Rede auseinanderzusetzen, war er nicht der Mann, aber stückweise raunte er ihr seine Entdeckungen und Betrachtungen zu, die sich nach und nach in ihrem Geiste zu folgenden Ergebnissen sammelten: Nunmehr erfreuen wir uns seit mehr als zwölf Jahren des schönsten Friedens. Wozu braucht der Kaiser das viele Geld, das wir heute gerade so steuern müssen, wie in den schlimmsten Kriegszeiten? Ein Kaiser kann doch nicht einen Bankerott auf ewige Zeiten machen! Er sammelt und sammelt und wartet, bis er, die ungeheure Summe zu den Millionen schlagend, die er aus Frankreich als Kriegsentschädigung mitgebracht, eines schönen Tages, etwa an seinem Geburtstage oder vielleicht am Jahrestage des Finanzpatentes, seinen Gläubigern zurufen kann: Da habt ihr euer Geld, und zwar nicht nur das

Kapital, sondern noch die Zinsen und die Zinsen von den Zinsen. Alle Welt sang ja das Lied vom „guten Kaiser Franz." Wo wäre die Güte, wenn er nicht so handelte, wie es der Schulmeister ausgesonnen und sie, die Großmutter, hoffte?

Diese Hoffnung wuchs im Stillen und wurde beinahe zur Gewißheit, als das arge Hungerjahr 1829 hereinbrach, und zwar aus vielen Gründen. Der erste Grund war, daß die Großmutter in diesem Jahre das Geld besonders brauchte, weil es die Mitgenießer ihres Backofens brauchten, und weil deren Zahl von Tag zu Tag in erschreckender Weise anwuchs. Den zweiten Grund bildete unsere Schwester Lenchen, die nicht mehr Rosa von Tannenburg besuchen wollte, auch nicht mehr Christoph Schmids Geschichten las, sondern August v. Lafontaine's Romane, und anstatt Rosa von Tannenburg nunmehr Rosa, die Geliebte des „Sonderlings" Hermann Burkhardt, sehnlichst kennen zu lernen wünschte, um sich mit ihr über Liebe und dahin Einschlägiges zu besprechen. Großmutter und Enkelin waren stillschweigend darüber einig, daß ein gewisser junger Bergbeamter einen vortrefflichen Ehemann abgeben würde; aber gerade weil er ein Beamter war, brauchte er Geld, recht viel Geld, und an Baarem war, wenn sich Kaiser Franz nicht bald besann, wenig vorhanden. Und zu all Dem kam ein alter Finanzverwalter, der sich in dem Hungerjahre seiner uralten Freundschaft mit meinem Großvater plötzlich erinnerte und beinahe alltäglich trotz seiner achtundsiebzigjährigen Beine den langen Weg aus der Stadt ins Dorf zurücklegte, um den Nachmittag neben meinem Großvater auf der Bank zu sitzen, von alten Zeiten zu sprechen und — einen halben Laib Brod zu verzehren. Die Großeltern kannten sehr wohl die Reisezwecke des alten Sandrath, und er machte kein Geheimniß daraus, indem er dem Brode, obwohl es in diesem Jahre etwas dunkler ausfiel als sonst, weidlich zusprach und auch das Gläschen Slibowitz, das daneben stand, nicht verschmähte. Er kam nicht allein. Seine alten Beine bedurften einer Antigone, und da die seinige nicht seine Tochter war, mußte sie besoldet werden. Ihr Sold bestand in

dem härteren Theile des Brodes, in der Rinde, die seine Zahnlosigkeit nicht bewältigen konnte. Antigone — mit ihrem historischen Namen Pepke, später Pepi und zuletzt Josephine — war ein wunderschönes Mädchen, trotz ihrer erstaunlichen Magerkeit, welche ihre gewaltigen schwarzen Augen noch größer erscheinen ließ — aber eine opferfähige Natur war sie nicht. Das habe ich in späteren Jahren selbst erfahren, als ich ihr, meiner Zeit- und Altersgenossin, als Student in Prag wieder begegnete, wo sie die ganze Studentenwelt in Aufruhr brachte, einen Professor des römischen Rechtes heirathete, um sich bald darauf von einem jungen Grafen, seinem Kostgänger, entführen und sich wieder diesem von seinem Onkel in vormundschaftlicher Entrüstung über so dumme Jugendstreiche entreißen zu lassen. Mit diesem Onkel, der so etwas wie Landtagsmarschall war, ging sie auf Reisen, von denen er allein zurückkehrte. Man hat nie erfahren, wo sie geblieben. Wahrscheinlich durch die damals neue Oper: „Die Stumme von Portici" angeregt, und weil man wußte, daß sie mit ihm auch in Neapel gewesen, entstand die Volkssage, daß sie der alte Graf in einem Anfalle von Eifersucht in den Vesuv gestürzt. Mittlerweile aber stand die zu so großen Schicksalen Berufene noch sehr bescheiden als Antigone da, und wie ein hungriges Hündlein ließ sie ihre Augen auf ihrem Herrn, dem alten Sandrath, ruhen, bis er die Worte aussprach: „Pepke, da hast du die Rinde!" Mit beiden Händen fing sie die zugeworfenen Bissen auf. Der alte Sandrath bewies der Großmutter seine Dankbarkeit für Speise und Trank auf doppelte Weise, indem er mit ihr gegen Kaiser Franz loszog, der ihn, wie er behauptete, viel zu früh pensionirt habe, und indem er andererseits doch wieder auf ihren Sinn einging und versicherte, Kaiser Franz sei ein guter Kaiser, und auf ihre Hoffnungen, daß ein solcher guter Kaiser doch endlich und bald seine Schulden bezahlen müsse. Er rechnete es ihr aufs Genaueste aus, welche ungeheuren Summen jetzt im Staatsschatze liegen, und daß diese Summen mehr als hinreichend seien, sämmtliche Staatsschulden sammt den Zinsen

zu zahlen. Vielleicht war der alte Sandrath in diesen Gesprächen während des Hungerjahres der erste Erfinder des historischen, viel gebrauchten Wortes von den „unerschöpflichen Hülfsquellen" Oesterreichs. Und da er ehemaliger Finanzverwalter war, warum sollte ihm die Großmutter in Finanz-Angelegenheiten nicht aufs Wort glauben — zumal seine klaren, positiven, auf Sachkenntniß beruhenden, mit Zahlen beweisenden Auseinandersetzungen mit den Ahnungen und Visionen des kindlichen Schulmeistergemüthes übereinstimmten?

Immer kühner trat sie mit ihren Hoffnungen selbst vor dem Großvater hervor. Sie hatte den Muth, die Sache in seiner Gegenwart mit dem Finanzverwalter zu diskutiren, in der Absicht, endlich auch den Ungläubigen zu bekehren. Oefter als sonst öffnete sie die unterste Lade der Kommode; die Pakete schwarzer Bankozettel wurden vom jahrelangen Staube der Verachtung gereinigt; von den zwanzigtausend Gulden wurde als von einem Kapital gesprochen, auf das man sich, Gott sei Dank, noch verlassen könne, und bald war nur noch von einem Kapital von vierzigtausend die Rede. Der Freibauer wurde zu wiederholten Malen an sein Versprechen, den Hendrichshof zum Ankaufspreise abzugeben, erinnert und Lenchen in ihren Hoffnungen auf den jungen Montanisten bestärkt.

Dem Großvater wurde die Sache nachgerade unheimlich; er fürchtete, daß sich die Einbildungen in fixe Ideen verwandeln könnten, und er hatte seine Alte zu lieb, um sie gerne verrückt zu sehen. Endlich riß seine Geduld, er wurde arg böse, hob seinen Stock in den krummen Fingern hoch in die Luft und stieß die fürchterlichsten Drohungen und Lästerungen aus. Die schwarzen Bankozettel nannte er einen werthlosen Plunder, der ins Feuer gehöre. Der Finanzverwalter, der der Alten für Brod und Slibowitz nach dem Munde rede, solle ihm nicht mehr ins Haus kommen, und den alten Narren von Schulmeister wolle er zu allen Teufeln jagen. Der Schulmeister zitterte. Die schwarzen Bankozettel ein werthloser Plunder? Das war Lästerung. Sie

ins Feuer werfen? Das war eine Barbarei, ein Verbrechen an der Familie, an der Menschheit. Er hatte sich mit ihnen so identifizirt, daß er zu ihnen, sie zu ihm, ja ihm gehörten. Es war ihm, als hätte er die Pflicht, sie zu retten, wenigstens zu beschützen gegen die neronische Wuth des Alten. Stundenlang ging er wie eine Schildwache vor der Kommode auf und ab oder saß er da, immer das Auge auf die unterste Lade geheftet. Manchmal fielen ihm die Lider im Halbschlafe zu, dann wühlte er träumend in den geliebten Zetteln und war so unendlich reich und hatte ein Gefühl, wie er es nie empfunden. Bei hellerer, weniger dämmeriger Besinnung sagte er sich, daß er sie besitzen möchte, selbst wenn sie wirklich nichts werth wären. Er hätte doch etwas, was einmal einen Werth gehabt hatte, vergangene zwanzig-, ja vierzigtausend Gulden! Es war ihm, als verschaffte er sich damit eine glückliche, eine opulente Vergangenheit, und es muß so schön sein, eine glückliche Vergangenheit zu haben. Ein werthloser Plunder! Ins Feuer werfen! Wenn er sich des werthlosen Plunders bemächtigte — wenn er ihn rettete! Gedanken zugleich verbrecherischer und heroischer Natur stiegen in diesem Kopfe ohne Hinterkopf und mit rückwärts fliehender Stirne auf — Gedanken, die ihn verwirrten, wie Schlingen um seine Füße lagen und wie summende Mücken, die fortwährend zu stechen drohen, um seine Ohren, vor seinen Augen flogen. Er wurde noch schweigsamer, sein Schritt noch tonloser. Dabei dachte er an das Unheil, das an Schätzen haftet, und an das Glück der Armuth — und da tröstete ihn wieder die Möglichkeit, daß die schwarzen Bankozettel keinen Kreuzer werth sein und er trotz ihres Besitzes so arm bleiben könnte wie vorher.

Da ging eine große Botschaft durchs Land: der Kaiser kommt nach Prag! Nun wird Alles gut. Was will der Kaiser im Lande, wenn nicht der großen Noth abhelfen? Alle Musikbanden und alle Schulkinder übten ein: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!“ Dann hieß es wieder: Der Kaiser ist in Prag! Diese Freudenbotschaft wurde etwas gedämpft durch

die daran gehängte, daß, als man beim Einzuge mit den Vivats auch „Brod! Brod!“ rief, der Kaiser ein sehr verdrießliches Gesicht machte und daß die Studenten, die mit unter den „Brod“-Rufern waren, unter die Soldaten gesteckt wurden. Letzteres erfuhren wir durch den jungen Montanisten, der jetzt allabendlich kam und der unter jenen Studenten einen Bruder hatte. Lenchen und wir Alle waren mit ihm entrüstet, denn wir betrachteten den armen, in den Soldatenrock gesteckten Studenten, der nach des Kaisers ausdrücklicher Verfügung mit seinen Schicksalsgenossen niemals avanciren sollte, bereits als unseren Anverwandten. Der Montanist sagte, daß er von dem kaiserlichen Dienste nichts mehr wissen und dem Kaiser sein Amt sammt den hundertzwanzig Gulden Gehalt vor die Füße werfen wolle. Wir Kinder billigten seinen Entschluß, obwohl wir für den Fall, daß der Kaiser auch in unsere Gegend käme, ebenfalls „Gott erhalte Franz den Kaiser“ einstudirten. Wir, und speziell Lenchen, waren mit dem Entschlusse um so mehr einverstanden, als der Montanist meinte, daß er ohne Amt sich anständig werde ernähren und Lenchen heirathen können, was, wenn er das kaiserliche Brod zu essen fortfahre, erst möglich wäre, wenn seine Braut einen grauen Zopf trüge. Lenchen wollte keinen grauen Zopf tragen, und für uns hatte der Gedanke auch viel Abstoßendes.

Die Großmutter war in einem ganz anderen Fahrwasser. Bei der ersten Nachricht von der Reise des Kaisers senkte sie sinnend den Kopf und verharrte in dieser Haltung bis zu der anderen Nachricht von der Ankunft in Prag. Jetzt erhob sie den Kopf und enthüllte offen ihre Pläne. Nach Prag wollte sie, Audienz nehmen, vor den Kaiser treten und die Schuld eintreiben. Lenchen sollte mit und in einer Hand einen Blumenstrauß tragen, in der andern einen zierlichen Korb mit den schwarzen Bankozetteln drin. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr. Trotz seines Podagra's rannte beinahe der Großvater durch die Stube; er lachte und tobte abwechselnd; er meinte, nur noch Einen Schritt, und die Alte sei wirklich und wahrhaftig

verrückt. Sie dürfe ihm nicht mehr ins Haus, wenn sie einmal diese Thorheit begehe und ihn und die ganze Familie lächerlich mache. Er warnte sie auch, daß man sie in Prag leicht als eine Verrückte betrachten und ins Narrenhaus sperren könnte; der Freibauer, den der Großvater zu Hülfe gerufen hatte, rieth ihr mit feinem Spott, sich, wenn Kaiser Franz sie abschlägig bescheiden sollte, an dessen Oheim, den Kaiser Josef, zu wenden, der doch, nach der Behauptung der Bauern, auch noch lebe. „Gerade so wie die schwarzen Bankozettel," fügte er lächelnd hinzu. Der Montanist war außer sich. Lenchen sollte nicht zu Hofe, er habe in seinem Leben schon viel zu viel Schlimmes vom Hofe und von den Hofleuten gehört. Das sei eine gräuliche Verderbniß, mit der ein tugendhaftes Landmädchen auch nicht für die Zeit einer halben Stunde in Berührung kommen dürfe. Wer zu Hof gehe, verliere die halbe Seele. Er möchte aus der Haut fahren bei dem Gedanken, wie die alten Sünder mit den vielen Orden auf der Brust Lenchen ansehen und sie vielleicht am Kinn fassen werden; er seinerseits werde nie ein Mädchen heirathen, das Hofluft geathmet. Lenchen wollte ihren Bräutigam um keinen Preis verlieren, weinte und sträubte sich nach Kräften gegen die Reise. Aber die Großmutter stand wie ein Fels im Meer. Die Alle würden schon anders reden, wenn die Sache erst durchgeführt sei, wenn sie so zwischen zwanzig- und vierzigtausend Gulden in klingender Münze, oder wenigstens eine ganz frische Schuldverschreibung auf höchstens drei Monate mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers heimbringe. Dann werde sie die kluge, muthige, große Frau sein, die für ihre Familie zu sorgen wisse, und im ganzen Lande werde man von der merkwürdigen Frau Hendrich erzählen. Was der Alte vom Narrenthurm sage, das könne sie nicht abschrecken, im Gegentheil nur ermuthigen, denn von jeher habe man die Leute, die Großes und Neues ersannen, für Narren gehalten, bis zu dem Momente, da sie es durchsetzten. Mit unerschütterlicher Ruhe ging sie an die Vorbereitungen zur Reise; die glänzendsten Stücke aus ihrer

und Lenchens Garderobe wurden hervorgeholt und neu aufgeputzt. Nur der Schulmeister fehlte in diesen stürmischen Tagen; er war unsichtbar geworden, wie sehr sich auch die Großmutter bemühte, ihn aufzufinden, da sie das Bedürfniß fühlte, mit ihm die Rede zu komponiren, die sie dem Kaiser vortragen wollte. Sie fand es feig und treulos von ihm, sich in so wichtigen Momenten zu verstecken, und sie setzte voraus, daß er den Zorn des Großvaters floh, welcher ihm die Ehre erwies, ihn für den Urheber des ganzen Planes zu halten.

Ach, es sollte sich bald zeigen, daß es sich anders verhielt.

Man war am Vorabende der Abreise; alle Vorbereitungen waren getroffen, der Großvater, bereits müde des Widerstandes, saß brummend in seinem Sessel; Lenchen ging gebeugten Hauptes durchs Haus; wir Brüder machten bunte Schleifen, die den Pferden an Zaum und Zügel genäht werden sollten. Es war nichts Anderes mehr zu thun, als die schwarzen Bankozettel zum letzten Male vom Staube zu reinigen und in Pakete von je tausend zu binden. Am Liebsten hätte dieß die Großmutter in Abwesenheit ihres Mannes gethan, aber er rührte sich heute nicht aus der Stube. So nahm sie ihren Muth zum letzten Male zusammen, zog den Schlüssel aus der Tasche, schob ihn ins Schloß und öffnete mit entschlossenem Zuge die Lade.

Es war ein schrecklicher Moment. Die Großmutter stieß einen solchen Schrei aus, daß wir ihr Alle entsetzt die Köpfe zuwendeten und eine halbe Stunde später neben ihr an der Lade standen — trotz seines Podagra's auch der Großvater. Wir folgten ihren entsetzten Blicken und sahen, was sie sah: einen leeren, einen ganz und gar leeren Raum. Die schwarzen Bankozettel, die daselbst beinahe zwanzig Jahre geschlummert hatten, waren verschwunden, bis auf den letzten verschwunden. Wie eine Bildsäule stand die Großmutter da und wir Kinder rechts und links von ihr wie die Niobiden. Sie bot einen erbarmungswerthen Anblick, und Lenchen, die sich in den letzten Tagen im Weinen geübt, brach, wie sie ihr ins Gesicht sah, in Thränen

aus. Ihr Mund war halb geöffnet, und ihre Hände hingen mit verschränkten Fingern herab, während sich ihr Leib über die leere Lade herabbeugte. Es war Gefahr vorhanden, daß sie vornüber und mit dem Kopf an die Kommode stürzte, da sie endlich leise zu schwanken anfing. Wir faßten sie unter den Armen und zogen sie in den Lehnstuhl des Großvaters, soweit als möglich fort von dem betrübenden Schauspiel der Leerheit. Ein flehender und fragender Blick erhob sich gegen den Großvater; dieser aber stand selbst so erschüttert da, und seine ganze Haltung verrieth ein so tiefes Mitleid mit der armen getäuschten Frau, daß der Verdacht, der in ihr aufgestiegen war, schnell wieder entwich, um vollkommener Hoffnungslosigkeit Platz zu machen. Sie war ganz gebrochen; es fiel ihr nicht einmal ein, nach dem verlorenen Schatze suchen zu wollen. Der Großvater, der ernstlich für sie besorgt wurde, that es selbst. Sämmtliche Dienstboten wurden zitirt und in ein strenges Verhör genommen; die Großmutter folgte ihren Aussagen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, obwohl sie, wie man es dem Ausdrucke ihres Gesichtes ansehen konnte, keinen derselben für den Dieb hielt. Mit einem freundlichen Kopfnicken, als ob sie ihn für das Verhör um Verzeihung bitten wollte, entließ sie jeden Einzelnen. Aber nicht ohne Demüthigung, denn Jeder, bis auf den Letzten, erklärte, daß er von den schwarzen Bankozetteln in der Kommode wohl gewußt, daß er aber auch gewußt, daß sie nicht einen Kreuzer werth waren, und daß man sich von jeher gewundert, wie eine so kluge Frau auf das werthlose Papier so große Stücke halten konnte. Das wisse doch jeder Bauer, daß Kaiser Franz von den alten Schulden nicht einen Heller bezahlen werde. Die Großmutter begleitete alle diese Reden mit einem stillen Kopfnicken, und als wir uns nach dem Verhöre erboten, das ganze Haus nebst den Nebengebäuden in allen Winkeln und Verstecken zu durchsuchen, verbot sie uns Das mit einer heftig abwehrenden Geberde. Ebenso verhielt sie sich gegen den Antrag des Großvaters, den Diebstahl beim Amte anzuzeigen. Da war denn nichts mehr zu thun übrig;

wir setzten uns schweigend um die Großmutter herum und warteten, bis sie sich erholt haben würde. Das dauerte nicht lange. Kaum eine halbe Stunde nach vollendetem Verhöre erhob sie sich plötzlich, streckte sich und ging hin, um ihre und Lenchens Kleider in die Garderobe zu tragen, und dann in die Küche, um das Mittagessen zu bestellen. Sie that ihr Tagewerk wie sonst, nur stiller, nur indem sie das Nothwendigste sprach — und dieses Verhalten hatte vielleicht darin seinen Grund, daß sie das Zittern ihrer Stimme, das auch noch am nächsten Tage hörbar war, verbergen wollte. Der Großvater ließ sie nicht aus den Augen, so besorgt war er um die Alte, und Lenchen folgte ihr auf Schritt und Tritt. Ueberhaupt lag eine Atmosphäre auf dem Hause, als ob ein Kranker darin wäre. Die Großmutter bemerkte Das, lächelte, erhob wieder ihre Stimme, und es wäre Alles wie sonst gewesen, wenn sie nicht doch von Zeit zu Zeit in stilles Brüten versunken wäre, und wenn nicht das Geheimniß, wie die schwarzen Bankozettel verschwunden, auf die Geister gedrückt hätte.

Auch die Lösung dieses Geheimnisses erschien nach ungefähr einer Woche, und zwar in traurigster Gestalt, in der Gestalt des Schulmeisters, der womöglich noch magerer geworden und mehr einem Geiste, einem Gespenste, als einem lebenden Wesen glich. Wir saßen in der großen Stube zusammen und freuten uns der alten Heiterkeit unserer Großmutter, als er plötzlich mitten unter uns stand, als wäre er aus einer Theaterversenkung aufgetaucht. In dem einen Schoße seines Rockes, den er wie eine aufgehobene Schürze mit beiden Händen hielt, trug er die schwarzen Bankozettel, die chaotisch unter einander lagen und zerknittert waren, als hätten sie nicht zwanzig unberührte Jahre hinter sich, sondern als kehrten sie nach langer Zirkulation dahin zurück, wohin zurückzukehren sie nicht bestimmt waren. Er warf erst sie, dann sich zu Füßen der Großmutter und stammelte etwas von Raub, Diebstahl, werthlosem Plunder, ins Feuer werfen, von Schatz und Unheil und alten Sagen. Die Großmutter bückte sich nicht einmal, um die schwarzen Bankozettel aufzuheben. Der Kaiser hatte

ja Prag wieder verlassen, und sie hätte sie nicht aufgehoben, selbst wenn er noch dagewesen, selbst wenn er in unser Dorf gekommen wäre. Sie hatte mehr Auge für die jämmerliche Gestalt des Schulmeisters, der sich reumüthig zu ihren Füßen wand und zuletzt wie leblos liegen blieb. Er war offenbar aufs Aeußerste erschöpft. Nachdem man ihn durch Speise und Trank wieder etwas erfrischt hatte, erfuhr man — denn er antwortete offenherzig auf alle Fragen — daß er mit seinem Schatze das Haus eigentlich gar nicht verlassen, daß er sich mit ihm in einem Winkel der Scheune, hinter einem Heuhaufen versteckt gehabt. Ein Papier-Midas, war er in Gefahr, dort auf seinem Schatze zu verhungern. Nur in der Nacht wagte er sich einige Male heraus, um in den Nachbargärten von den Bäumen etwas Nahrung zu holen. Hunger und Gewissen trieben ihn gleich mächtig, der Großmutter ihren Schatz zurückzustellen. Er bot seine Hände dar, daß man ihn fessele und den Gerichten überliefere, und tief beschämt, vernichtet schlich er fort, als Dieses nicht geschah und er in Aller Blicken Verzeihung für sein Verbrechen las. Der Großvater aber, nachdem er die Großmutter noch mit einem forschenden Blicke angesehen, gebot Otto, unserem Jüngsten, die schwarzen Bankozettel zu sammeln und in den Kamin zu werfen. Die Großmutter regte sich nicht, und wir Alle sahen schweigend, nicht ohne einige Erschütterung zu, wie die Flamme die einstigen Zwanzigtausend ergriff und wie einzelne Zettel in der Luft tanzten gleich Schmetterlingen, die einen vom Rauche emporgetragen wurden in die Dunkelheiten des Rauchfanges, die anderen zurücksanken, um mit der Masse Asche zu werden. Nach einer Minute war das ganze Opfer vollbracht — und die Großmutter sprach in Zukunft wohl noch vom Finanzpatent, aber nie wieder von den schwarzen Bankzetteln.

Diese Finanzperiode war im Hause ein- für allemal abgethan. Dafür aber begann eine andere, gehaltvollere. Der Freibauer freute sich, daß diese Thorheit überwunden sei, und erklärte, daß er den Hendrichshof für den Fall, daß sein Stefan nicht zurück-

kehren sollte, für uns Kinder gekauft, daß wir ihn bis dahin zu Lehen bekommen und daß ihn der Montanist mit Lenchen für uns Alle bewirthschaften solle. Da nun Stefan wirklich nicht mehr zurückkehrte und der Freibauer die Hoffnung auf seine Rückkehr, freilich erst auf seinem Todtenbette, aufgab, kam nicht nur wieder der Hendrichshof, sondern durch Testament auch das Gut des Freibauers an die Familie und damit weit mehr, als uns Kaiser Franz mit Zins und Zinseszinsen für die schwarzen Bankozettel hätte geben können. Der Freibauer war nicht der Erste, der aus dem Kreise dieser Alten schied; der Schulmeister hatte sich lange vor ihm weggeschlichen. Seit jenem Tage, da er den entwendeten Schatz zurückbrachte, war es ganz aus mit ihm; hätte er gesprochen, würde man vielleicht erfahren haben, daß es in seinem kleinen Kopfe nicht ganz richtig war; da er aber beharrlich schwieg, nur in der Einsamkeit lebte, uns auch seit lange nicht mehr zu unterrichten hatte, blieben die Vorgänge in seinem Gehirne ein Geheimniß, bis man ihn eines Tages in einem der stillsten Winkel des Speichers ausgestreckt fand, versenkt und eingehüllt in das ewige Schweigen.

Seit der Großvater das große Autodafe angestellt und die schwarzen Bankozettel zum Feuertode verurtheilt, war es, als hätte der Dichter die Worte: „Unser Schuldbuch sei zerrissen“ nur mit Beziehung auf die Großmutter niedergeschrieben. Wie ein Bach durch Wiesen, sanft, wenn auch manche Mühle treibend, floß ihr Leben dahin, ruhevoll und thätig bis ans Ende. Sie sah noch Urenkel, die ihr Lenchen gegeben, und sterbend lächelte sie, denn sie starb in den Mauern des altangestammten, zur Familie zurückgekehrten Hendrichshofs.

(1868.)

Eine Vermuthung.

Im Jahre 1852 wandelte in Paris jeder auf politischem Felde irgendwie bekannte Mensch, selbst der unbedeutendste, auf Fallthüren. War schon der Einheimische vogelfrei, um wie viel mehr mußte es der Fremde und erst der Flüchtling sein. Wer nicht in die Heimat zurückkehren oder in einen andern fremden Staat übersiedeln konnte, that sehr klug, wenn er wenigstens aufs Land ging. Die Zweckmäßigkeit einer solchen Reise erkennend, begab ich mich ins mittlere Frankreich, den eigentlichen Schauplatz der französischen Geschichte, bevor Frankreich zu jener Zentralisation durchdrang, die es so stark und so öde macht. Das Orleannais, das Blaisais, die Touraine, und wie all die inneren Landschaften heißen, sind in mancher Beziehung viel interessanter, als die Provinzen, die meist von Fremden besucht werden und sich deßhalb eines weiteren Rufes erfreuen. In diesen findet man die Sprache Rabelais', die jene von den Klassikern und der Akademie dem Lande oktroyirte Sprache so sehr an Reichthum, Kraft, Mannigfaltigkeit und Bildungsfähigkeit übertrifft, und lernt man jene Städte, Schlösser und Flüsse kennen, welche auf jedem Blatt der Geschichte bis auf Richelieu genannt werden. Die Natur, wenn auch milde und fruchtbar, ist zwar etwas eintönig, dafür aber bietet die Architektur einen Reichthum und oft solche Anmuth der Formen, wie man sie in dieser Fülle nur in Italien wiederfindet. Ich darf wohl bloß die Schlösser von Blois, Chambord, Amboise,

Plessis-La-Tour nennen, um an eine Reihe anderer zu erinnern, und die Städte Orleans, Alois, Tours, Anjou &c., um das Andenken an tausend entscheidende Thaten, Verbrechen, Trauerspiele, hie und da auch Lust- und Schäferspiele zu erwecken.

Ich war im Schlosse von Blois eben aus dem Zimmer, in welchem Heinrich III. den gewaltigen Herzog von Guise durch Meuchelmörder fällen ließ, getreten, um die noch berühmtere „Salle des Etats“ zu betrachten, wo eben eine Ausstellung von Provinzkunstwerken stattfand, als ich in der Thür zu meiner größten und freudigsten Ueberraschung Herrn v. S...y begegnete. Herr v. S...y war mir nur ein guter Bekannter, aber der intime Freund mehrerer meiner Freunde. Er freute sich, einen Bekannten aus Paris zu finden und sich in dier kritischen Zeit nach Diesem oder Jenem erkundigen zu können, und nachdem er durch Schloß und Stadt meinen Cicerone gemacht, betrachtete er es als selbstverständlich, ohne mir weiter davon zu sprechen, daß ich nun mit ihm seinen Wagen besteigen und auf einige Tage sein oder vielmehr seiner Mutter Gast sein solle. Das Gut seiner Mutter lag nur drei Stunden von Blois entfernt; von der Höhe des Schlosses aus konnte man Haus und Garten ganz gut sehen. Es zog mich magnetisch an, da es mir längst nicht mehr fremd war, da ich viel davon hatte erzählen hören und es im Schicksale meiner Freunde eine bedeutende Rolle spielte. Madame de S...y, die Mutter, hatte ich immer als eine merkwürdige und bedeutende, dabei sehr gastliche und liebenswürdige Greisin rühmen hören. Der Sohn brauchte also nicht lange in mich zu dringen; wir holten mein kleines Reisegepäck, stiegen in den Wagen, fuhren über die Loire und durch eine lange Pappelallee beinahe schnurgerade dem Schlößchen zu.

Ich fand das Gut so schön, als man es mir geschildert hatte: ein behaglich eingerichtetes Haus mit Möbeln aus der Zeit Ludwigs XV., Kunstwerke aus derselben und aus früheren Zeiten, eine reiche Bibliothek und einen weitläufigen Park, in dessen altfranzösischen Stil sich hie und da besserer, moderner Geschmack

eingedrängt hatte — und, über all Das freundlich und gastlich waltend, eine alte französische Dame voll Jugendlichkeit, Güte, Geist und unzähligen Geschichten aus der Kaiser- und Restaurationszeit — aus der Epoche der Loire-Armee, der Invasion und Paul Louis Couriers, des großen Publizisten, ihres Nachbars, den sie persönlich und genau gekannt hatte. Das ehemalige Gedränge von Künstlern und Gelehrten, von denen ich mir das Landhaus nach den Erzählungen meiner Freunde immer bevölkert dachte, war freilich zerstoben, vom Sturme des Schicksals und der Revolution auseinander geweht; aber man fühlte sich in der Gesellschaft der Dame und ihres sehr gebildeten Sohnes behaglich genug. Am zweiten Abend kam noch der Pfarrer des benachbarten Dorfes, eine unschuldige Seele, die sich nur nach einem guten Nachtessen sehnte, hinzu und endlich ein ehemaliger Präfekt Karls X., der viele schnurrige Anekdoten, selbst vom sogenannten „weißen Schrecken", la terreur blanche, der Zeit der Prevotalgerichtshöfe, zu erzählen wußte.

Wir hatten gut gespeist und saßen noch beim Loirewein, propre cru, unserer Wirthin, den wir sehr lobten, als sich diese plötzlich zu mir wandte und ausrief: „Ah ça, wissen Sie, Monsieur H.., daß es nicht angenehm ist, sich von einer fünfzigjährigen Gewohnheit zu trennen?"

Ich war etwas verdutzt, denn ich verstand Madame de S...y nicht. — „Pardon, Madame, was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen," antwortete sie, „daß Sie mir meine ganze Vorstellung von den Deutschen, wie ich sie seit fünfzig Jahren mit mir herumtrage, von unten bis oben über den Haufen werfen. Sie widersprechen mit Ihrem ganzen Wesen allen Ideen, die ich mir bis auf den heutigen Tag von Ihren Landsleuten machte. Sind Sie eine Ausnahme? oder hat Sie schon Paris so sehr verändert?"

„Ja, Madame, ich muß erst wissen, wie Sie sich denn eigentlich einen Deutschen vorstellten?"

„Ein Deutscher," antwortete Madame de S...y, gutmüthig lächelnd, „war für mich immer etwas ganz Außerordentliches,

Sonderbares — wie soll ich sagen? — etwas Phantastisches, das anderen Menschen nicht gleicht."

„Ah, Madame," rief ich lachend, „ich begreife! Hoffmann, les contes de Hoffmann! Sie haben Loewe-Weimars Uebersetzung der Hoffmannischen Geschichten gelesen, und seitdem ist Ihnen, wie jedem Franzosen, jeder Deutscher ein Kapellmeister Kreisler, wenn nicht ein Nußknacker oder ein Mausekönig. Die Franzosen kennen ja Deutschland aus diesem vortrefflichen ethnographischen Werke! — Nicht wahr, Madame, sagt man Deutscher, so sagt man: Nebel, Traum, Wolken — Das ist ja jeden Tag in französischen Zeitungen und Büchern zu lesen."

„Allons donc, nicht so hitzig," sagte Madame beschwichtigend — „ich habe meine Vorstellung von den Deutschen nicht aus Hoffmann und nicht aus den Zeitungen, die ich nicht lese, sondern aus der Erfahrung — oder, wenn Sie wollen, von einem einzigen Eindruck her, der freilich ein Eindruck der Kindheit war und deßhalb desto tiefer gedrungen ist. Ich habe einmal einen merkwürdigen Deutschen kennen gelernt —"

Nach einigem Hin- und Herreden, das mich neugierig machte, erzählte Madame de S...y auf meine Bitte, wie folgt:

„Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, also vor ungefähr fünfzig Jahren. Ich bewohnte dieses selbe Haus mit meinem Vater und war ein Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Eines Tages bemerkte ich von der Höhe unseres Balkones aus einen Mann, der, wie es schien, zwecklos auf der Ebene umherirrte, oft querfeldein ging, ohne doch etwas zu suchen oder einem gewissen Ziele entgegen zu gehen. Zu wiederholten Malen kam er auf dieselben Stellen zurück, ohne es zu bemerken. Am selben Nachmittage, auf einem Spaziergange, begegnete ich ihm; aber er ging in Gedanken vertieft an mir vorüber, ohne mich zu sehen, und als er mir einige Minuten später, bei einer Biegung, wieder im Wege stand, sah er unverwandten Blickes und mit einer unaussprechlichen Sehnsucht in die Ferne. Jede andere Erscheinung, die mir in dieser Weise begegnet wäre, hätte mich damals in

meiner mädchenhaften Albernheit außerordentlich erschreckt; ich wäre vor ihr nach Hause geflohen, um mich hinter meinem Vater zu verstecken. Dieser Fremde hingegen erfüllte mich mit einer Art von Mitleiden, die ich mir nicht erklären konnte. Es war nicht das Mitleid, das man mit einem Armen, Hülfsbedürftigen empfindet, obwohl er hülfsbedürftig genug aussah, denn seine Kleider waren in arger Unordnung, ungeputzt und hie und da sogar zerrissen. Es war ein gewisser edler Ausdruck des Schmerzes und dabei ein Aussehen, als wäre er mit seinem Geiste abwesend, irgendwo bei geliebten Personen in weiter Ferne, die bei seinem Anblick das Herz, wenigstens ein mädchenhaftes Herz, mit Mitleid und Sympathie erfüllten. Abends erzählte ich meinem Vater von dem Fremden. Er meinte, es werde wohl einer der zahlreichen Kriegs- oder politischen Gefangenen sein, die man halb und halb auf freiem Fuß und auf Ehrenwort in den innern Provinzen Frankreichs leben ließ.

„Tags darauf sah ich den sonderbaren Fremden wieder wie am ersten Tage durch die Felder irren und endlich sogar in unsern Park eintreten, welcher der Straße zu offen war. Er sah sich verwundert um und schien sich in dieser Umgebung bald zu behagen. Der große Rasenplatz in der Mitte, den Sie kennen, war damals nicht da; an seiner Stelle befand sich ein großes, mit einer hohen Balustrade eingefaßtes Wasserbecken, und auf dieser Balustrade rings um das Wasserbecken stand eine Gesellschaft von vierundzwanzig großen und kleinen griechischen Gottheiten, meist Kopien antiker Statuen oder anderer aus dem sechzehnten Jahrhundert. In der Mitte des Beckens, auf einem künstlichen Felsen, stand der Neptun des Giovanni de Bologna. Als der Fremde diese Göttergesellschaft erblickte, eilte er ihr mit großen Schritten, in freudigster Begeisterung entgegen. Er hob die Arme in die Höhe, wie anbetend, und vom Zimmer aus schien es uns, als ob er in der That zu seinen enthusiastischen Bewegungen entsprechende Worte ausriefe. Dann ging er rings um das Becken von einer Statue zur andern, immer mit dem Ausdrucke eines

Kenners oder wenigstens eines Kunstliebhabers, und mein Vater wollte bemerken, daß er sich vor der schönsten am Längsten aufhielt. Mir machte es das größte Vergnügen, dieses Schauspiel zu belauschen, und auch meinen Vater schien es zu unterhalten. ‚C'est quelque original!' wiederholte er mehrere Male, während wir den Fremden beobachteten.

„Sehr ärgerlich wurde ich, als ich in meinem Vergnügen durch den garde champêtre gestört wurde. Dieser, der auch den Park meines Vaters zu bewachen hatte, stürzte plötzlich herein und auf den Fremden los, dem er, wie wir aus den Geberden erkennen konnten, bedeutete, daß Dieß Privateigenthum sei und daß er sich zu entfernen habe. Der Fremde aber lächelte, kehrte ihm den Rücken und ging zu einer andern Statue. Der Flurschütz folgte ihm und bestürmte ihn mit Reden, die immer heftiger wurden, je weniger er darauf achtete. Endlich faßte ihn der Mann in seinem polizeilichen Eifer am Arme, um ihn mit Gewalt aus dem Parke zu ziehen. Mein Vater war ein einflußreicher Mann im Departement, ein Freund des Präfekten und hätte selbst Präfekt sein können, daher der Eifer der untergeordneten Beamten, sich ihm dienstfertig zu zeigen. Aber mit solcher groben Dienstfertigkeit war ihm nicht gedient. Beim Anblick jener Gewaltsamkeit eilte er sogleich hinaus, und ich folgte ihm. Er verwies dem Wächter seine Art, schickte ihn fort und sagte zum Fremden, daß er sich nur nach Muße im Parke umsehen solle.

„Dieser, der die Derbheit des garde champêtre kaum bemerkt hatte, wandte sich sogleich zu meinem Vater und sagte lächelnd: ‚Die Götter sind keines Menschen Eigenthum, sie gehören der Welt, und wenn sie uns lächeln, gehören wir ihnen. Sehen Sie diese Aglaja, wie sie mich anlächelt und mich gefangen nimmt; sie lächelt nicht ihrem Besitzer allein.'

„‚Es ist eine Pomona,' berichtigte mein Vater.

„‚Nein, es ist eine Aglaja,' erwiderte der Fremde mit Bestimmtheit und fuhr gleich fort: ‚Das Wasser hier sollte klarer sein, wie das Wasser des Cephissus oder die Fluth des Erechtheus

auf der Akropolis. Es ist der klaren Götter nicht würdig, sich in dunkleren Spiegel zu sehen — aber,' fügte er seufzend hinzu — ‚wir sind nicht in Griechenland.'

„‚Sind Sie vielleicht ein Grieche?' fragte mein Vater halb im Ernst, halb im Scherz.

„‚Nein! — im Gegentheil, ich bin ein Deutscher!' seufzte der Fremde.

„‚Im Gegentheil?' wiederholte mein Vater — ‚ist der Deutsche das Gegentheil des Griechen?'

„‚Ja!' antwortete der Deutsche kurz und setzte nach einiger Zeit hinzu — ‚wir sind es Alle! Sie, der Franzose, sind es auch, der Engländer, Ihr Feind, ist es auch — wir sind es Alle!'

„Dann ganz meinem Vater zugewandt, sprach er noch viel, dessen ich mich nicht erinnere; auch des Andern, das ich eben mitgetheilt habe, würde ich mich wohl nicht so deutlich erinnern, wenn es nicht später in unserem Hause oft wiederholt worden wäre. So oft mein Vater nach dieser Zeit das Wasserbecken zu reinigen befahl, pflegte er scherzend hinzuzufügen: das Wasser muß klar sein, wie das Wasser des Cephissus oder die Fluth des Erechtheus auf der Akropolis u. s. w. Auch verstand ich nicht Alles, was der Fremde sagte, abgesehen vom Sinne seiner Worte; denn er sprach ein sehr schlechtes Französisch, mit einem höchst entstellenden Accent, der mir viele Worte ganz unkenntlich machte. Meine Tante, die mich erzog, kam hinzu, und ich erinnere mich, wie ihr, die bei den Reden des Fremden große Augen machte, mein Vater zuflüsterte: ‚Es ist ein Deutscher, ein Original!'

„Aber das Original gefiel uns Allen sehr. Er war nicht schön und sah früh gealtert aus, obwohl er nicht mehr als dreißig Jahre gehabt haben mochte, aber er hatte ein glühendes und doch sanftes Auge, eben so einen energischen, doch milden Mund; auch sah man ihm an, daß seine sehr herabgekommene Kleidung zu seinem Stande oder seiner Bildung nicht im Verhältnisse stehe. Ich freute mich sehr, als ihn mein Vater einlud, uns ins Haus zu folgen. Er nahm die Einladung ohne

Ceremonie an und ging mit uns, immer sprechend, und legte im Gehen von Zeit zu Zeit die Hand auf meinen Kopf, was mich etwas erschreckte und mir doch sehr gefiel. Mein Vater interessirte sich offenbar für den Fremden und hatte Lust, seine eigenthümlichen Reden noch lange anzuhören, aber im Salon angekommen, war er sehr enttäuscht. Der Fremde ging geraden Weges auf ein Sopha los, sagte: ‚Ich bin müde,‘ murmelte noch einige unverständliche Worte, streckte sich aus, schloß die Augen und entschlief sogleich.

„Wir standen da und sahen einander erstaunt an. ‚Er ist verrückt,‘ lispelte meine Tante, aber mein Vater schüttelte den Kopf und sagte: ‚Es ist ein Original; er gefällt mir; er ist ein Deutscher.‘

„Der Papa schickte den Bedienten mit dem bestellten Weine wieder zurück, und wir verließen den Salon, um den Fremden, der in der That sehr müde schien, allein und seiner Ruhe zu lassen. Ich sah von Zeit zu Zeit durchs Fenster; er schlief unausgesetzt, bis gegen Abend. Als er erwachte, lud ihn mein Vater zu Tische. Er freute sich sehr an unserm Weine und wurde sehr heiter. Er erzählte Vielerlei aus Deutschland und aus dem südlichen Frankreich, und ich erinnere mich, daß er uns, trotz der Unbehülflichkeit seiner französischen Sprache, eine pompöse und höchst poetische Beschreibung des Meeres machte, das er bei Bordeaux gesehen hatte. Manchmal brach er mitten in seinen Erzählungen ab, als ob er fürchtete, daß er, fortfahrend, an unangenehme Punkte in seiner eigenen Lebensgeschichte gelangen könnte. Meine Tante, wie sie ihn so sprechen hörte, bekehrte sich zu der Ansicht meines Vaters, daß wir hier nicht einen Verrückten, sondern ein ‚Original‘ zu Gaste hatten, und horchte ihm mit immer wachsender Theilnahme. Sie fand, daß Alles, was er sagte, sehr viel Wahres enthalte und manchmal sogar eine große Tiefe des Geistes verrathe. Das Unverständliche setzte sie auf Rechnung seiner schlechten Aussprache und der Mangelhaftigkeit seiner Kenntniß des Französischen. Meine Tante war fromm und liebte es, über metaphysische Gegenstände zu philosophiren, was sie ‚philosophiren‘ nannte, und so lenkte sie das Gespräch

auch auf solche Texte. Da sagte er sonderbare Sachen, ohne sich auf ihre Bibelstellen weiter einzulassen. Ich erinnere mich des Inhalts einer langen Rede, da sich die Tante dieselbe am folgenden Tage in ihr Album schrieb und ich sie später öfter lesen konnte. Der Inhalt war ungefähr folgender: ‚Dieß ist die Unsterblichkeit. Alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und uns unsichtbar, aber in schönster Gestalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserm Grabhügel aus nimmt er seinen Flug und gesellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiter bauen. Diese Genien sind Geburten, oder, wenn Sie wollen, Theile unserer Seele, und in diesen Theilen ist sie allein unsterblich. Die großen Künstler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlassen, aber es sind nicht die Genien selbst. Es ist nur ihre Abspiegelung im Dunstkreis unserer Erde, wie sich die Sonne im See, nein, im Nebel, wiederspiegelt. Die schönen Götter Griechenlands sind solche Abbilder der schönsten Gedanken eines ganzen Volkes. — So ist es mit der Unsterblichkeit beschaffen.‘

„Meine Tante, die gern etwas über ihn selbst erfahren hätte und immer das Gespräch auf ihn zurückzuleiten suchte, fragte, vielleicht auch nur, um etwas zu sagen: ‚Glauben Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind?‘

„‚Ich?‘ fragte er barsch, ‚ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ich denke nicht mehr schön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich — allerdings!‘ — Und sich besinnend, fügte er bestätigend hinzu: ‚Ja, allerdings, jenes Ich ist es.‘

„Mit all Dem wußten wir nichts von ihm, von seinem Schicksal — wir wußten nicht einmal seinen Namen. Mein Vater fragte ihn einmal nach seinem Namen, da legte er den Kopf in beide Hände und antwortete: ‚Ich werde ihn Ihnen morgen sagen. Glauben Sie mir, es ist mir manchmal schwer, mich meines Namens zu erinnern.‘

„Das war nun wieder seltsam, aber wir hatten uns wunderbar rasch an die Eigenthümlichkeit dieses Mannes gewöhnt, daß

wir Das alles so hinnahmen, als müßte es so sein. Es fiel Keinem ein, diesem Unbekannten, Geheimnißvollen gegenüber irgend ein Mißtrauen zu äußern, und trotz Allem verging uns der Abend in einer gehobenen Stimmung.

„‚Allerdings,‘ sagte Papa zu der Tante, ‚glaube ich, daß dieser Mann im Geiste gestört ist, aber dieser gestörte Geist ist edel und von Natur groß und tief.‘

„Was mich betrifft, ich betrachtete ihn wie einen Propheten, wie einen wohlthätigen Zauberer, und ich war sehr glücklich, daß ihn mein Vater, da es schon spät war und er nicht die geringste Miene machte, das Haus zu verlassen, einlud, bei uns zu übernachten. Meine Tante beeilte sich, ihm ein Zimmer zurecht zu machen, denn sie freute sich, noch mit ihm philosophiren zu können, und mein Vater nahm sich vor, ihn morgen geradeheraus nach seinem Schicksal zu fragen, das ein sehr unglückliches schien, und dann etwas für ihn zu thun — ihm auch, wie er meinte, in mancher Beziehung den Kopf zurecht zu setzen. Der Mann, sagte er, habe ein bedeutendes Wissen, das man vielleicht noch nützlich verwenden könne.

„Aber die Nacht sollte alle Pläne zunichte machen.

„Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht weckte die hülferufende Stimme eines Bedienten, der eben von einem geheimen Ausflug zurückkehrte und sich in seine Mansarde begeben wollte, das ganze Haus. Ich stürzte mit der Tante auf den Korridor, in demselben Augenblicke, da auch mein Vater seine Thür öffnete. Nach dem ersten Ueberblick über den Korridor eilte der Vater auf uns zu und drängte uns wieder in die Schlafstube zurück; doch hatte ich in einer halben Minute genug gesehen. Der Bediente lag auf der obersten Treppe, von seiner Furcht niedergeworfen, vor ihm stand der Fremde im sonderbarsten Anzuge. Er hatte das weiße Betttuch um den Leib geschlagen, und da dieß sein einziges Gewand war, hatte er etwas von einer griechischen Statue; in der linken Hand hielt er ein Licht, in der Rechten einen alten Degen, ein schönes Werk der Waffenschmiedekunst des sechzehnten

Jahrhunderts, das meinem Vater gehörte und gewöhnlich in der Stube des Fremden hing. Mein Vater nahm ihm die Waffe ab und führte ihn in das Zimmer zurück, wo er sich auf seinen Wunsch wieder ins Bett legte.

„Ich saß zitternd in meiner Stube neben der Tante, die Thränen vergoß. ‚Der arme Mensch,‘ seufzte sie fortwährend, ‚er ist wirklich wahnsinnig. Ach, wie Schade, wie Schade, um so viel Geist, so viel Wissen und so viel Güte. Ja gewiß, er ist auch sehr gut; selbst sein wahnsinniges Auge ist noch voll Güte.‘ — So saßen wir da, bis der Papa eintrat und uns befahl, wieder zu Bette zu gehen; der Fremde liege im tiefsten Schlafe, und es sei für diese Nacht gewiß nichts mehr zu befürchten. — ‚Welch sonderbares Abenteuer,‘ sagte mein Vater achselzuckend, um sein Mitleid mit dem Fremden, der ihm nicht minder gefiel als der Tante, zu verbergen.

„Als wir des Morgens erwachten, ging der Fremde ruhig, aber mit traurig gesenktem Kopfe im Parke umher. Die Tante wollte ihm folgen, aber mein Vater hielt sie zurück. ‚Es ist besser,‘ sagte er, ‚man läßt ihn allein. Wenn er wieder kommt, will ich sehen, was zu thun ist.‘ — Er befahl uns auch, die Fenster zu verlassen. Wenn der Fremde eine Erinnerung an den Anfall dieser Nacht habe, müsse es ihm nur unangenehm sein, sich beobachtet zu wissen.

„So ließen wir ihn allein. Er hielt sich dießmal nicht bei den griechischen Göttern auf, sondern ging langsamen Schrittes und offenbar sehr niedergeschlagen ins Dickicht. Ein Arbeiter berichtete, daß er sich dort auf eine Bank gelegt habe. Da er aber durch Stunden nicht zum Vorschein kam, ging mein Vater, um ihn aufzusuchen. Er war nicht mehr im Parke. Vom Balkon und von den Fenstern aus durchspähten wir die Ebene — er war nirgends zu sehen. Mein Vater stieg zu Pferde und durchkreuzte die ganze Gegend. Er war und blieb verschwunden; wir haben ihn nie wieder gesehen.

„Dieß ist die Geschichte meines ersten Zusammentreffens mit einem Deutschen.“

„Aber," fügte die liebenswürdige alte Dame ihrer Geschichte hinzu, indem sie mich ansah — „aber Sie sind ja sehr nachdenklich geworden. Was ist Ihnen?"

„Ich habe alle Ursache, nachdenklich zu sein, Madame — ich kombinire, ich vergleiche die Daten, und ich glaube, Ihnen sagen zu können, wen Sie vor einem halben Jahrhundert hier empfangen haben."

„Nicht möglich," rief Madame de S...y, „reden Sie — Das wäre ja merkwürdig, daß ich Das noch erfahren sollte."

„Ich kann nur vermuthen," sagte ich, „aber, wie gesagt, wenn ich die Daten vergleiche — leider habe ich kein Buch hier, in dem ich nachschlagen könnte — in welchem Jahre sagen Sie, war es, daß Sie den sonderbaren Gast beherbergten?"

„Das kann ich nicht so genau bestimmen; es war in den ersten Anfängen des Jahrhunderts — es wird in den Jahren Zwei oder Drei gewesen sein."

„Das trifft wohl zu, so viel ich mich erinnere. Ganz richtig. Sie nannten auch Bordeaux? Nicht wahr?"

„Ja wohl," rief Madame de S...y ungeduldig, „Sie spannen mich auf die Folter."

„Ich vermuthe, daß Sie damals einen vortrefflichen, edlen deutschen Dichter bei sich beherbergten, Namens Friedrich Hölderlin."

„Was sagen Sie, Friedrich —?"

„Friedrich Hölderlin, der allerdings wahnsinnig war und halb wahnsinnig aus Bordeaux nach Deutschland zurückkehrte. Doch kann ein Zufall um jene Zeit auch Jemand Anderen —"

„Nein, nein!" rief Madame de S...y, „ich will nun nichts Anderes glauben, gewiß, es ist ein edler Dichter gewesen. Erzählen Sie mir von ihm."

Und ich erzählte die Geschichte Friedrich Hölderlins, in demselben Speisesaal, in dem er vor fünfzig Jahren — vielleicht zu Gast gewesen.

Sollte er es wirklich gewesen sein?

Gleich und Gleich.

Dramatisches Sprichwort in zwei Akten.

(Den Bühnen gegenüber Manuskript.)

Personen.

Gräfin Valeria.
Mathilde, ihre Tochter.
Konstanze, deren Gouvernante.
Baron v. Walden.
Lieutenant George v. Secking.

Ort der Handlung: Bibliotheks- und Studierzimmer der Gräfin Valeria. — Eine Mittelthüre, zwei Seitenthüren, links an der Thüre ein Fenster. Im Vordergrunde rechts und links Schreibpulte. Im Hintergrunde ein Tisch. Wände, Pulte, Alles voll Bücher und Papiere. An den Wänden Karten der alten Welt &c.

Zeit der Handlung: von Mittag ungefähr, bis spät Abend.

Erster Akt.

Erste Szene.

Walden. George.

Walden. Nur hier herein. Fürchte nichts, du begegnest jetzt keinem Menschen. Da du dich nicht willst vorstellen lassen, mußte ich dir wenigstens vor deiner Abreise einmal das Haus zeigen, drin meine Freunde wohnen, darin ich so viele Stunden verbringe.

George. Schauderhaft, höchst schauderhaft! Bücher, nichts als Bücher! Bücher im Vestibüle, Bücher auf der Treppe, Bücher im Vorsaal, Bücher im Nebensaal, Bücher hier.

Walden. Ja, Bücher überall! Das ganze Schloß ist voll von Büchern. Schadet nichts, man kann hier doch glücklich sein, sehr glücklich. Setze dich (er setzt sich selbst an einen der Pulte), ich habe noch zu arbeiten. Es ist zu arg, wie mich das Kind beschäftigt. Da habe ich schon gestern den ganzen Tag gearbeitet und werde mit dem Plane nicht fertig, und am Ende mache ich es ihr gewiß doch nicht recht.

George. Was will sie denn?

Walden. Ich muß ihr eine neue chronologische Tafel machen, welche die ganze politische und Kulturgeschichte umfassen soll. Alle Künste und Wissenschaften sollen berücksichtigt sein und einen Ueberblick über die gleichzeitige geistige Entwicklung aller Völker in allen Ländern und Epochen gewähren. Da gibt es so viele

Unterabtheilungen, daß ich den Stoff nicht bewältigen kann. Es ist schrecklich, was mir das Kind zu schaffen macht! Jeden Augenblick hat sie irgend einen solchen Einfall, und was ich ihr dann mit Müh und Noth zusammenstopple, ist ihr nie gelehrt und gründlich genug.

George. Es muß ein wahrer Blaustrumpf sein, deine Gräfin Mathilde.

Walden. Gott bewahre! Es ist wahr, sie weiß zehnmal mehr, als sonst ein Mädchen von siebenzehn Jahren zu wissen pflegt; aber von einem Blaustrumpf ist nicht die Rede. Sie ist so einfach, so anspruchslos, so ganz Natur! Aus jedem Worte, aus jeder Bewegung spricht das Kind des Waldes — denn ihre ganze Jugend ist hier in dieser Einsamkeit, in diesem alten Jagdschloß verflossen. Es ist ein liebes, herziges Kind!

George. Also das liebe, herzige Kind ist siebzehn Jahre alt?

Walden. Sechzehn Jahre, zehn Monate —

George. Ein schönes Alter für Kinder wie für Erwachsene. — Ein sehr verführerisches, kindliches Alter! Walden!

Walden. George?

George. Hm, hm!

Walden. Nun? Es scheint mir, daß du was sagen willst — heraus mit der Sprache!

George. Wirst du auch nicht böse sein?

Walden. Gewiß nicht. — Du machst mich neugierig.

George (herzlich). Sieh, Walden, du hast mich so gut, so freundschaftlich bei dir aufgenommen.

Walden. Lieber Freund, wie sollte ich nicht? Bist du nicht der Sohn jener vortrefflichen Frau, die in meiner frühesten Jugend so gütig gegen mich war wie eine Mutter? Ich betrachtete es als ein Zeichen der Fortdauer ihrer Güte, als sie dich hierher zu mir schickte, um in meinem milden Thale deine Genesung zu vollenden — und ich hätte dich nicht wie einen lieben Freund, ja, wie einen jüngeren Bruder aufnehmen sollen? Und kamst du mir nicht als ein braver Offizier, der sich für sein Vaterland

geschlagen? Und kamst du nicht, um hier deine Wunden zu heilen, die du für eine gute Sache trägst? Für wen hältst du mich, George? Du beleidigst mich, wenn du nicht glaubst, daß du mir am ersten Tage ein lieber, alter Freund gewesen. Also ohne Rückhalt! Heraus mit der Sprache!

George. Du hast Recht! Es ist mir auch so, als ob wir seit Ewigkeiten Freunde wären — darum wirst du mir ein unbescheidenes Wort verzeihen.

Walden. Sprich! — was es immer sei.

George. Gut. — Seit ich bei dir wohne, sehe ich dich mit dieser Hyp— Hyp— wie heißt sie?

Walden. Hypsipyle willst du sagen. So hat sie die Mutter zu Ehren jener Königin von Lemnos genannt, welche die Griechen vor Troja verproviantirte. Nenne sie lieber Mathilde, denn so heißt sie eigentlich.

George. Also ich sehe dich immer mit dieser Gräfin Mathilde, mit diesem siebzehnjährigen Kinde, beschäftigt, und wie aus deinen Reden hervorgeht, hast du dir nun seit beinahe sechs Jahren eben so angelegentlich mit ihrer Ausbildung zu schaffen gemacht. Du hast die halbe Welt gesehen, du hast so viel erlebt und erfahren, aber der Lieblingsgegenstand deines Gespräches ist immer diese Mathilde, Hypsipyle genannt. Ich glaube recht gerne, daß es ein liebes, gutes und kluges Geschöpf ist, aber —

Walden. Nun?

George. Ich glaube — ich muß annehmen —

Walden. Was?

George. Daß du sie für dich erziehst — daß du sie heirathen willst —

Walden. Ich heirathen? und Mathilden heirathen? Ha, ha, ha!

George. Durch ein bloßes Interesse für ein noch so liebes Kind läßt man sich nicht so ganz und gar absorbiren. Man macht sich nicht aus einem freien Manne zu einem Stundengeber — und ich habe stets gehört, daß das Handwerk eines Stunden-

gebers das betrübteste von der Welt sei. Und du bist ganz und gar ein Sklave geworden. Ist es mir doch nicht möglich, dich zum schönsten Ausfluge zu bewegen, wenn du an dem Tage deiner Mathilde eine Stunde zu geben hast.

Walden. Das ist leicht zu erklären. Es gibt einen pädagogischen Beruf, wie es andere Berufe gibt. Nicht alle Schulmeister werden aus Noth Schulmeister. Viele sind es mit Leidenschaft. Ich bin ein geborener Pädagog. Von frühester Jugend an habe ich mit Leidenschaft unterrichtet. Als Student war ich der freiwillige Hofmeister meines Hausmeisters. Auf meinen Reisen hinterließ ich überall Schüler. Die Tochter meines Pariser Portiers ist heute Gesellschaftsdame und Vorleserin einer Prinzessin, und Das dankt sie meinem Unterricht. Ich bin ein geborner Schulmeister.

George. Warum bist du dann nicht Professor an irgend einer Universität geworden? Glaubst du diese Stellung mit deinem altadeligen Namen unvereinbar?

Walden. Ah pah! Der wahre Adel unseres Volkes steckt in der Wissenschaft. Wenn man einst von der Größe unserer Zeit erzählt, wird man mehr gelehrte als adelige Namen nennen. Aber einmal bin ich nicht so gelehrt, wie du glaubst; meine Reisen ließen mich nicht dazu kommen, ein Fach auszubilden — dann würde mir der Professor nicht genügen. Der steht auf dem Katheder, ein abstrakter Mensch, und spricht ins Allgemeine wie ein Buch. Der eigentliche Pädagog ist persönlich, er unterrichtet nicht nur, er erzieht, er insinuirt sich, er muß seinen Schüler lieben und Eins mit ihm werden. Er genügt sich nur in einem persönlichen Verhältniß, er ist der geistige Vater oder die geistige Mutter.

George. Wohl! Aber ich habe noch keinen Pädagogen gesehen, der die Sache so persönlich genommen hätte, wie du mit dieser Mathilde.

Walden. Nichts natürlicher. Mathilde ist, so zu sagen, mein Geschöpf. Kurz nachdem ich mich vor ungefähr sechs Jahren hier in der Nähe angesiedelt, um nach meinen Reisen mit dem Reste

meines Vermögens ein stilles und gebildetes Altjunggesellenleben zu beginnen, machte ich die Bekanntschaft der Gräfin Valeria, der Mutter Mathildens. Sie hatte erfahren, daß in ihrer Nachbarschaft ein Mann hause, der Griechenland, den Orient, kurz alle klassischen Orte der Welt gesehen, und sie, die Gelehrte, mußte mich nothwendig sprechen. Ich lernte eine merkwürdige Frau und ein merkwürdiges Haus kennen. Die Gräfin Valeria hat früh ihren Mann verloren, mit dem sie, wie es scheint, nicht glücklich war. Er liebte die rauschenden Vergnügungen der Welt, sie die Einsamkeit und die Bücher. An Der, mein Freund, ist ein wahrer Professor verloren gegangen. Sie benützte ihre Freiheit, um sich ganz ihren Neigungen hinzugeben. Sie kaufte dieses von Park und Wald umgebene Jagdschloß, in das sie sich mit ihrem Kinde, dessen Gouvernante und einigen Gesellschaftsfräulein, die eigentlich Schreiber und Sekretäre sind, zurückzog. Das ganze Schloß wurde nach und nach zu einer Bibliothek und die Gräfin von Tag zu Tag gelehrter. Alte Geschichten aller alten Völker, alte Sprachen, alte Kunst und Wissenschaft, alte Philosophieen und alte Religionen sind die Gegenstände, die jeden Winkel ihres Geistes wie ihres Schlosses ausfüllen.

George. Mir graut.

Walden. Es war mir Anfangs selbst unheimlich, besonders als ich die Lebensweise des Hauses kennen lernte. Die Gräfin studirt meist in der Nacht und verschläft den größten Theil des Tages; ihre Gesellschaftsfräulein, die ihr während der Nacht beistehen müssen, schleichen dann blaß, verschlafen, gähnend durchs Schloß, und Niemand wagt es, laut aufzutreten oder ein lautes Wort zu sprechen.

George. Und in diese Gesellschaft hast du mich schon mehrere Male einführen wollen. Danke bestens. Eine schöne Gesellschaft für einen Lieutenant!

Walden. Aber mitten unter diesen bücherstaubbedeckten Gestalten trieb sich die schönste Jugend in Gestalt Mathildens herum. Sie lief Tage lang allein und unbewacht durch den Wald und

hatte die ganze Anmuth und Wildheit eines Rehs. Sie war damals eilf Jahre alt. Ich fühlte mich sogleich zu dem schönen wilden Kinde hingezogen und habe sie gewissermaßen entdeckt, denn Niemand im Hause kümmerte sich um sie. Selbst die Mutter war überrascht und schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihr sagte, daß sie da ein begabtes Kind besitze, aus dem etwas werden könnte. Wie sollte sie Das glauben, da es Mathilden nie einfiel, in eines der zehntausend Bücher zu blicken!

George. Das gefällt mir von dem Kinde.

Walden. Es war mir leicht, mich zum Lehrer des Kindes zu machen, und um das Vertrauen der Mutter ganz zu gewinnen, gab ich der Erziehung Mathildens einen Anstrich von Gelehrsamkeit, wohl wissend, daß Das dem gesunden Wesen nichts anhaben konnte. Mathilde ihrerseits fand endlich einen Menschen, dem sie Theilnahme einflößte, und ging mit dem Instinkte kluger Kinder auf meine Absichten ein. Sie schloß sich sehr innig an mich, und heute sehe ich mit Glück die schönen Früchte meiner Bemühungen.

George. Du hast mir da Alles schön auseinander gesetzt, aber mit all Dem noch nicht bewiesen, warum du sie nicht heirathen sollst? Stört dich vielleicht der Gedanke an ihr großes Vermögen, während du jetzt nur schwach bemittelt bist?

Walden. Ach was! Das ist so eine der hergebrachten Ansichten, die schön und edel sein sollen. Ein Mann, der nicht fühlt, daß er so viel werth ist, als die Mitgift eines Mädchens, hat freilich Recht, solche Ansichten zu haben. Es fällt mir nicht ein, Mathilden zu heirathen, weil mein Verhältniß zu ihr gewissermaßen ein väterliches ist, weil ich den Gedanken an Heirath längst aufgegeben und weil ich ein alter Junggeselle bin.

George. Ein alter Junggeselle? Wie alt bist du denn eigentlich?

Walden. Sieben und dreißig, sage: sieben und dreißig Sommer und acht und dreißig Winter.

George. Mit sieben und dreißig Jahren ist man heute ein

junger Mann; es wimmelt von jungen Männern von sieben und vierzig.

Walden. Weil die Verhältnisse darnach sind; weil die meisten Männer zwanzig Jahre zu kämpfen haben, bis sie eine Familie oder eine anspruchsvolle Frau ernähren können, und weil die Andern Egoisten sind. Nachdem sie sich zwanzig Jahre in der Welt und in allen Freuden herumgetrieben, haben sie die Frechheit, einem jungen lebenslustigen Geschöpfe ein Häuflein Asche statt eines Herzens anzubieten. Ein solcher Egoist bin ich nicht.

George. Du bist aber auch kein solches Häuflein Asche. Du bist jung von Herzen, liebevoll, du sehnst dich nach häuslichem Glück, du wärst ein vortrefflicher Vater.

Walden (seufzend). Das ist wahr. Mathilde weiß es, daß ich ein guter Vater bin. Damit begnüge ich mich, muß ich mich begnügen. Ich war in der That für ein häusliches, liebevolles Leben — pah — die Zeit ist hin — sprechen wir nicht davon. Der Anfang aller Weisheit ist: nichts bereuen.

George. Jetzt aber gehe ich. Wenn mich der junge oder der alte Blaustrumpf hier überraschte, ich wäre des Todes.

Walden (zieht einen Brief aus der Tasche). Laß sehen, um welche Stunde Mathilde mich hier erwartet.

George. Laß mich lesen; laß mich sehen, wie so ein Ding schreibt (nimmt Walden den Brief aus der Hand und liest): „Mein geliebter Freund und Lehrer!" Das klingt sehr zärtlich: Mein geliebter Freund!

Walden. Mathilde nimmt es nicht so genau mit den Worten.

George (liest). „Ich erwarte Sie heute um Ein Uhr, und zwar mit Sehnsucht und Ungeduld." (Spricht.) Sehnsucht und Ungeduld, hm, hm! Darf ich da noch weiter lesen?

Walden. Lies, lies! Wir haben keine Geheimnisse.

George (liest). „Warum kommen Sie jetzt nur jeden zweiten Tag, und nicht täglich, wie sonst? Ich hasse Ihren Lieutenant, der mich seit drei Wochen um Ihre Gesellschaft bringt." (Spricht.) Danke, Sie sind sehr gütig, Fräulein Mathilde. Welches Glück

ich doch habe; sie kennt mich noch nicht und haßt mich schon! (Liest weiter.) „Kommen Sie! Kommen Sie!“ (Spricht.) Noch einmal „Kommen Sie!“ Zwei Aufforderungen, bei der dritten Aufforderung wird geschossen. (Liest.) „Was bin ich ohne Sie?“ (Spricht.) Das wird ja immer besser. Mein Gott, da kommt auch was Lateinisches. (Liest.) „Tecum vivere amem, tecum obeam libens.“

Walden. Sie liebt es, zu zitiren. Es ist ein Zitat aus einer horazischen Ode.

George. Und zwar aus der zärtlichsten aller horazischen Oden. Sie kann also lateinisch, das schreckliche Geschöpf?

Walden. Freilich! Sie lernte es der Mutter zu Gefallen.

George. Aber das Zitat ist gut gewählt: „Mir dir lebt' ich, mit dir stürb' ich gerne.“ Das ist nichts? He? Und Die ist nicht verliebt in dich?

Walden. Thorheit! Man muß Mathilden kennen. Die schreibt in zwei Zeilen mehr, als sie in zwei Jahren verantworten kann, und sie liebt es, sich über ihre besten Freunde lustig zu machen. Du mußt sie endlich kennen lernen; ich stelle dich ihr doch vor.

George. Ich werde mich hüten. Jetzt erst recht nicht.

Walden. Nun, wenn Dem so ist, so fliehen wir, denn jetzt muß sie kommen. Ich gehe mit dir, um dich ein wenig im Parke zu orientiren. Was fängst du dann an?

George. Ich gehe in die Stadt zum Arzte. Mein Arm hat mich heute Nacht wieder etwas unsanft geweckt.

Walden. Gut. Erwarte mich im Parke. Nach einer Stunde gehe ich mit dir, um zu hören, was der Arzt sagt. Komm!

George. Wie froh bin ich, diese schweinslederne Atmosphäre zu verlassen. (Deklamirt.) „Mit dir lebt' ich, mit dir stürb' ich gerne.“ Das ist nichts?

Walden. Narr!

George. Es ist nicht richtig.

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Zweite Szene.

Mathilde mit Büchern und Papieren unter den Armen. **Fräulein Konstanze.**

Konstanze. Wird die Stunde heute im Studierzimmer der Frau Gräfin genommen?

Mathilde. Heute und in Zukunft. Mama will es so. Die Atmosphäre dieser Stube wird, so meint sie, auf meinen Geist wohlthätig einwirken. Ich bin schon gelehrt genug, um mich würdig in Gesellschaft dieser dickleibigen, schweinsledernen und andern ledernen Herrn aufzuhalten, um mich mit ihnen vertraulich zu unterhalten, um mit ihnen zu liebkosen. Ja, ja! Ich hatte gestern mit Mama eine lange, achtzigpfündige Diskussion, ein Kolloquium, eine Disputatio! Sie war sehr zufrieden, denn ich bin scheußlich gelehrt. (Konstanze setzt sich mit einer Handarbeit ans Fenster; Mathilde an den Studiertisch.)

Mathilde (sieht auf die Uhr). Jetzt muß er bald kommen, O Gott, wie mir das Herz klopft. Es ist doch ein sehr ängstliches Gefühl, die Liebe. Tage meiner unschuldsvollen Jugend, wohin seid ihr entflohen? — Jetzt muß er es doch gemerkt haben! Ich habe ihn in meinem Billet „meinen geliebten Freund" genannt, ich sprach ihm von meiner Sehnsucht, ich wählte die zärtlichste Stelle aus dem Horatius. In einer fremden Sprache hat man mehr Muth, man spricht wie unter einer Maske. Und gar in einer todten Sprache — Das klingt so geisterhaft. — Aber wenn er es noch nicht merkt? Wenn ihm mein zärtliches Briefchen eben so wenig sagt, wie meine Blicke, meine Seufzer, meine Melancholie? Es ist schrecklich, wie dumm die gescheiten Männer sein können. — Warum sollte ich es ihm nicht gerade heraus sagen? (Nachdenklich.) Ich suche umsonst nach einem Beispiele in der alten Geschichte, auf das ich mich als auf eine Autorität berufen könnte; ich finde keines. Es gab doch so gescheite Völker im Alterthume, sie erfanden so Vieles, sie hatten so gute Gedanken, aber daß auch ein Mädchen dem Manne eine Liebes-

erklärung machen solle, Das ist weder Babyloniern noch Griechen eingefallen. Vielleicht gab es ein so weises Volk in den Uranfängen, im goldenen Zeitalter; aber das ist heute vergessen. Leider! — Vielleicht ist es gegen die Natur? Fräulein Konstanze!

Konstanze. Mathilde?

Mathilde. Kann ein Mädchen einem Manne eine Liebeserklärung machen?

Konstanze. Wie kommen Sie auf eine solche Frage?

Mathilde. Nun — nun — aus Wißbegierde — aus wissenschaftlichem Trieb —

Konstanze. Diese Wissenschaft geht Sie nichts an, Das ist eine schlechte Wissenschaft.

Mathilde. Fräulein Konstanze, nur keine Vorurtheile. Alle Wissenschaften sind gleich ehrwürdig, eine fördert die andere, eine hängt mit der andern zusammen, und am Ende machen alle zusammen nur Eine aus.

Konstanze. Dummes Zeug!

Mathilde. Beantworten Sie meine Frage. Man darf ein wißbegieriges strebsames Gemüth nicht so abfertigen. Ein Philosoph sagt: Der Fragende ist immer ehrwürdig. Ich frage: Darf ein junges Mädchen zu einem Manne sagen: „Ich liebe dich" oder auch „ich liebe Sie," je nach Umständen.

Konstanze. Nein.

Mathilde. Warum nicht? Ist es gegen die Gesetze des Staates?

Konstanze. Das nicht.

Mathilde. Ist es gegen die Gesetze der Natur?

Konstanze. Das — eigentlich — im Grunde — auch nicht.

Mathilde. Also warum nicht?

Konstanze. Mathilde, Sie langweilen mich mit Ihren Fragen. Es schickt sich nicht, daß ein Mädchen eine Liebeserklärung mache, es schickt sich nicht, und es schickt sich nicht, und damit Punktum!

Mathilde (springt auf, pathetisch). Es schickt sich nicht! Das

ist das große Wort! Gesetz, Natur, Vernunft, Gefühl, die edelste Leidenschaft, Alles, Alles sagt ja, Alles sagt: thu es, thu es doch, Mathilde — aber „es schickt sich nicht." Als ob das Universum von einer Gouvernante regiert würde. Wir wollen einmal sehen, wer stärker ist, ich oder das „Es schickt sich nicht." (Setzt sich nieder, ruhiger.) Wir sind doch sehr egoistisch, wir Weiber. Es würde den Männern eine so große Freude machen, wenn unser Eins ihnen sagte: „Ich liebe dich," so recht zärtlich: „Ich liebe dich!" — Aber nein, da warten wir, bis sie es uns sagen, und dann geben wir höchstens ein anderes: „Ich liebe dich," zurück, wie eine Bezahlung, nicht wie eine freiwillige Gabe, die doch viel schöner und edler wäre. Sie sind viel besser als wir, Das ist ausgemacht. Ich habe sie auch viel lieber, besonders Einen. Ach, wie liebe ich ihn, den guten, edlen Walden. — Max, ich liebe dich! (Nimmt ein Papier, das vor ihr liegt.) Nun, wenn es ihm meine Seufzer und Liebesbriefchen nicht gesagt haben, so wird ihm wenigstens dieser historische Aufsatz beweisen, wie ernst und gründlich ich mich mit der Liebe beschäftige. Kein deutscher Professor ist jemals so gründlich auf diesen Gegenstand eingegangen. (Liest.) „Die Liebe bei den Alten."

Konstanze. Da kommt Herr v. Walden.

Mathilde. Er kommt. O mein Herz! Muth, Mathilde. Du willst ihm ja nichts Schreckliches sagen, nicht Trauriges, im Gegentheil etwas Angenehmes, sehr Angenehmes — daß du ihn liebst, unendlich liebst!

Dritte Szene.

Die **Vorigen. Walden.**

Walden. Guten Morgen, Fräulein Konstanze, guten Morgen, Mathilde. (Gibt ihr die Hand.)

Konstanze. Guten Morgen, Herr von Walden.

Mathilde. Kommen Sie endlich!

Walden. Ich bin überzeugt, daß Sie dießmal sehr fleißig gearbeitet haben, da Sie mich mit solcher Ungeduld erwarteten. Das freut mich; denn in der letzten Zeit waren Sie etwas träge und zerstreut.

Mathilde (für sich). Er hat es also gemerkt. (Laut.) Sie haben ganz recht gesehen. Ich gestehe, daß mich etwas beschäftigte, — daß mein Gemüth — mein Herz —

Walden. Heute aber haben Sie fleißig gearbeitet.

Mathilde. Sehr fleißig — und mit Liebe — Ein Thema das mich seit Wochen sehr beschäftigt — ein Gegenstand, der —

Walden. Was ist, es?

Mathilde. Sie erinnern sich, lieber Freund, daß Sie mir dießmal volle Freiheit in der Wahl meines Gegenstandes zu einem schriftlichen Aufsatze ließen?

Walden. Und was haben Sie gemacht?

Mathilde (nimmt das Papier gleichgültig). Eine historisch-archäologisch-philosophische Abhandlung über —

Walden. Das klingt ja sehr imposant. Dazu muß man sich Zeit nehmen. Darum will ich Ihnen vorher einige Bemerkungen über Ihren Briefstil machen. (Zieht ihren Brief aus der Tasche.)

Mathilde (bei Seite). Mein Liebesbrief! O Gott, er erwartet guten Stil von einem Liebesbrief! Ich bin verloren; nichts, nichts hat er gemerkt.

Walden. Das ist Ihr Briefchen von heute Morgen. Sehen Sie, liebe Mathilde, Sie kennen noch nicht die Bedeutung, das rechte Maß der Worte. Da schreiben Sie mir „Mein geliebter Freund." Gewiß, ich bin Ihr Freund, Ihr bester Freund, aber selbst einem besten Freunde schreibt man nicht: „Geliebter Freund," Das hat eine ganz andere Bedeutung, als z. B. „Lieber Freund."

Mathilde. Wissen Sie, mein lieber Freund, daß Sie ein Pedant sind. „Lieber kommt her von Lieben, verstehn Sie wohl, von Lieben, gerade so wie Geliebter, das ein Partizipium ist und hier als Adjektivum steht, gerade so wie „Lieber," — ich weiß sehr wohl, daß ein gewisser Unterschied zwischen

Lieber und Geliebter obwaltet, aber, welchen von beiden Ausdrücken ich wählen will, Das hängt rein von meinem subjektiven Ermessen, von meinem individuellen Gefühle ab. Verstehen Sie mich? Verstehen Sie mich ganz?

Walden. Ich verstehe Sie sehr wohl. Sie meinen, in einem Zettel, den man so hinwirft —

Mathilde. Ach, Sie verstehen mich gar nicht. — Mein subjektives Ermessen, sage ich, mein individuelles Gefühl, Gefühl —

Walden. Ereifern Sie sich nicht so. Mir können Sie schreiben, was und wie Sie wollen, bei mir haben solche Ausdrücke nichts zu bedeuten — aber —

Mathilde. Nichts zu bedeuten? Sehr viel haben solche Ausdrücke zu bedeuten; ich sage Ihnen, sie haben ganz außerordentlich viel zu bedeuten.

Walden. Nun, wir wollen über ein Briefchen nicht streiten. Sie haben Recht, ich bin ein Pedant. Sehen wir Ihren Aufsatz.

Mathilde (liest). „Die Liebe der Alten."

Walden. Die Liebe der Alten! Das wird wohl eine Satire, ein komischer Aufsatz?

Mathilde. Gott bewahre, es ist der heiligste Ernst. Ich bin gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Meine wochenlangen Studien über diesen wichtigen Gegenstand haben mich mit tiefstem Ernst erfüllt. Hören Sie nur weiter. (Liest.) „Die Liebe der Alten. Die Liebe bei den Griechen und Römern, bei den Juden, Assyriern, Babyloniern und Chaldäern, bei den Aegyptern und Phöniziern, mit einer kleinen Uebersicht über die Liebe bei den Persern, Lydiern, Phrygiern und Kappadoziern und Paphlagoniern, Szythen und einigen andern Völkern und Völkerschaften des Alterthums; nebst einem Anhang über die Begriffe Eros und Anteros, über die Mythen von Amor und Psyche, und einigen Bemerkungen über die Art und Weise, wie sich die Alten die Liebe verkörpert dachten und wie sie selbige in Statuen, Basreliefs und auf Münzen bildeten."

Walden (lacht). Sie sind ein närrisches Kind.

Mathilde. Närrisch? — vielleicht. Kind? — nein!

Walden. Lesen Sie! Lesen Sie! Das wird sehr unterhaltend.

Mathilde. Herr v. Walden, wenn Sie sich nur unterhalten wollen, wo ich mit tiefstem Ernste —

Walden. Sie kommen mir heute sonderbar vor, Mathilde. Sie sind fortwährend beleidigt, und sonst hat Niemand über Ihre ernsthaften Aufsätze mehr gelacht als Sie selbst.

Mathilde. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. (Seufzt.)

Walden. Lesen Sie. Ich will nicht mehr lachen.

Mathilde (liest). „Schon die Alten kannten sie.“

Walden (bricht in Gelächter aus). „Schon die Alten kannten sie.“ Das ist reizend, Das ist unbezahlbar — freilich kannten sie schon die Alten — Das ist nicht zu bezweifeln, man kannte sie immer und zu allen Zeiten, Das braucht nicht erst historisch erwiesen und festgestellt zu werden. Ha, ha, ha!

Mathilde (für sich). Er lacht, er lacht fortwährend. Ich bin wohl sehr lächerlich. Es wird mir nie gelingen, ihm meine Liebe zu gestehen — er wird mich nie lieben. (Sie weint und wirft das Papier fort.)

Walden. Was ist Ihnen, liebes Kind? Sie weinen, Sie sind gekränkt — ich verstehe Sie nicht mehr.

Mathilde (entschlossen). Sie sollen mich verstehen. (Zu Konstanze.) Fräulein Konstanze, Mama wünscht, daß Sie sie wecken: sie will nach der Stunde mit Herrn v. Walden sprechen.

Konstanze. Warum sagen Sie mir denn Das jetzt erst.

Mathilde. Ich habe es vergessen. (Konstanze geht in die Seitenthüre links ab.)

Mathilde (zu Walden). Ihre heitere Stimmung erlaubt mir nicht, Ihnen meinen Aufsatz weiter vorzulesen. Ich bedaure Das, denn die Vorlesung hätte mir vielleicht ein Geständniß erspart, das ein Mädchen nicht ablegen darf, weil es sich nicht schickt.

Walden. Ein Geständniß?

Mathilde. Setzen Sie sich — So — Ja, ein Geständniß. Sie sind mein bester, mein liebster Freund; Sie haben ein Recht, dieß Geständniß von mir zu verlangen, und ich habe die Pflicht, Sie zu meinem Vertrauten zu wählen.

Walden. Sie machen mich neugierig.

Mathilde. Schon die Alten kannten sie.

Walden. Wen?

Mathilde. Die Liebe.

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Warum sollte ich sie nicht kennen?

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Ja wohl, die Liebe. Ich bin verliebt, ich liebe!

Walden. Das glauben Sie nur. Sie täuschen sich.

Mathilde. Ich täusche mich nicht. Sie halten mich noch immer für ein Kind, weil Sie mein Lehrer sind, weil Sie mich von Kindheit an kennen, weil Sie mich immer sehen und nicht bemerken, wie ich wachse. Ich bin ein erwachsenes Frauenzimmer, und ich liebe.

Walden. Sie lieben!

Mathilde. Ja, gewiß, ich liebe und von ganzem Herzen.

Walden. Wen können Sie lieben in dieser Einsamkeit? Etwa den Herrn v. Falkenberg, den trefflichen Reiter, der täglich durch den Park reitet und vor Ihren Fenstern sein Pferd kapriolen läßt? Liebes Kind, das ist kein Mann für Sie.

Mathilde. Sein Sie ruhig; mein Geliebter ist ein schlechter Reiter.

Walden. Irgend ein Stutzer, der —

Mathilde (mit Beziehung). Mein Geliebter ist nicht ein Bißchen elegant; zwar ganz ordentlich, aber doch etwas altmodisch.

Walden. So ein junger Springinsfeld —

Mathilde. Ein Mann in den besten Jahren.

Walden. Der dem Gänschen süße Dummheiten vorschwatzte.

Mathilde. Mein Geliebter sagt mir nur Grobheiten und lacht mich aus und — nennt mich ein Gänschen.

Walden. Wer kann es sein?

Mathilde. Mein Gott, wer kann es anders sein, als Sie, Sie, mein geliebter, theurer Freund. Sie sind es, den ich liebe, von ganzem Herzen, aus ganzer Seele. (Für sich.) Gottlob, es ist heraus! Jetzt wird er mir sagen, daß er mich wieder liebt.

Walden (springt auf). Ich!

Mathilde. Wer verdient es mehr als Sie, daß ich ihm mein ganzes Herz hingebe, mein ganzes Leben!

Walden. Mathilde, ich versichere Sie, Sie irren sich. Sie haben keine Erfahrung.

Mathilde. Ein siebzehnjähriges Mädchen, das zum ersten Male liebt, hat mehr Erfahrung als ein fünfzigjähriger Mann.

Walden. Ich bin erst achtunddreißig Jahre alt.

Mathilde. Und ich muß es Ihnen erst sagen, daß ich Sie liebe. Haben Sie mein Herz nicht klopfen hören, so oft Sie seit Wochen in die Stube traten? Sahen Sie nicht meine Traurigkeit, so oft Sie gingen? Ahnten Sie nicht die Sehnsucht, die mich zu Ihnen zog, wenn Sie abwesend waren?

Walden. Ich wiederhole Ihnen, liebes Kind —

Mathilde. Ich bin kein Kind.

Walden. Liebe Mathilde, ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich irren. Alle Mädchen lieben ihre Lehrer.

Mathilde. Ich hasse alle meine Lehrer, nur Sie liebe ich.

Walden. Sie sind siebzehn Jahre alt; Sie lieben die Liebe, nicht mich.

Mathilde. Ich bin nicht so abstrakt; ich liebe nicht einen Begriff — Sie, Sie liebe ich.

Walden. Sie wissen nicht, was Sie sagen, was Sie thun; Sie spielen mit Worten, Sie —

Mathilde. Ich sage Ihnen, ich weiß ganz wohl, was ich thue. Sie halten mich immer für eine Einfalt, für ein unschuldiges Ding, das nichts von Liebe und Liebesangelegenheiten

weiß. Enttäuschen Sie sich, lieber Walden, ich weiß Alles, — ich sage Ihnen, ich weiß Alles. Mein Gott, ist es denn so schwer zu glauben? Ist es etwas so Wunderbares oder Seltenes, daß sich ein Mädchen verliebt? Und ist es so schwer, so einem armen Mädchen zu antworten: Ich liebe dich wieder?

Walden. Sie wissen, wie herzlich —

Mathilde. Nichts da! Ich will von dieser Liebe nichts hören; mit der muß es aus sein, die muß pensionirt werden.

Walden. Ich habe für Sie —

Mathilde. Ich zittre vor Angst, daß Sie mir von Achtung sprechen. Um Gotteswillen, sprechen Sie mir nicht von Achtung. Ich verbitte mir alle Achtung. Verachten Sie mich, aber lieben Sie mich.

Walden. Ich will Ihnen nicht von Achtung sprechen, aber meine —

Mathilde. Freundschaft! Nicht wahr? O, wir kennen das. Ich kann die Freundschaft nicht leiden, ich kann sie nicht ausstehen, die Freundschaft, diesen Eichelkaffee der Liebe. Nichts Abgeschmackteres als Freundschaft zwischen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer.

Walden. Ich bin aus den Wolken gefallen — ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Mathilde. Ich weiß es, ich — Sagen Sie: „Ich liebe dich, Mathilde, ich liebe dich."

Walden. Nein! Nein!

Mathilde. Es ist also unmöglich, mich zu lieben? Ich bin doch sehr unglücklich! Ich werfe mich einem Manne an den Hals, und er will nichts von mir wissen, er will mich nie, niemals lieben. Bin ich denn so häßlich, so dumm, so abgeschmackt, so langweilig? Sagen Sie es mir aufrichtig, daß ich mich gleich darnach einrichte, eine alte Jungfer zu werden. Sagen Sie mir — es ist Ihre Pflicht, mit mir aufrichtig zu sein — sagen Sie mir, ob ich denn gar nicht dazu gemacht bin, einen Mann zu beglücken, was ich doch so sehr gerne thäte.

Walden. Mein theures Kind, beruhigen Sie sich. Ich kann Ihnen diese Fragen beantworten, ohne Furcht, Sie eitel zu machen. Glücklich der Mann, der Sie einst sein nennt. Er wird einen unerschöpflichen Schatz des Glückes an Ihnen besitzen, eine treue und anmuthige Gefährtin, einen Trost in allen Drangsalen und im Unglück einen Ersatz für alle Verluste. (Er drückt ihren Kopf an seine Brust.) In diesem Herzen sprudelt eine Quelle der Güte und der ewigen Jugend; beglückt, wer diesem Sprudeln bis an sein Lebensende lauschen kann. Ich segne ihn, diesen Unbekannten, denn sein Glück wird das Ihre sein, und ich flehe nur, daß er den ganzen Reichthum zu würdigen verstehe, den ihm die Vorsehung mit Ihrem Besitze gönnt.

Mathilde. Lieber Walden, schweigen Sie — Sie machen mich stolz, und Sie rühren mich. Sehen Sie, nie wird Jemand so gut von mir denken, gewiß nicht. Ich werde also mit Niemand so glücklich sein, als ich es mit Ihnen sein könnte. Warum verschmähen Sie diesen ganzen Reichthum meines Besitzes? Warum wollen Sie ihn diesem Unbekannten, diesem X überlassen? Heirathen **Sie** mich, ich bitte Sie. Sie werden glücklich mit mir sein, ich verspreche es Ihnen, und Sie wissen, daß ich Wort halte. Ich werde eine so treue, zärtliche, liebende Gattin sein, ich werde nur an Sie denken und wie ich Ihnen Freude mache. Sehen Sie, hier in diesem kleinen Herzen, da ist etwas darin, das ist so groß wie ein Ozean und das ist nichts als Liebe, und Das alles möchte ich gerne Einem, Einem Manne hingeben.

Walden. Ach!

Mathilde. Sie seufzen. Ich bin gerettet.

Walden. Thorheit! Ich seufze über Ihre Verblendung. Sie meinen immer den Unbekannten, nicht mich. Für mich empfinden Sie Dankbarkeit und verwechseln Das mit der Liebe ohne Gegenstand, die Sie — immer für jenen Unbekannten — empfinden.

Mathilde. Dankbarkeit? (Stolz.) Ich möchte wissen, welche Wohlthaten so viel werth sind, daß sie nur mit einem Mädchen, wie ich, bezahlt werden können!

Walden. Sie haben Recht.

Mathilde. Also ist es nicht Dankbarkeit, sondern Liebe.

Walden. Für den Unbekannten.

Mathilde. Der Unbekannte langweilt mich schrecklich. Warum sollten Sie es nicht sein?

Walden. Ich bin zu alt für Sie.

Mathilde (lacht). Zu alt? Wenn ich Sie nun einmal so will? Zu jung sind Sie für mich, Das sehe ich wohl ein, zu unerfahren, zu schüchtern. Sie stehen da vor mir wie eine verschämte Jungfrau.

Walden. Stille — ich höre Ihre Mutter. Lassen Sie mich — ich will mit der Mutter sprechen.

Mathilde (froh). Endlich, endlich! Ja, ja, sprechen Sie mit meiner Mutter — ich gehe, ich will Sie nicht stören — sprechen Sie mit meiner Mutter. (Ab.)

Walden. Es ist die ärgste Versuchung meines Lebens. O Gott, für welches Glück bin ich um zehn Jahre zu früh geboren! Oder nicht? Wäre es das erste Mal, daß der Lehrer seine Schülerin heirathet? Sind acht und dreißig Jahre wirklich ein zu hohes Alter — eigentlich nur sieben und dreißig und sieben Monate. Sie verspricht mir Glück, und sie hält Wort wie ein Ehrenmann, Das weiß ich. — Und ihr Glück? — Fort, Versuchung — Schweiget still, ihr verführerischen Stimmen — Sei stark, alter Knabe.

Mathilde (kommt zurück). Dann sprechen Sie mit meinem Vormund. Es ist nur der Form wegen; er thut, was die Mutter will. Man muß doch die Formen beobachten, damit Alles ganz ordentlich und gesetzlich ablaufe und Niemand was dagegen sagen könne.

Walden. Gehen Sie nur, gehen Sie. Ich werde mit der größten Ueberlegung handeln.

Mathilde. Das ist recht. Alles in Ordnung. (Geht und kommt wieder zurück.) Sie wissen doch die Adresse des Vormundes? Stadt, Promenade, Numero Fünfundzwanzig.

Walden. Numero Fünfundzwanzig.

Mathilde. Die große schwarze Thür mit den eisernen Nägeln.

Walden. Ganz wohl.

Mathilde. Adé, Walden, lieber Walden. (In der Thüre.) Promenade Numero Fünfundzwanzig. (Ab.)

Vierte Szene.

Walden. Aus der Seitenthüre links die **Gräfin Valeria.**

Gräfin (verschlafen). Guten Morgen, lieber Freund. (Setzt sich in den Lehnstuhl und gähnt.) Sie haben mich wecken lassen?

Walden. Ich? Mathilde meinte, Sie hätten mir etwas zu sagen.

Gräfin. Das sagt mir Konstanze auch — ich dachte aber, Das müsse ein Irrthum sein und daß Sie mir etwas sagen wollten, denn ich habe Mathilden keinen Auftrag gegeben.

Walden. Dann hat Mathilde die Gouvernante nur entfernen wollen.

Gräfin (gähnt). Ich bin so schläfrig. Ich habe die ganze Nacht gearbeitet. Die Ausgrabungen von Ninive lassen mich nicht schlafen. Welch ein Blick in die dunkelsten Zeiten! Ninus und Semiramis werden uns so vertraut werden wie Cyrus und Darius. Welch eine Zukunft, welch eine herrliche Zukunft! Wenn es nur wahr ist, daß man den Schlüssel zur Keilschrift gefunden! Was meinen Sie?

Walden. Wir müssen hoffen.

Gräfin. Ich hoffe es von ganzem Herzen. (Gähnt.) Was sagten Sie vorhin?

Walden. Ich sagte nichts, aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.

Gräfin (steht rasch auf). Ist ein neues Buch über Ninive erschienen?

Walden. Etwas, was uns näher liegt.

Gräfin. Was kann uns heutzutage näher liegen als Niniveh?

Walden. Doch wohl.

Gräfin. Etwas über die auf Cypern gefundene Inschrift des Königs Amasis?

Walden. Nein, nein, etwas, was uns noch viel näher liegt.

Gräfin (verächtlich). Was kann es sein? Sie wissen, daß mich nichts interessirt, was nach der Schlacht bei Pharsalus fällt. Mit der Schlacht bei Pharsalus hört für mich die Weltgeschichte und das Interesse auf. Man muß sich Gränzen setzen, man muß sich zu beschränken wissen. Das Feld ist so groß, daß man sich mit der Bearbeitung eines kleinen Winkels begnügen muß.

Walden (ungeduldig). Es handelt sich um Ihre Tochter.

Gräfin. Um Hypsipyle? Was ist's mit ihr? Lernt das Kind nicht? Es schien mir doch erst gestern, da ich eine lange Unterredung mit ihr hatte, daß sie in der alten Geschichte und in den alten Sprachen —

Walden. Von allerneuester Geschichte, von einer allerneuesten Sprache ist die Rede.

Gräfin (verächtlich). Moderne Geschichte, moderne Sprachen! Kann das Kind sich so sehr verirren? Ich, wahrhaftig, ich habe ihr dieses schlechte Beispiel nicht gegeben; ich predigte ihr stets Verachtung alles Dessen, was diesseits der Schlacht bei Pharsalus liegt, ich habe —

Walden. Aber, liebe Gräfin, verstehen Sie mich recht. Mit Unterricht und Wissenschaft scheint es zur Zeit bei Mathilden ein Ende zu nehmen.

Gräfin. Sie erschrecken mich! Sollten Ihre Lehren und treuen Bemühungen so schwache Wurzeln geschlagen haben?

Walden. Es scheint. Man vertreibe die Natur mit Heugabeln, sie kommt doch im Galopp zurück.

Gräfin. Tamen usque recurret — ganz richtig.

Walden. Mathilde muß in die Welt, sie muß Menschen, sie muß Männer sehn.

Gräfin. Sie soll dieses stille Tuskulum verlassen? diesen Sitz der Musen, in dem sie so glücklich ist?

Walden. Sie ist es nicht mehr. Sie müssen Ihre ganze Lebensweise ändern, liebe Gräfin. Sie müssen für den Winter in die Stadt ziehen, Soiréen geben, große Gesellschaften einladen, auf Bälle gehn —

Gräfin. Ihr Götter! Ich soll Toilette machen, ich soll tanzen? Schrecklich!

Walden. Nicht eben Sie, aber Mathilde.

Gräfin. Zu welchem Zwecke dieses eben so oberflächliche als unnatürliche Leben?

Walden. Unnatürlich für Mathilde ist das Leben mit den Büchern und in der Einsamkeit. Sie muß Menschen sehen und Männer kennen lernen, damit sie unterscheide, die Auswahl habe und sich nicht dem Ersten, Besten an den Hals werfe.

Gräfin. Wie kommen Sie aber nur auf solche Ideen?

Walden. Mathilde ist verliebt.

Gräfin. Verliebt? Welche Schande! Aber es ist unmöglich — dieses Kind!

Walden. Das ist die große Kunst, die so wenige Eltern verstehen, den Moment zu erkennen, da das Kind aufhört, ein Kind zu sein. Mathilde ist kein Kind mehr. Sie ist siebzehn Jahre alt.

Gräfin. Siebzehn Jahre? Wirklich? Schon siebzehn Jahre! Warten Sie einmal — ich habe mit vier und zwanzig Jahren geheirathet — ich bin jetzt dreiundvierzig — ganz richtig, die Chronologie stimmt. O, wären doch die Chronologieen der neunzehn ägyptischen Dynastieen so leicht festzusetzen! Haben Sie Lepsius gelesen?

Walden. Also Mathilde ist verliebt.

Gräfin. Haben Sie Lepsius gelesen?

Walden. Aber, liebe Gräfin, als man dem Antiochus sagte, daß sein Sohn verliebt sei, sprach er nicht von Lepsius.

Gräfin. Ganz richtig. Er sprach vielleicht von Manetho.

Walden. Nein, er wurde aufmerksam.

Gräfin. Seien Sie nicht böse. Ich bin aufmerksam. Rekapituliren wir: Mathilde ist verliebt — Sie ist siebzehn Jahre alt, wie Sie ganz richtig sagen — Wo steckt da das Unglück? Ich bin keine Pedantin.

Walden. Das Verliebtsein wäre kein Unglück, Das ist wahr. Aber in wen sie verliebt ist — Das ist die Frage.

Gräfin. Richtig, Das ist die Frage. In wen ist sie verliebt?

Walden. Da steckt das Unglück.

Gräfin. O mein Gott, sie wird sich doch nicht in irgend einen Ignoranten verliebt haben! Wen kennt sie denn? — Himmel! Im vorigen Winter habe ich auch auf Ihr Anrathen zwei Soiréen gegeben und all die Junker der Nachbarschaft und die Offiziere der Garnison eingeladen — wenn sie sich in so Einen verliebt hätte! Aber Das wäre Ihre Schuld, lieber Walden, denn Sie wollten es. Ich wäre verzweifelt, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen, mit dem ich nicht über Assyrien sprechen könnte — ich würde mich aus Verzweiflung in die Bücher stürzen und mich in der Bibliothek lebendig einmauern lassen.

Walden. Beruhigen Sie sich, so arg ist es nicht.

Gräfin. Wer ist der Geliebte?

Walden. Ich bin es.

Gräfin. Sie? Sie? Walden? — Haben Sie mich aber umsonst erschreckt — Nun, wenn sie Sie liebt, so heirathen Sie sie. Wo steckt da das Unglück?

Walden (froh). Ist Das Ihr Ernst?

Gräfin. Mein vollster Ernst. Kann ich Mathilden einen bessern Mann wünschen? einen, der es besser und aufrichtiger mit ihr meinte als Sie? Nehmen Sie meinen Segen, seien Sie glücklich. Punktum.

Walden (für sich). Sie spricht wirklich im Ernst.

Gräfin. Wie froh bin ich, daß die Sache abgemacht ist. Jetzt zu meinen Studien. (Geht zu ihren Büchern, setzt eine Brille auf und fängt an, in den Büchern zu kramen.)

Walden (vortretend für sich). Es wäre also nicht so absurd, wenn ich mich noch verheirathete? — wenn ich Mathilden heirathete? Findet es doch selbst die Mutter gut. Meine Bedenklichkeit wäre nur die Hypochondrie des Junggesellen? O, welch ein goldenes, reines Herz wäre mein, wie dankbar wäre ich dem Schicksal, daß es mir bisher meine Freiheit erhalten! Das Glück lacht mir wie die Frühlingssonne, ich fühle mich verjüngt; in meinem Herzen kocht und gährt es, als hätte es zwanzig Jahre. Nie, nie werde ich den Augenblick vergessen, da sie mir sagte: „Sie werden glücklich mit mir sein, Walden, ich verspreche es Ihnen, und Sie wissen, ich halte Wort." — Pfui, Egoist! An dein Glück denkst du und nicht an das ihrige. So schnell hast du alle Vorsätze vergessen, die du seit Monaten faßtest, die du noch diesen Morgen so feierlich und prahlerisch verkündetest. Sei stark. Sie rette vor einer Thorheit, und sollte dir darüber das Herz zerbrechen. (Laut.) Liebe Gräfin!

Gräfin. Walden!

Walden. Es geht nicht.

Gräfin. Was?

Walden. Ich kann Mathilden nicht heirathen.

Gräfin. Wie Schade! Ich glaubte schon Alles abgemacht. Und warum geht es nicht?

Walden. Ich bin zu alt für Mathilde.

Gräfin (setzt wieder die Brille auf). Erlauben Sie, daß ich Sie einmal mit Aufmerksamkeit betrachte. — Zu alt? — Nein, lieber Walden, Sie sind gar nicht zu alt. Aeltere Frauen würden Sie noch mit Vergnügen heirathen, um wie viel mehr eine junge. Ich sage Ihnen Das vom objektivsten Standpunkte aus.

Walden. Sie bedenken nicht die Zukunft. Sie bedenken nicht das Mißverhältniß, das sich in zehn Jahren —

Gräfin. Allerdings. Aber wenn Sie nun einmal Hypsipyle liebt?

Walden. Sie liebt mich nur darum, weil sie in der Einsamkeit lebt, weil sie keinen andern Mann kennt. Miranda

würde Kaliban geliebt haben, wenn sie länger auf der Insel geblieben wäre.

Gräfin. Sie sind kein Kaliban, lieber Walden — so weit mir in diesen Dingen ein Urtheil zukommt, glaube ich Sie versichern zu können, Sie sind kein Kaliban.

Walden. Wie immer, Mathilde muß in die Welt.

Fünfte Szene.

Die **Vorigen. Mathilde.**

Mathilde (im Hintergrund). Ich halte es nicht länger aus; ich muß wissen, wie Das endet.

Gräfin. O mein Gott, ich muß also Soiréen und Bälle besuchen? Schrecklich, schrecklich, vox faucibus haeret. Lieber Walden, Das wäre so hübsch, wenn Sie sie heiratheten — da könnten wir hier so ruhig wie bisher weiter leben, mit unsern Büchern, alle Drei zusammen, hier in dieser Stube. Denken Sie nur, wie schön — Jedes einen Folianten vor sich, Sie, ich, Hypsipyle: eine kleine Akademie. Bitte, heirathen Sie sie doch.

Walden. Welche Lage! Ich muß mich gegen die Mutter sträuben, die mir das Glück in die Arme werfen will.

Mathilde (vortretend). So thun Sie es doch der Mama zu Gefallen.

Walden. Nun auch sie.

Mathilde. Sie nennen sich ja immer den guten Freund Mama's, opfern Sie sich auch für Mama, heirathen Sie mich.

Gräfin (umarmt sie). Das gute Kind.

Walden (für sich). War je ein Mensch so versucht? Die Früchte des Paradieses drängen sich an mich heran, und ich, ein zweifach gequälter Tantalus, muß sie lechzend von mir abwehren.

Mathilde. Sie sind ein Egoist.

Sechste Szene.

Die Vorigen. Konstanze.

Konstanze. Es ist ein Herr im Parke, ein junger Herr, der nach Herrn v. Walden verlangt.

Mathilde (läuft ans Fenster). Ein junger Herr?

Walden. Es ist George.

Mathilde. Da geht er; er ist hübsch, sehr hübsch.

Walden. Er muß heran. — Fräulein Konstanze, ich bitte Sie, gehen Sie hinunter, laden Sie ihn ein, einzutreten, und bringen Sie ihn hier herein. Verzeihen Sie, daß ich Sie behellige. Ich will ihn hier vorstellen, aber er ist etwas Bär, der nicht ins Haus will. Einer Dame wird er nicht Nein sagen können.

Konstanze. Ich lasse ihn nicht los. (Im Abgehen.) Da bekommt man doch wieder einmal ein neues Männergesicht zu sehen. (Ab.)

Walden. Die weiß, was ihr fehlt — (Zu Gräfin und Mathilde.) Meine Damen, ich werde Ihnen meinen Freund, den Lieutenant George von Secking, vorstellen.

Gräfin. Einen Lieutenant! Wo denken Sie hin — und ich — ich soll mich so sehen lassen. Stellen Sie ihn Hypsipylen vor und entschuldigen Sie mich. Einen Lieutenant! Wäre es noch ein römischer Centurio. (Sie entflieht in die Seitenthüre links.)

Walden (zu Mathilde). Sie werden einen ausgezeichneten jungen Mann kennen lernen. Er ist brav, gut, tapfer. Er hat sich im letzten Kriege vortrefflich geschlagen und leidet noch an einer Wunde. Dabei ist er gebildet.

Mathilde. Ein Lieutenant und gebildet! Lieber Freund, was Lieutenants betrifft, habe ich längst keine Illusionen mehr.

Walden. Seien Sie gegen diesen nicht ungerecht, seien Sie freundlich, zuvorkommend und lernen Sie in ihm einen jungen Mann kennen, wie er sein soll. Dieser, liebe Mathilde, dieser wäre ein Mann für Sie — er ist vierundzwanzig Jahre alt —

Mathilde (bei Seite). Oh, ich merke, wo Das hinaus soll — er will mich los werden. Das soll ihm nicht gelingen. (Laut.) Fürchten Sie nichts. Ich weiß, was ich Fremden schuldig bin, und ich weiß, Gottlob, wie man mit Lieutenants umgeht. (Bei Seite.) Ein Lieutenant! Ich will euch Beiden beweisen, wie wenig Uniform, frivole Jugend und ein hübsches Gesicht über mein Gemüth vermögen.

Siebente Szene.

Die **Vorigen. Konstanze. George.**

Konstanze (zu Mathilde). Es hat Mühe gekostet, Den herauf zu bekommen.

Mathilde. Natürlich! Er hat Angst vor gebildeter Gesellschaft.

George (zu Walden). Du hast mich in eine Falle gelockt.

Walden. Es war nicht vorberechnet, aber ich brauche dich jetzt. Wir gehen nicht in die Stadt, du bleibst hier.

George. Hu, Bücherstaub und Moder.

Walden (vorstellend). Meine Damen, mein Freund: Lieutenant George v. Secking.

(Walden nimmt Konstanze am Arm und führt sie in den Hintergrund.)

Mathilde (für sich). Er läßt mich mit dem Lieutenant allein — er meint, ich merke nicht seine Absicht. — Warte, Das soll dein Freund für dich büßen. (Laut.) Herr Lieutenant sind noch nicht lange in unserer Gegend? (Knix.)

George. Noch nicht lange genug, um alle ihre Schönheiten zu kennen.

Mathilde (für sich). Er will liebenswürdig sein. Jetzt grade nicht! (Laut.) Ja, es ist eine schöne Gegend.

George. Reizend.

Mathilde. Magnifik! Nicht? — Haben Herr Lieutenant auch schon die Pferde bemerkt? Herrliche Race! Süperb!

George (für sich). Ist Die dumm oder boshaft? Hübsch ist sie, Das ist gewiß.

Mathilde. Viel getanzt diesen Winter?

George (für sich). Das ist ja ein naseweises Ding. Du Blaustrumpf, willst du dich über mich lustig machen, gebe ich dir's zurück. (Laut.) Getanzt? (Verächtlich.) Welcher ernste Mann tanzt noch? Ich habe meine Muse zu Studien benutzt.

Mathilde. Zu Studien? Was haben Sie studirt, wenn man fragen darf? Alexander Dumas?

George (bei Seite). Was sage ich nur gleich? Etwas recht Altes. Griechisch? — Das ist zu gewöhnlich. Etwas Aelteres. Aber, mein Gott, was ist denn älter? — Richtig — ich hab's — (Laut.) Ich habe Pelasgisch studirt.

Mathilde. Pelasgisch?

George. Pelasgisch! Wundert Sie Das? Ich habe die pelasgische Sprache studirt.

Mathilde. Aber Das ist ja gar nicht möglich.

George. Ja, ich gebe mich nur mit außerordentlichen Studien ab. Griechisch, Lateinisch, Hebräisch — pah, Das treibt heute jeder Backfisch. Ich studire Pelasgisch.

Mathilde. Aus welcher Grammatik haben Sie diese Sprache studirt?

George. Aus — aus der Grammatik von Meyer.

Mathilde. Wie kann dieser Meyer eine Grammatik der pelasgischen Sprache geschrieben haben? Das ist ein Betrüger, dieser Herr Meyer. Wir wissen ja noch gar nicht, wer die Pelasger waren, und von ihrer Sprache haben wir nicht den geringsten Begriff — wie kann es da eine pelasgische Grammatik geben?

George (bei Seite). O weh, ich glaube, ich habe eine Dummheit gesagt. Verdammter kleiner Blaustrumpf, sie treibt mich in die Enge. Ich muß sehen, wie ich mich durchschlage. (Laut.) Ich versichere Sie, mein Fräulein, es gab eine pelasgische Sprache, auf Ehrenwort. Wie hätten sich sonst die Pelasger verständlich machen sollen?

Mathilde. Das versteht sich. Aber die Grammatik, woher sollte die Grammatik kommen?

George. Die ist ausgegraben worden. Andere beschäftigen sich mit bloß todten Sprachen — ich gehe einen Schritt weiter und beschäftige mich nur mit ausgegrabenen.

Mathilde. Und wie kamen Sie zu dieser Grammatik?

George. Durch den merkwürdigsten Zufall von der Welt — ich verdanke Das meinen militärischen Verbindungen — ganz richtig — meinen militärischen Verbindungen.

Mathilde. Ihren militärischen Verbindungen! Ich bin erstaunt.

George (bei Seite). Teufel, wie ziehe ich mich da heraus! — (Laut.) Ja, es ist in der That eigenthümlich. Es hat Alles seinen Nutzen, es wirkt heutzutage Alles mit zur Zivilisation. Die stehenden Heere führen eine sitzende Lebensweise. Wir haben Generäle, die schreiben über die Bienenzucht, über die Liturgie, über den ewigen Frieden. (Bei Seite.) Wenn ich sie nur von der Grammatik abbringen könnte.

Mathilde. Aber wie kamen Sie durch militärische Verbindungen zu einer pelasgischen Grammatik?

George (bei Seite). Sie läßt nicht los. Gibt es was Schauderhafteres als ein junges Mädchen, das sich für pelasgische Grammatiken interessirt! (Laut.) Das kam so — so kam Das. Ich habe einen Freund, einen sehr guten Freund in — in der französischen Armee — richtig, richtig, in der französischen Armee — der kommandirt die Ausgrabungen in Algerien, und dort hat er dreißig Fuß unter der Erde, schon mehr als zu zwei Drittheilen versteinert, die pelasgische Grammatik gefunden.

Mathilde. Das ist höchst merkwürdig. Nach Afrika sind die Pelasger doch niemals gekommen.

George. Nicht?

Mathilde. Niemals.

George (bei Seite). Mir tritt der Angstschweiß auf die Stirne. In welche Unternehmung habe ich mich da eingelassen? (Laut.)

Sehen Sie, mein Fräulein, das verhält sich nach der Annahme der namhaftesten Gelehrten so — nämlich so: — Ein Afrikaner hat von dem interessanten Lande der Pelasger gehört und gedachte wahrscheinlich in den Ferien eine Reise dahin zu machen. Um nun die Reise mit Nutzen machen zu können, ließ er sich als gewissenhafter Afrikaner aus Pelasgien die Grammatik von Meyer kommen, wahrscheinlich die beste Grammatik jener Zeit: der pelasgische Meidinger, da man sie aus so weiter Ferne kommen ließ, Das ist sehr einfach.

Mathilde. Und der Verfasser heißt Meyer?

George. Meyer!

Mathilde (lacht). Ein Pelasger, der Meyer heißt!

George. Nein, nein! Wo denken Sie hin? Ein pelasgischer Meyer! Der deutsche Herausgeber heißt Meyer.

Mathilde. Die Grammatik ist also im Buchhandel erschienen? Das wird Mama sehr interessiren, Das muß ich ihr gleich sagen.

George. Um Gottes willen nicht! (Für sich.) Sie hetzt mir auch noch die Alte auf den Leib.

Mathilde. Warum nicht?

George. Es ist ein Geheimniß.

Mathilde. Wenn Sie es mir sagten —

George. Zu Ihnen habe ich Vertrauen — Ihre treuherzigen Augen, Ihr offenes Entgegenkommen.

Mathilde (für sich). Ich wollte ihn verspotten, nun hat er sich über mich lustig gemacht.

Walden (kommt nach vorn). Man geht zu Tische.

George. Gottlob!

Konstanze (zu George). Sie machen uns das Vergnügen —

Walden. Fräulein Konstanze, ich bitte um Ihren Arm.

(Walden und Konstanze ab.)

Mathilde (für sich). O, ich merke Alles. Ich soll mit dem Lieutenant zu Tische gehen, der sich über mich lustig macht. Es ist schändlich! Aber euer Plan soll euch nicht gelingen. (Laut.) Herr Lieutenant, Ihren Arm! (Sie faßt ihn stark am Arme.)

George (zusammenfahrend). Oh!

Mathilde. Was ist? O Gott, ich habe Ihnen weh gethan — Ihr Arm, Ihre Wunden — Ich habe vergessen. — Verzeihen Sie, verzeihen Sie.

George. Es ist nichts, mein Fräulein, es ist nichts.

Mathilde. Ja, ja, ich habe Ihnen weh gethan. Einen Arzt, zwei Aerzte — Hülfe, Hülfe!

George. Armes Kind! — Wie sie erschrocken ist.

Mathilde. Ziehen Sie Ihren Rock ab — ich habe gewiß einen Verband abgerissen.

George. Ich versichere Sie, es ist gar nichts — die Stelle ist nur noch etwas empfindlich, darum der leiseste Druck —

Mathilde. Wenn ich Ihre Genesung nur um einen Tag verzögert habe, ich würde es mir nie vergeben.

George. Es thut manchmal sehr wohl, wenn Einem ein Mädchen, wie Sie, weh thut.

Mathilde. Sie wollen mich beruhigen — Sie sind gut.

George. Ich weiß nun, wie Sie sich umsonst Mühe geben, sich böse zu machen, und wie Sie im Grunde Ihres Herzens gut sind.

Mathilde. Aber warum tragen Sie den Arm nicht in einer Schlinge, daß man doch an die Wunde erinnert werde und sich in Acht nehme.

George. Ich — ich thue Das nicht gerne — Das sieht so aus, als ob — als ob man dran erinnern wollte.

Mathilde (bei Seite). Ein sonderbarer Lieutenant.

George. Aber kommen Sie, wir sind allein.

Mathilde. Wenn ich nicht fürchte, mit Ihnen allein zu sein, Sie haben nichts zu fürchten.

George. Ich bitte um Ihren Arm. (Reicht seinen Arm.)

Mathilde. Nein, nein, nicht diesen — den linken — ich habe jetzt Angst, Sie zu berühren.

George. Und ich möchte den Schmerz, den Sie mir gemacht, um keinen Preis nicht gefühlt haben und möchte ihn gerne noch einmal empfinden.

Mathilde. } Arm in Arm — Beide bei Seite. { So ein Lieutenant mit einer Wunde hat beinahe etwas Ehrwürdiges.

George. So ein Geschöpf mit einem Auge voll Mitleid ist was Reizendes.

Mathilde. } Er ist gar nicht so arg.

George. } Sie ist so gut — und so schön. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erste Szene.

Walden mit Konstanze. George mit Mathilde.

Konstanze. Wir werden den Kaffee hier nehmen, meine Herren. Aber ich bitte, etwas leise aufzutreten und zu sprechen. Die Gräfin schläft.

Mathilde. Ja, sprechen wir leise. (Konstanze geht an die Kaffeemaschine, die im Hintergrunde bereit steht.)

George (zu Walden). Sie ist reizend.

Walden. Findest du? Das freut mich. — (Bei Seite.) Ich will hören, was sie sagt. (Laut zu Mathilde.) Ah, da stehn Sie ja schon an meiner Seite? Sie haben mir wohl auch etwas zu sagen? He?

Mathilde. Ich? Ja — ich habe Ihnen gar nichts zu sagen.

Walden. Gar nichts? Und heute Morgen hatten Sie mir so viel zu sagen! Wie finden Sie meinen Freund?

Mathilde. Er ist würdig, Ihr Freund zu sein. Ein netter Mann, ein recht netter Mann.

Walden. Ein recht netter Mann. Gut. Ich hoffe, Sie werden ihn endlich sehr liebenswürdig finden.

Mathilde. Vielleicht.

Walden. Ich bin Dessen gewiß. Sie müssen ihn näher kennen lernen. Ich wiederhole Ihnen, Mathilde, Das ist ein Mann für Sie.

Mathilde. Ich — ich habe gewählt.

Walden. Sie haben schlecht gewählt. Es muß eine Neuwahl stattfinden. Der erste Kandidat ist weit über das gesetzliche Alter hinaus. Halten Sie sich an George.

Mathilde. Wissen Sie, lieber Walden, daß Sie etwas sehr Sonderbares vorhaben. Sie wollen mich los werden — Das ist recht, Das begreife ich — daß Sie mir aber da einen jungen Mann empfehlen — schämen Sie sich.

Walden. Ach, nur noch die Worte sind energisch, die Weigerung nicht mehr. — Sie haben sich bei Tische mit Ihrem Nachbar sehr angelegentlich beschäftigt, haben ihm Wein eingeschenkt, selbst den Braten vorgeschnitten — jetzt kann ich sagen: Schämen Sie sich! Schickt sich Das?

Mathilde. Alles schickt sich bei einem Verwundeten. Es war pure Krankenpflege, die ich bei Tische übte, und sie war doppelte Pflicht, da ich ihm an seinem Arme weh gethan habe. Das mußte ich wieder gut machen. Sind Sie eifersüchtig? Das wäre ja herrlich, wenn Jemand eifersüchtig auf mich wäre.

Walden. Jemand!

Konstanze. Meine Herren, der Kaffee ist fertig.

Mathilde. Ich bringe Ihnen den Kaffee — aber zuerst Herrn v. Secking, der kann ja die Tasse nicht halten und zugleich Zucker nehmen. Hier, Herr v. Secking. Nehmen Sie die Tasse in die linke Hand — halt — lassen Sie den rechten Arm nur ruhen — ich gebe Ihnen den Zucker. Viel Zucker? — So? — Lassen Sie nur, ich rühre schon um.

George. Sie sind eine wahre barmherzige Schwester.

Mathilde. Ja, ich bin sehr barmherzig.

Walden. Mich vergißt die barmherzige Schwester.

Mathilde. Sie sind Gottlob gesund, doch ich bringe Ihnen sogleich Kaffee.

Walden (dem Konstanze Kaffee gegeben). Danke schönstens; ich habe schon.

Mathilde. Nun also. Sind Sie wieder eifersüchtig?

Walden. Sie sind eine wankelmüthige Seele.

Mathilde. Schreien Sie nicht so, die Mutter schläft. — Ich bin nicht im Geringsten wankelmüthig. Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Soll ich mich fortwährend wiederholen? Wollen Sie, daß ich meine Würde so sehr vergesse und es Ihnen immer vorsage? Daß ich mich vor Sie hinwerfe und um Gegenliebe bitte?

Walden. Was Sie jetzt sagen würden, hätte vielleicht mehr Gewicht als die Worte von heute Morgen. Wenn Sie es jetzt mit derselben Innigkeit wiederholen, daß Sie mich lieben —

Mathilde. Aber schreien Sie nicht so. Sie vergessen, daß die Mutter schläft. Sehen Sie, wie hübsch still der Lieutenant ist.

Walden. Ja, ich vergesse — (für sich) ich vergesse Vieles, ich vergesse mein Alter, Alles, Alles! Sie hat mich in ein Paradies blicken lassen, von dem ich das Auge nicht mehr abwenden kann, sie hat den Gedanken, die ich in den geheimsten Stunden nicht zu denken wagte, Worte, Körper gegeben, die mich nun unablässig verfolgen. Jetzt, da mir Verlust droht, fühle ich erst, wie groß dieser Verlust wäre. Soll ich sie so ohne allen Kampf aufgeben? Wir wollen wenigstens Zeit gewinnen. Da steht sie wieder bei George, und sie sprechen so vertraut, als ob sie einander seit Jahren kennten. (Seufzt.) Gleich und Gleich gesellt sich gerne. — Mathilde!

Mathilde. Walden!

Walden. Ich hätte ein Wort unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen.

George (für sich). Er hat offenbar Geheimnisse mit ihr. Ich will sie allein lassen. (Zu Konstanze.) Mein Fräulein, der Sonnenuntergang muß von jenem künstlichen Hügel sehr schön zu sehen sein. Wollen Sie ihn nicht auch sehen?

Konstanze. Mit Vergnügen. (George, Konstanze ab.)

Zweite Szene.

Mathilde. Walden.

Walden (nach der einen Seite). Was will ich ihr eigentlich sagen? Wozu bin ich entschlossen? Bei jedem Worte, das ich seit heute Morgen an sie richte, stehen die achtunddreißig Jahre drohend, starr, unbeweglich vor mir. Eine Zahl, etwas so Zufälliges, etwas so Unvernünftiges, und doch das Unbesiegbarste auf Erden. Kein Gott kann etwas gegen die gemeinste Arithmetik. Aber soll diese Unvernunft, diese dumme Zufälligkeit mächtiger sein als alles Gefühl, als der beste Wille? Ich weiß nicht, was ich will — ich muß sprechen, — ich will hören, was sie sagt.

Mathilde (nach der andern Seite). Was mag er mir sagen wollen? Ich habe Angst vor ihm — zum ersten Male in meinem Leben. Wenn er mir endlich sagte — o Gott, ja — o Gott, nein! — Ich weiß nicht mehr, was ich wünsche — wäre ich doch lieber mit in den Park gegangen.

Walden. Sie sehen ein, liebe Mathilde, daß nach Dem, was heute vorgefallen — nach dem Blicke in Ihre Seele, den Sie mir erlaubt haben — bei der Freundschaft, der innigen Freundschaft, die ich für Sie — Nun, Sie widersprechen ja nicht?

Mathilde. Warum soll ich widersprechen?

Walden. Heute Morgen sagten Sie, Sie könnten von Freundschaft nichts hören, Sie könnten die Freundschaft nicht ausstehen.

Mathilde. Ja, Das ist wahr. Nun. Faute de mieux muß ich mich wohl zufrieden geben. Freundschaft ist auch eine schöne Sache, ein sehr edles Gefühl. Sie ist so hübsch ruhig und hat dabei doch die größten und schönsten Thaten verrichtet — die Freundschaft. Wenn wir die alte wie die neue Geschichte betrachten —

Walden. Es freut mich, daß Sie ihren hohen Werth anerkennen. Indessen, die Liebe —

Mathilde. Sprechen wir nicht davon, da ich, wie Sie sagen, nichts davon verstehe. Die Liebe macht die Menschen nur unglücklich; sie hat Francesca da Rimini und Julia Capuletti ins Verderben gestürzt, sie hat Ilion zerstört, Priamus auch und das Volk des lanzenkundigen Königs und unzählige Helden hinabgestürzt zum düstern Hades. Der Lieutenant freilich meint, daß die Liebe —

Walden. Sie haben mit George schon von Liebe gesprochen?

Mathilde. Freilich habe ich mit George von Liebe gesprochen. Was sollen zwei so junge Leute sonst sprechen, wenn nicht von Liebe? Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich mit ihm über diesen Gegenstand so aufrichtig gesprochen habe, wie mit Ihnen. Gott bewahre! Ich weiß, was sich schickt, wenn man zum ersten Male mit einem Lieutenant spricht. Ich habe nur so Anspielungen gemacht, und manchmal habe ich so gethan, als ob ich ihn gar nicht verstünde, aber ich habe ihn sehr gut verstanden.

Walden. Allein — wo und wann hatten Sie Zeit, von Liebe zu sprechen?

Mathilde. Dazu findet man immer Raum und Zeit: zuerst, als wir zu Tische gingen, auf dem Wege in den Speisesaal, auf der Treppe, dann im Vorsaal, dann bei Tische selbst, vor dem Braten — dann nach Tische auf dem Wege hieher — dann hier, während George Kaffee trank, soeben.

Walden (bei Seite bitter). Mein Freund George scheint sehr bereitwillig auf meine Absichten einzugehen. (Laut.) Und was meinte mein Freund George von der Liebe?

Mathilde. Nun, im Allgemeinen ist mein Freund George gegen die Liebe nicht ungünstig gestimmt und spricht er ganz gut von ihr, wie von einer an sich recht schönen Sache, obwohl ich ihm widersprochen habe.

Walden. Sie haben ihm widersprochen? Warum?

Mathilde. Weil ich noch verstimmt war, weil Sie mich verschmäht, beleidigt haben.

Walden. Verschmäht? Beleidigt? Wie können Sie solche Ausdrücke gebrauchen?

Mathilde. Nennen Sie's, wie Sie wollen. Sie haben mir am Anfang meiner Laufbahn eine tüchtige Lehre gegeben — ich habe eine Erfahrung gemacht, die ich nie vergessen werde. — Ich werde mich einem Manne nicht mehr so an den Hals werfen, und sollte ich ihn noch so sehr lieben.

Walden (für sich). Ich athme wieder auf. (Laut.) Sie haben mich mißverstanden. Wie, wenn ich Ihnen jetzt sagte, daß ich Sie liebe?

Mathilde. Ja, sagen Sie es — es muß so schön sein: Ich liebe Dich! — Sagen Sie es —

Walden. Ich —

Mathilde. Halt, nein, sagen Sie nichts!

Walden. Warum?

Mathilde. Keine Uebereilung! Ueberlegen Sie sich's. Ein so wichtiger Schritt! Sie sind ein besonnener, gesetzter Mann, Ihnen ist nicht erlaubt, was einem jungen, siebzehnjährigen Gänschen erlaubt ist, oder — was so einem Lieutenant von Vierundzwanzig erlaubt wäre. Jedes Alter hat seine Rechte und Pflichten, nur daß man in dem einen Alter mehr Rechte als Pflichten hat, in dem andern mehr Pflichten als Rechte.

Walden. Sie sprechen ja wie ein Buch.

Mathilde. Es gibt Tage, an denen man mehr lernt als sonst in Jahren. Dieser unser Freund George z. B. mit seinem Aussehen, mit seinem Alter, mit seiner schönen Wunde kommt mir vor, wie Einer, der ein Minimum von Pflichten und ein Maximum von Rechten hätte. Wenn Der z. B. die Frechheit gehabt hätte, mir schon auf der Treppe zu sagen: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!" — oder z. B. sogar: „Mathilde, ich liebe dich!" ich hätte mir gesagt: Dieser freche, junge Mann ist gewissermaßen in seinem Rechte, und ich weiß nicht, ob ich einen geheuchelten Zorn gezeigt, oder ob ich mit der mir eigenthümlichen Aufrichtigkeit gesprochen hätte: „Stehen Sie nur auf, George! Sie sind in

Ihrem Rechte! Was Sie mir da auf Ihren Knieen sagen, ist in Natur, Geschichte und persönlichen Verhältnissen begründet, ist berechtigt, ist legitim. Stehen Sie auf, George, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen."

Walden. Sie sind sehr gütig.

Mathilde. Nein, ich bin nur gerecht.

Walden. Was Sie da sagen, ist purer Sozialismus.

Mathilde. So? Nun, so bin ich eine Sozialistin.

Walden (für sich). Weh mir, ich habe gesiegt. Meine Absichten mit George haben sich rascher erfüllt, als ich jetzt wünsche. (Laut.) Mit Ihrem guten Herzen würden Sie sich nicht begnügen, nur gerecht zu sein; welche Gnade würden Sie in solchem Falle ergehen lassen?

Mathilde. Wie kann ich Das vorhersagen! Das wird übrigens die Zeit lehren.

Walden. Sie hoffen also?

Mathilde. Was?

Walden. Sie lieben George.

Mathilde. Ja! Nein! Was? Ich? George? Lieben? Was sagen Sie da? Unmöglich! Erst heute Morgen einen Korb bekommen, und wieder lieben? Nie! nie wieder — oder höchstens im spätesten Alter.

Dritte Szene.

Die Vorigen. George.

George (im Hintergrunde). Ich weiß nicht, warum ich Angst habe, sie so lange allein zu lassen. Oder zieht es mich nur zu Mathilden zurück?

Walden. Da ist George.

Mathilde. Da ist George.

Walden (geht ihm entgegen, faßt ihn an der Hand). O George, die Weiber! Mit siebzehn Jahren sind sie fix und fertig —

und wie fertig! Geh hin, wirf dich ihr zu Füßen, erobere sie vollends und sei glücklich. Nur für die Jugend ist die Jugend.

(Ab.)

Vierte Szene.

George. Mathilde.

George (bei Seite). Was ist ihm? Er ist so aufgeregt. Das: „Sei glücklich," klang gar nicht so herzlich wie ein Glückwunsch. Und was soll diese Phrase über die Weiber und die Jugend nach einem Gespräche mit Mathilden? Sollte ich doch recht errathen haben? Liebt er sie? Ist er eifersüchtig auf mich? Armer Freund! Du sollst dir nicht selbst einen Nebenbuhler gegeben haben. Ich will das aufkeimende Gefühl ersticken; ich werde dir nicht entreißen, was du Jahre lang mit solcher Liebe gepflegt hast.

Mathilde. Was murmelt er? Er scheint sich zusammenzunehmen — er ist aufgeregt. Will er mir eine Liebeserklärung machen? Soll ich ihn ein wenig zappeln lassen? Ach nein! Ich will gütig sein — ich will meine Grundsätze nicht verleugnen aus niedriger Koketterie.

George. Mein Fräulein, ich komme, um mich Ihnen zu empfehlen.

Mathilde. Sie wollen fort?

George. Es ist spät, und Walden scheint heim zu wollen.

Mathilde. Ich glaube, nach dem Wunsche meiner Mutter zu handeln, wenn ich Sie einlade, bald wieder zu kommen, um ihr vorgestellt zu werden.

George. Entschuldigen Sie mich — ich glaube, nicht wieder kommen zu können — ich reise in den nächsten Tagen ab.

Mathilde. Seit wann haben Sie den Entschluß gefaßt? Vorhin sprachen Sie mit Wohlgefallen von Ihrem hiesigen Aufenthalte und sagten, daß er Ihnen von Stunde zu Stunde lieber

werde, daß Sie wenigstens noch mehrere Wochen, wenn nicht Monate hier bleiben. Was hat Sie so plötzlich umgestimmt?

George. So bin ich —: schrecklich wandelbar. Was mich jetzt entzückt, läßt mich nach einer Stunde kalt, und umgekehrt. Ein Lieutenant ist ein leichtes Wesen, das ein leichter Wind herüber und hinüber dreht. Außerdem — selbst wenn ich bliebe — ich passe nicht in dieses gelehrte Haus, in eine solche Gesellschaft. Ich habe gleich bei meinem Eintritte gemerkt, wie Sie von Lieutenants denken.

Mathilde. Sie irren. Wir haben keine Vorurtheile.

George. Da haben Sie Unrecht. Vorurtheile sind wie die Sprichwörter das Ergebniß jahrhundertlanger Erfahrung. Es steckt immer einige Wahrheit dahinter. Das Vorurtheil gegen die Lieutenants ist eines der begründetsten.

Mathilde. Jede Erkenntniß eines Fehlers ist der Anfang seines Endes.

George. Auch darin haben Sie Unrecht. Man kann seine Fehler kennen und sie lieben. Das ist bei mir der Fall; ich bin unverbesserlich und darum für solche Gesellschaft nicht gemacht.

Mathilde. Das will sagen, Sie würden sich hier sehr langweilen.

George. Das darf ich nicht zugeben. Aber die vier Stunden auf dem Exerzierplatze, die Stunde in der Kaserne, die Stunde auf der Parade und die sieben Stunden in Gast- und Kaffeehaus würden mir sehr fehlen.

Mathilde. Mein Gott, wann haben Sie Zeit zu Ihren pelasgischen Studien, von denen Sie mir heute Morgen sprachen?

George. Verzeihen Sie, ich habe geprahlt. Auch Das ist lieutenanthaft. Für dergleichen bessere oder ernsthaftere Beschäftigungen habe ich keinen Sinn. Ich liebe die Uniform, die Jagd, die Pferde, die Cigarren, die Rangliste, Das ist Alles. Gebildete Neigungen, häusliche Tugenden, sanftere Gefühle, kurz Alles, was den Menschen zum Menschen, aber nicht zum Lieutenant macht, ist meinem Herzen fremd.

Mathilde. Das ist sehr traurig. Das ist ja ein Leben in der Wüste.

George. In der Wüste, aber zu Pferde, wie der Araber: Das ist dem Lieutenant wie dem Araber genug.

Mathilde. Auch die sanfteren Gefühle, sagen Sie?

George. Auch die sanfteren, nicht derberen. Das muß so sein. Die Jahrhunderte haben uns so gemacht, und den Rest von Barbarei in unserer Kultur, den Krieg, haben ja wir zu vertreten. Manchmal allerdings erwacht ein menschliches Regen in uns, wie in Napoleon, als er einmal am Rhein die Abendglocke läuten hörte, aber es erliegt der prädominirenden Natur des Lieutenants. Sehen Sie z. B. die Liebe. Es kann sich ihr kein Sterblicher entziehen, aber in dieser Beziehung ist der Lieutenant unsterblich, ja, mehr als unsterblich. Ein Herkules, alle Götter. Halbgötter und Helden haben ihr ihren Tribut bezahlt — der Lieutenant bezahlt nichts. Er ist über diese Schwäche erhaben, er besiegt sie nicht einmal, er tanzt über sie hinweg.

Mathilde. Sonderbar, ich hatte stets eine ganz andere Anschauung von einem Lieutenant. Vorhin sprachen Sie doch anders von der Liebe.

George. Das war ich Ihnen bei erster Bekanntschaft schuldig, um nicht bei Ihnen anzustoßen.

Mathilde. Ich verstehe Sie nicht.

George. Ein siebenzehnjähriges Mädchen und die Liebe sind identisch, sind ein und dieselbe Person.

Mathilde. Das ist hübsch und wahr.

George. Ich mußte Ihnen also gut sprechen von der Liebe. In Wahrheit aber ist mir diese Sprache so fremd, wie die pelasgische.

Mathilde. Ich bedaure Sie herzlich. Es gibt doch sehr unglückliche Menschen. Ich will Ihnen einen guten Rath geben.

George. Ich bitte.

Mathilde. Nehmen Sie Ihren Abschied. Sie sind jung, Sie können noch gerettet werden.

George (nähert sich). Meinen Sie?

Mathilde. Gewiß. Sie können sich noch aus der Wüste herausarbeiten.

George. Allein — ohne Führer.

Mathilde. Es werden sich gute Menschen finden, die sich Ihrer annehmen.

George. Schon sehe ich eine schöne Oase —

Mathilde. Palmen — Quellen —

George. Ein Land des Glückes.

Mathilde. Eine glückselige Insel.

George. Das ist die Liebe.

Mathilde. Sehen Sie — Sie sind noch zu bekehren.

George. Wenn mir eine gute Seele die Hand reichte. (Er faßt ihre Hand.)

Mathilde (für sich). Soll ich ihm die Hand geben?

George. Und sich meiner annähme. (Er küßt ihr die Hand.)

Mathilde (für sich). Er hat sie schon.

George (bei Seite). Ich vergesse mich. (Läßt die Hand wieder fahren.)

Mathilde (für sich). Und wieder nicht.

George. Fräulein Mathilde!

Mathilde. Herr von Secking!

George. Das Leben ist doch schön!

Mathilde. Welches Leben?

George (für sich). Ich lasse mich hinreißen. (Laut.) Das Garnisonleben.

Mathilde. Ich verstehe Sie nicht mehr.

George. Wie sollen Sie einen Menschen verstehen, der Ihnen so ferne steht, wie die Erde dem Himmel.

Mathilde. Seien Sie gerechter.

Fünfte Szene.

Walden stürzt herein. Die **Vorigen**.

Walden. Es ist Zeit zum Aufbruche.

Mathilde. Ach, Walden! Wie störend.

George (in Gedanken vertieft, rafft sich auf und faßt Waldens Hand). Die Zeit heilt Alles.

Walden. Ich danke für den Trost. Die Zeit heilt nicht, sie gewöhnt.

George. Sie gewöhnt.

Walden. Das Opfer ist also vollbracht.

George. Es ist. Sie wird mich verabscheuen.

Walden. Was?

George. Komm! Mein Fräulein! (Salutirt.)

Mathilde (für sich). Walden entführt mir ihn; ich werde ihm Das nie vergeben.

George (halb für sich). Auf Nimmerwiedersehen! (Er zieht Walden fort.)

Walden. Auf Wiedersehn! (George, Walden ab.)

Sechste Szene.

Mathilde allein.

Mathilde. Da gehn sie Beide hin, und ich bleibe hier allein, verlassen, verstoßen, verschmäht. Nächtige Einsamkeit breitet ihre schwarzen Flügel über mein jugendliches Haupt und mein noch jugendlicheres Herz. Sie mögen mich Beide nicht; Beide haben mich los sein wollen. Das ist ausgemacht. Von Allem, was mir George sagte, glaube ich jetzt kein Wort. Er merkte, wie sehr er mir gefällt, und hat sich so schwarz gemalt, um mir den Geschmack an sich zu verderben, um mich zu überzeugen, daß wir nicht zu einander passen, um mir keinen Korb geben zu müssen. Um wie viel zarter ist er doch als Walden, der mich geradezu

ein Gänschen nannte und mir rund heraus sagte, daß er mich nicht mag. Sich selbst in den Augen eines jungen Mädchens anzuschwärzen, welche Selbstverleugnung, welche Seelengröße! Und Das alles nur, um mir nicht sagen zu müssen: „Mein Fräulein, Sie sind nicht liebenswürdig, ich kann Sie nicht lieben, lassen Sie mich in Ruh.“ Er sagt lieber: „Ich bin nicht liebenswürdig, ich verdiene nicht, geliebt zu werden, ich will Sie in Ruhe lassen.“ Schon dieses Edelmuthes wegen müßte man ihn lieben. (Geht in der Stube auf und ab, setzt sich und steht wieder auf.) Zwei Körbe an Einem Tage! Mathilde! arme Mathilde! Es scheint eine Unmöglichkeit, dich zu lieben. Aber haben sie nicht Recht? Kann man eine Person lieben, die an Einem Tage zwei Männer liebt? Welche Verworfenheit — aber auch welche Strafe? — Die Natur scheint die Männer solchen verruchten Geschöpfen gegenüber mit einem Vorgefühl ausgestattet zu haben, mit einer Ahnung, die unser Eins in Verzweiflung bringen könnte. Die gütige Natur — eine schöne Güte! So bevölkert sie die Welt mit alten Jungfern. Es hat allen Anschein, daß ich diese Bevölkerung um ein Individuum vermehren werde. — Sei's aus physischen oder moralischen Gründen, so viel steht fest, es will mich Keiner! Keiner. Ich muß mich frühzeitig auf dieses harte Loos vorbereiten. O Gott, o Gott, so jung und schon alte Jungfer! (Sie wirft sich in einen Lehnstuhl.)

Siebente Szene.

Mathilde. Konstanze.

Konstanze. Fräulein Mathilde, es ist spät. Die Mama ist erwacht, es ist Zeit, schlafen zu gehen.

Mathilde (deklamirend). Schlafen, vielleicht auch träumen — und welche Träume in diesem Schlafe kommen mögen, Das ist die Rücksicht. — Wer trüge sonst der Zeiten Schmach —

Konstanze. Was hamletisiren Sie da?

Mathilde. Es ist etwas faul im Staate meines Herzens. Ich bin so unglücklich, so in zwei Seelen getheilt und habe so viele Fragen an die Philosophie zu stellen, wie der dänische Prinz. Geh in ein Kloster, Ophelia.

Konstanze. Welche Fragen?

Mathilde. Es ist wahr — Sie können mir manche dieser Fragen eben so gut beantworten, wie die Gouvernante der Weltgeschichte, die Philosophie; denn Sie sind die alte Erfahrung.

Konstanze. Die alte?

Mathilde. Erste Frage: Darf man an Einem Tage zwei Männer lieben?

Konstanze. Nein!

Mathilde. Warum nicht?

Konstanze. Das würde im gewöhnlichen Jahre siebenhundert und dreißig, im Schaltjahre siebenhundert und zwei und dreißig ausmachen.

Mathilde. Zahlen beweisen. Siebenhundert und dreißig! Das wäre allerdings unter allen Umständen zu viel. Andere Frage: Wie richtet man sich ein, um eine alte Jungfer zu werden? Wie wird man dieses Gedankens ohne allzugroßen Kummer Herr und Meister? Welches ist das Gefühl, welches die Lebensweise einer alten Jungfer?

Konstanze. Das weiß ich nicht.

Mathilde. Dazu sind Sie zu jung?

Konstanze. Dazu ist man immer zu jung.

Mathilde. Freilich, freilich — Sie sind erst — ich weiß nicht, wie alt. Aber Sie hatten wenigstens Zeit, über diese Frage nachzudenken?

Konstanze. Nein, ich habe noch keinen Moment gefunden.

Mathilde. Wann hört man denn auf, zu lieben?

Konstanze. Sie müssen eine Aeltere fragen.

Mathilde. Das sagen auch die Siebzigjährigen.

Konstanze. Also, warum fragen Sie mich? Ich weiß nichts von Altjungfernthum.

Mathilde. Es scheint ein Ordensgeheimniß, denn es gibt so viele, und keine will Auskunft geben. — Fräulein Konstanze, wissen Sie nicht, wo man Kanarienvögel, Möpse und sonstiges Zubehör alter Jungfern zu kaufen bekommt?

Konstanze. Sie sind unausstehlich. Kommen Sie. Die Mama wird gleich erscheinen.

Mathilde. Ach, soll ein Mops mein ganzes Dasein ausfüllen! (Beide ab, rechts.)

Achte Szene.

Walden. George. Bald darauf **Mathilde.**

Walden (George hereinziehend). Nein, so war es nicht gemeint. Glaubst du, ich könnte dich so neben mir einhergehen sehen, mit hängendem Kopf, die Nacht mit Seufzern erschütternd, wie ein Romeo? — Wenn ich von Opfern sprach, so meinte ich mich.

George. Wenn ich von Opfern sprach, so meinte ich *mich*. Glaubst du, ich könnte dich so neben mir einherschreiten sehen, um deine wunde Brust geschlagen den Mantel der Melancholie?

Walden. Ich habe dich hieher zurückgeschleppt, um der Sache ein Ende zu machen.

George. Ich habe mich hieher zurückschleppen lassen, um deiner Verlobung als Freund beizuwohnen; um ihre Hand in die deine zu legen.

Mathilde (zurückkommend, in der Thüre). Welch ein Lärm! Gottlob, da sind sie wieder. Mir ahnt, daß ich keinen Mops kaufen werde.

Walden. Du wirst mich meinen Grundsätzen nicht treulos machen; ich bin zu alt für sie.

Mathilde. Nichts Schöneres, als ein Mann von Grundsätzen.

George. Du wirst mich nie dazu bewegen, dir ein Mädchen vor der Nase wegzuschnappen.

Mathilde. Wie kindisch! — Da muß ich dazwischen treten. (Laut.) Um was streiten sich die Herren?

George, Walden. Da ist sie selbst.

Mathilde. Kann ich vielleicht Frieden stiften?

George (faßt ihre Hand). Ja, mein Fräulein, indem Sie mich diese Hand in diese Hand legen lassen (er faßt die Hand Waldens).

Mathilde (zieht ihre Hand zurück, stolz). Mein Herr, wer gab Ihnen das Recht, über meine Hand zu verfügen? Ich bin keine Prinzessin, daß meine Hand bei Friedensschlüssen vergeben werden könnte.

Walden. Siehst du, wie staatsklug sie mit einem Male wird? Wir wollen sehen, wie lange die Staatsklugheit dauert. Mathilde, der Friede zwischen Freunden ist ein Opfer werth.

Mathilde. Sie wissen, daß ich Ihnen von jeher alle väterlichen Rechte einräumte. (Walden faßt ihre Hand, um sie in die Hand Georges zu legen — bleibt nachdenkend stehen.)

Walden. Ich soll sie also selbst vergeben!

Mathilde. Nun? Ich bin begierig, was Sie thun wollen. Geniren Sie sich nicht.

Walden. Ich erwartete nur die Mama. Da kommt sie.

Neunte und letzte Szene.

Die **Vorigen.** Die **Gräfin**, mit einem großen Buche in der Hand, zwei weibliche Sekretäre hinter ihr, ebenfalls Bücher tragend.

Gräfin. Ich bin früh aufgestanden. Die Keilschrift läßt mich nicht schlafen. Wäre nur Walden da.

Walden. Hier bin ich.

Gräfin. O rettender Gott! Aber auch der Lieutenant — was will ein Lieutenant da? Es gibt keine Kriegskunst seit der Schlacht bei Pharsalus.

Walden. Das behauptet er auch.

Gräfin. Wirklich! Der ist mein Mann. (Nähert sich George.)

Herr Lieutenant, beantworten Sie mir eine Frage, die mich seit Jahren quält. Die Steigbügelfrage.

George. Frau Gräfin, die Steigbügelfrage?

Gräfin. Ja! diese höchst wichtige Frage. Wie war es mit der Reiterei bei den alten Völkern beschaffen? In keinem alten Schriftsteller lesen wir von Steigbügeln, auch fehlen sie ganz an den alten Pferde- und Reiterstatuen.

George. Es ist wahr. Aber auf ägyptischen Hieroglyphen sehen wir Steigbügel.

Gräfin (froh). Nicht möglich! Wie glücklich bin ich! Aber welches Volk hat die Steigbügel erfunden?

George. Nach den Gesichtszügen der Reiter zu schließen, irgend ein szythisches Volk, oder irgend eines von den Hochebenen Asiens. Doch wissen wir Das nicht genau, aber es liegt auch nichts dran. Der Steigbügel macht nicht den guten Reiter; im Gegentheil. Die Alten ohne Steigbügel mußten um so bessere Reiter gewesen sein.

Gräfin (schüttelt ihm die Hand). Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Auskunft. Sie beruhigt mich außerordentlich über die alten Parther. (Zu Walden.) Ein herrlicher junger Mann! Er könnte mich in meinen Studien über die Kriegswissenschaft bei Persern und Parthern sehr unterstützen.

Walden. Gewiß. Er ist ganz der Mann darnach. Aber jetzt wollte ich Ihnen über etwas Wichtigeres sprechen.

Gräfin. Ueber die Keilschrift? Ich bin ganz Ohr.

Walden. Nein, über Mathilde.

Gräfin. Ueber Hypsipyle? Sie wissen, über Modernes spreche ich nur in den Morgenstunden.

Walden. Machen Sie heute eine Ausnahme. Ich halte um Mathilden an.

Gräfin. So? — Ach, ich dachte, Das wäre schon abgemacht. Nun, Sie wissen ja, Sie haben meine Einwilligung, und hier haben Sie meinen Segen. (Ergreift seine und Mathildens Hand.) Seid glücklich!

Walden (für sich). Ich Unglücklicher, muß ich sie noch einmal ausschlagen! (Laut.) Nicht für mich, für diesen Lieutenant halte ich an.

George. Edler Mensch!

Mathilde. Guter Walden, ich werde es Ihnen nie vergessen.

Walden (für sich). Wie grausam sind die Glücklichen.

Gräfin. So? Sie wollen sie nicht? — Nun, ich bin dem Lieutenant so viel Dank schuldig. Herr Lieutenant, seien Sie glücklich! — Wie heißen Sie eigentlich?

Mathilde. Lieber Walden, ich bin Ihnen ewig dankbar für die Weigerung, mich zu heirathen. Ich ernenne Sie dafür zu meinem Vater.

Walden. Ich bin gerührt.

Mathilde. Und zum Großvater meiner Kinder.

Walden. Lassen Sie ab! Sie erdrücken mich mit Dankbarkeit.

George. Walden, was kann dich entschädigen?

Walden (ironisch). Was den Edlen immer entschädigt: das Bewußtsein und ein ruhiges Alter.

Gräfin. Jetzt zur Keilschrift.

(Der Vorhang fällt.)

Alphabetisches Register

des

Inhalts sämmtlicher zehn Bände.

Abdallah (Erzählung) V, 440.
Adam und Eva, eine Idylle II, 249.
Alte Jungfer, die (Novelle) V, 170.
Alte Richter, der (Erzählung) VII, 464.
Andenken, das, der Mutter (Roman) IX, 1.
An der Spielbank (Novelle) VI, 216.
Animo (baskische Sage) V, 300.
Ausgestoßenen, die (Novelle) VII, 3.
Bankozettel, die schwarzen X, 391.
Barye, Bildhauer (Biographie) X, 243.
Battyanyi (poetische Erzählung) II, 141.
Bei Kunstreitern (Novelle) VI, 115.
Beranger (Biographie) X, 215.
Bilder aus Dänemark (Reisebilder) III, 485.
Biographische Bilder und Skizzen X, 165.
Böhmische Elegien I, 56.
Brendel, Maler X, 339.
Briefe aus Dublin III, 1.
Blinde Wilhelm, der (Erzählung) IV, 362.
Brief, ein, aus Italien, X, 117.
Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen X, 1.
Brüder Matthieu, die (Novelle) VII, 401.
Bürgschaft, die (orientalisches Märchen) V, 268.
Camao, der (poetische Erzählung) I, 303.

Deutsch', Französisch und Englisch (Novelle) VII, 257.
Diarium eines Mönchs (Gedicht) I, 140.
Doktor Schwan (Novelle) VI, 167.
Dur und Moll (Erzählung) IV, 493.
Entführung, eine, in Böhmen (Novelle) VII, 374.
Erinnerungen an Rossini X, 283.
Erinnerungen, revolutionäre X, 1.
Erlebnisse während des Staatsstreichs X, 95.
Erscheinung, die, der Aebte V, 376.
Erste Himmelfahrt, die (italienische Legende) V, 376.
Erzählungen eines Unstäten IV, 177.
Erzählungen meiner Freunde V, 1.
Feigheit (Novelle) VI, 364.
Fleury, Maler X, 260.
Flüchtling, der (Novelle) VII, 153.
Frankfurter Septembertage X, 28.
Frau Konsulin, die (Novelle) V, 393.
Fritz! Fritz! (Erzählung) V, 31.
Frommer Betrug, eine (Erzählung) IV, 452.
Gaben der Korigans (bretonisches Märchen) V, 285.
Gedichte aus dem Nachlaß II, 423.
Gedichte, neuere I, 119.
Gefangene, der, von Chillon (historische Novelle) VIII, 1.
Geschichte, die, des Elfenkönigs O'Donoghue (irisches Märchen) III, 49.
Geschichte, die, des Königs Lavra (irisches Märchen) III, 44.
Gesicht, das, der Prinzessin Marie von Orleans (Erzählung) V, 347.
Gipsfigur, die (Novelle) VII, 94.
Gleich und Gleich (dramatisches Sprichwort) X, 427.
Glocke, die (Novelle) V, 125.
Gloria und eine Sage von Johannes Parricida (Erzählung) IV, 325.
Goldene Haar, das, und die Geschichte zweier Küsse (Erzählung) IV, 233.
Goldene Schlüssel, der (Novelle) VII, 309.
Gräfin Sassari (Novelle) VI, 61.
Hamon, Maler X, 303.
Hebert, Maler X, 325.
Heilbuth, Maler X, 335.
Heilige, der (orientalisches Märchen) V, 262.
Heimkehr und Flucht (Gedicht-Cyklus) I, 322.
Heller, Stephen, Komponist X, 254.
Henneberg, Maler X, 342.
Herbadilla (Legende aus dem Boccage) V, 336.

Hetman, der (Novelle) VI, 415.
Imer, Maler X, 340.
Indogermanische Geschichte, eine (Erzählung) IV, 298.
Intermezzo (Gedicht) I, 197.
Italienischer Priester, ein (Novelle) VI, 159.
Jerome, Maler X, 300.
Johannisberg (Novelle) IX, 341.
Kalotas, (poetische Erzählung) II, 215.
Kelch und Schwert (Gedichte) I, 1.
Knaus, Maler X, 347.
Kontraste (Erzählung) IV, 474.
Krieg, der, um den Wald (Erzählung) IV, 1.
Kuchen, der (catalanisches Kindermärchen) V, 385.
Künstler und Prätendent X, 182.
Le mie prigioni (Vorrede) IV, 179.
Letzten Montanini, die (Novelle) VII, 281.
Letzten Tage, die, eines Königs (historische Novelle) VIII, 163.
Luise von Eisenach (poetische Erzählung) II, 226.
Märchen, das, vom Blanskywald IV, 98.
Märchen und Geschichten aus Osten und Westen V, 257.
Mazzini X, 167.
Miß Ellen (Erzählung) IV, 257.
Modenesische Geschichte, eine (Novelle) VII, 127.
Nachlaß, Gedichte II, 423.
Nein (Novelle) VII, 233.
Nessuskleid, das (Erzählung) IV, 412.
Ofen, der, Barbarossa's (deutsches Märchen) V, 367.
Pantoffel, der (Erzählung) V, 427.
Prager März- und Apriltage X, 5.
Prim X, 177.
Provenzalen (Volkslieder und Balladen) III, 295.
Reimchronik des Pfaffen Maurizius II, 1.
Rheingränze, die (Erzählung) IX, 289.
Ricard, Gustav, Maler X, 312.
Rostet nicht (Novelle) VII, 61.
Roswitha, Oper II, 361.
Rothbärte, die (orientalisches Märchen) V, 271.
Rude, François (Biographie) X, 190.
Sackville (poetische Erzählung) II, 159.
Saludador, (baskische Sage) V, 312.
Samariterin, die, und die Patrioten (Erzählung) IV, 210.

Satiren, neue II, 317.
Schatten (poetische Erzählungen) II, 157.
Scheffer, Ary X, 306.
Schloß im Gebirge, das (Novelle) VII, 348.
Schuster, der (persisches Märchen) V, 372.
Selvaggia (Novelle) VI, 132.
Stunde, eine, im Leuchtthurm (Novelle) VII, 214.
Symphonien I, 260.
Tagebuch aus Languedoc und Provence III, 57.
Tage, die letzten, des deutschen Parlaments X, 73.
Tage, die letzten, eines Königs (historische Novelle) VIII, 163.
Tante Helene (Novelle) VI, 460.
Tanzmeister, der (Erzählung) V, 3.
Verbannte, der (Erzählung) IV, 399.
Verbannten, die, von Locarno (poetische Erzählung) II, 203.
Vermuthung, eine X, 415.
Verrechnet, (Novelle) VI, 309.
Volkslieder, bretonische I, 369.
Volkslieder, bulgarische I, 354.
Volkslieder, provenzalische III, 295.
Von Frühling zu Frühling (Roman) VIII, 333.
Wanderungen durch celtisches Land III, 405.
Wanderungen durch Pariser Ateliers X, 257.
Warten (Erzählung) V, 110.
Westöstliche Geschichten aus der neuesten Zeit V, 391.
Wiener Oktobertage X, 39.
Wilde Jäger, der, in Frankreich V, 340.
Wilhelm Tell (Erzählung) IX, 241.
Wirkung in die Ferne (Erzählung) V, 85.
Wolfstödter; der (Erzählung) IX, 84.
Wort, das, einer Frau (Erzählung) IV, 445.
Wunder, die, des Magnetismus X, 353.
Zeitlosen, Gedichte I, 223.
Zwanzig Millionen (Novelle) VI, 233.
Zweck, der, heiligt die Mittel (Novelle) VI, 3.
Zwei Eimer, die (russisches Volksmärchen) V, 359.
Zwei schlaflose Nächte (Erzählung) V, 64.
Zuckererbse (russisches Volksmärchen) V, 355.

Date Due

DE2 '69			